В. Г. Адмони

Теоретическая грамматика немецкого языка

Строй современного немецкого языка

Допущено Министерством просвещения СССР в качестве учебного пособия для студентов педагогических институтов по специальности № 2103 «Иностранные языки»

Издание четвертое, доработанное

Москва
«Просвещение»
1986

Рецензент:
кафедра немецкого языка Калужского педагогического института

А $\frac{4309000000-705}{103(03)-86}$ 57

ББК 81. 2Нем

Zum Gedenken an Tamara Silman

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage

Das vorliegende Buch will nur zum tieferen Verständnis des deutschen Sprachbaus in seinen wesentlichen Zügen beitragen, ohne auf Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes Anspruch zu erheben, was ein Buch von viel größerem Umfang erfordern würde. Der Verfasser setzt voraus, daß die Studenten, wenn sie an die theoretische Grammatik herantreten, ausreichende praktische Kenntnisse im Deutschen besitzen. Deswegen fehlt es im Buch z. B. fast völlig an Paradigmen. Den Sinn und den Zusammenhang der grammatischen Formen zu klären, das System des deutschen Sprachbaus in seiner strukturellen Eigenart anschaulich zu machen — das ist die eigentliche Aufgabe des Buches.

Ein tieferes Erfassen des Wesens und des Gesamtsystems der deutschen Sprache wird dem Studenten auch praktisch von großem Nutzen sein, denn viele der vereinzelten Regeln und Normen, die er beim praktischen Studium der deutschen Sprache kennenlernte, fügen sich nun zu einer Totalität zusammen, die es leichter macht, sich auch das Einzelne besser anzueignen und zu behalten.

Der Verfasser hofft, daß auch manche sprachliche Erscheinungen, die im Buche nicht erwähnt oder nur gestreift werden, vom Standpunkt der hier dargelegten allgemeineren Gesetzmäßigkeiten aus ihren Platz im Gesamtsystem des deutschen Sprachbaus finden werden.

Der allgemeinen Einstellung des Buches entsprechend kommt es nicht auf die formalen Definitionen, sondern auf die Schilderung der wesentlichen Züge der betreffenden grammatischen Erscheinungen an. Bei der Bestimmung der Hauptgesetzmäßigkeiten des deutschen Sprachbaus wurden in ausgiebiger Weise Vergleiche mit dem Bau einiger anderen Sprachen, vor allem mit dem des Russischen und des Englischen, angestellt. Des Raummangels wegen konnte es sich der Verfasser leider nicht leisten, dasselbe bei der Behandlung von einzelnen Spracherscheinungen zu tun. Eben deswegen mußte auch die Zahl der angeführten sprachwissenschaftlichen Werke sehr eingeschränkt werden.

Die Beispiele haben in diesem Buch nur die Aufgabe zu veranschaulichen. Eine geringe Anzahl von Beispielen ist grammatischen Schriften entnommen, die meisten der Schönen Literatur, einige wissenschaftlichen und technischen Büchern und Zeitungen.

Wie der Leser hoffentlich bald merken wird, war es eines der Hauptziele, die sich der Verfasser gestellt hat, den Wert vieler Begriffe und Thesen der traditionellen Grammatik zu betonen. Das Buch versucht, um einen Ausdruck von Lessing zu gebrauchen, eine «Rettung» der traditionellen Grammatik zu sein, die in der letzten Zeit so viel geschmäht wurde. Es bedeutet aber nicht, daß diese Grammatik dabei

überhaupt unangetastet bleiben soll. Der Verfasser meint nur, daß man die wichtigsten Kategorien und Grundsätze der traditionellen Grammatik, da sie sehr wesentliche Seiten der sprachlichen Wirklichkeit fixieren, nicht einfach beiseite schieben, sondern als Grundlage für die weitere Arbeit — vertieft, präzisiert und manchmal umgeformt — beibehalten muß. Übrigens ist es eine strittige Frage, was man überhaupt unter dem Begriff «traditionelle Grammatik» verstehen soll. Letzten Endes sind es ja alle verschiedenartigen und oft einander widersprechenden grammatischen Theorien, die aber in ihrer Entwicklung eine ununterbrochene Kontinuität darstellen und einander weiterführen — im Gegensatz zu solchen Theorien, die die Erforschung des deutschen Sprachbaus tatsächlich von Anfang an zu beginnen versuchen, wie es vor allem die strukturalistisch gerichtete Grammatik tut. Dennoch glauben wir, daß auch in dem Verfahren dieser linguistischen Richtung einiges von großem Werte ist, z. B. die Präzisierung der morphematischen Analyse des Wortes.

Übrigens wurde die Analyse der formalen Struktur des Wortes schon von F. Fortunatow und A. Peschkowski konsequent durchgeführt.

Aber besonders wichtig für die Weiterentwicklung der grammatischen Theorie ist doch, nach der Meinung des Verfassers, die bewußte und systematische vielseitige Analyse der grammatischen Erscheinungen, die ihrem Aspektreichtum gerecht werden und ihre adäquate Erfassung ermöglichen soll.

1960

Vorwort zur dritten Auflage

Sowohl die Struktur des Buches als auch die theoretische Grundeinstellung des Verfassers sind in der dritten Auflage die alten geblieben. Aber außer manchen Neuerungen, die dem heutigen Stand der Forschung Rechnung tragen und die wichtigeren neuen Schriften zur deutschen Grammatik berücksichtigen, bringt die dritte Auflage eine vollständigere Darstellung einiger Gebiete der Syntax. Demzufolge mußte die Anzahl und zum Teil die Numerierung der Kapitel und der Paragraphen im syntaktischen Teil geändert werden.

Auch das Literaturverzeichnis wurde durchgesehen und vervollständigt (zum Teil auf Kosten einiger Werke, die weniger aktuell geworden sind).

Die zweite Auflage des Buches wurde in einigen Fachzeitschriften besprochen: von Lars Hermodsson (Studia Neophilologica, 1967, Nr. 1), Manfred Faust (Indogermanische Forschungen, 1968, H. 1—2), Dieter Wunderlich (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Tübingen, 89. Bd., 1968, H. 2—3), Wolfgang Müller (Muttersprache, 1969, H. 7—8). Ich ergreife Gelegenheit, um den Rezensenten herzlich zu danken. Alle ihre Einwände habe ich sorgfältig geprüft und manche Änderungen dementsprechend vorgenommen.

1972

Vorwort zur vierten Auflage

Die Neuauflage dieses Buches ist den Anforderungen des 1980 vom Ministerium für Bildungswesen der UdSSR verabschiedeten Programms für die theoretische Grammatik der deutschen Sprache in den pädagogischen Hochschulen angepaßt, indem sie auch die in Programm erwähnten Fragen und Termini berücksichtigt, die in den vorigen Auflagen des Buches nicht berührt wurden. Der Aufbau des Buches konnte dabei der alte bleiben, da seine Grundeinstellung dem des Programms durchaus entspricht. (Die dritte Auflage des Buches steht ja in der Liste der Bücher, die das Programm als obligatorische Lektüre empfiehlt.)

Aber eine Umarbeitung des Buches war deswegen nötig, weil in den letzten Jahren nicht nur viele neue Schriften erschienen sind, die sich mit den Fragen der deutschen Grammatik befassen, sondern auch weil in dieser Zeit immer größere Bedeutung mehrere neue Grammatiktheorien gewonnen haben, die den Anspruch erheben, die einzig richtige Erklärung der Tatsachen des deutschen grammatischen Systems zu bieten, und sich den Status besonderer Grammatiken aneignen: verschiedene Abzweigungen der Generativistik, Kasusgrammatik, Dependenzgrammatik, Valenzgrammatik, Kommunikationsgrammatik usw. Es werden immer wieder Versuche gemacht, das Aufkommen der oder jener von diesen Grammatiktheorien dem Neubeginn oder der Gründung der wissenschaftlichen Grammatik überhaupt gleichzusetzen. Nun aber habe ich bereits im Vorwort zur ersten Auflage dieses Buches die Kontinuität in der Entwicklung der grammatischen Theorie hervorgehoben und bin allen Versuchen entgegengetreten, die Erforschung des deutschen Sprachbaus (und des Sprachbaus überhaupt) ganz vom Anfang an zu beginnen und die vorigen Leistungen auf diesem Gebiet pauschal zu leugnen. Deswegen sehe ich mich genötigt, an entsprechenden Stellen des Buches die neuen grammatischen Richtungen in aller Kürze zu prüfen und ihnen ihre wahre Stelle in der einheitlichen Theorie der Grammatik anzuweisen. Denn diese Richtungen sind in der Regel keineswegs ganz belanglos. Sie bringen gewöhnlich manche neue Erkenntnisse, die aber nur einen Teilbereich des grammatischen Systems umfassen oder für besondere Zwecke bei Erforschung des grammatischen Systems relevant sind. Sie sind also in den meisten Fällen nützlich. Aber sie können nicht die grammatische Theorie als solche ersetzen, d. h. solche Theorie, die das grammatische System in seiner Ganzheit, als eine Totalität zu erforschen strebt. Erst indem sie in diese allgemeine Grammatiktheorie eingegliedert oder wenigstens mit ihr in Verbindung gebracht werden, erhalten diese Theorien ihren wahren Wert und können richtig gedeutet werden. Es sei auch nicht zu vergessen, daß die konkreten sprachlichen Tatsachen, die von den neuen «Grammatiken» untersucht werden, in der Regel bereits seit langem, wenn auch nur teilweise, unpräzise und im Vorübergehen, von der traditionellen Grammatik beachtet wurden.

Diese Erwägungen erklären, weshalb in der vorliegenden Neuauflage ziemlich oft polemische Noten erklingen.

In den unzähligen, verschiedene Bereiche des deutschen Sprachbaus behandelnden Arbeiten, die in den letzten fünfzehn Jahren erschienen sind, wurden viele interessante konkrete Beobachtungen gemacht, die ich zu berücksichtigen versuche. Dies ist ja auch ein wichtiger Grund, der die Neuauflage des Buches durchaus wünschenswert machte. Allerdings mußte ich mich, der Grundeinstellung des vorliegenden Buches gemäß, vor allem nur mit den wichtigsten Erscheinungen und mit den allgemeinen Richtlinien begnügen, auch nur mit ihren wesentlichsten Projektionen auf die Peripherie des grammatischen Systems. Aber auch dafür brauchte ich Raum und mußte deshalb manche Abschnitte streichen. Es wurden sogar zwei Paragraphen durch neue ersetzt. Deswegen wurde ich genötigt, an einigen Stellen auf die 3. Auflage des vorliegenden Buches hinzuweisen (unter der Signatur: DSB).

Von den unzähligen neuen Veröffentlichungen im Bereich der deutschen Grammatik konnte hier nur ein ganz kleiner Teil, nur die unumgänglichsten, erwähnt werden. Viele Schriften sind mir übrigens gewiß überhaupt unbekannt geblieben. Um für die neueren Werke im Literaturverzeichnis Raum zu schaffen, mußten manche älteren, die weniger aktuell geworden sind, gestrichen werden.

Es ist zu bedauern, daß manche Forscher, die sich bei der Behandlung einiger Probleme der deutschen Grammatik mit dem vorliegenden Buch auseinandersetzen, die älteren Auflagen des Buches benutzen, besonders die von 1966. Die neueren Auflagen bringen ja Erweiterungen und Präzisierungen, die man bei solchen Auseinandersetzungen berücksichtigen sollte.

In Dankbarkeit und Trauer gedenke ich der Frau Prof. E. W. Gulyga, die ihre Besprechung der dritten Auflage des Buches in der Zeitschrift «Filologičeskije nauki» (1974, Nr. 2) veröffentlicht hat. Mein Dank gebührt auch Herrn G. Kolde, der in den «Indogermanischen Forschungen», Bd. LXXIX, die dritte Auflage eingehend besprochen hat.

1986

Einleitung

§ 1. Der grammatische Bau der Sprache. Das Morphem. Morphologie und Syntax

Im Leben der menschlichen Gesellschaft hat die Sprache zwei außerordentlich wichtige und unlöslich miteinander verbundene Hauptaufgaben zu erfüllen: Sie ermöglicht den Austausch von Mitteilungen unter den Menschen und bildet die Form, in der das menschliche Denken verläuft. Mit anderen Worten: Sie vollzieht den Austausch von Gedanken. Aber um dieser Anforderung Genüge zu leisten, ist die Sprache genötigt, alles zum Ausdruck zu bringen, was in den Gesichtskreis des Menschen auf der betreffenden Stufe der geschichtlichen Entwicklung fällt, alle Dinge und Erscheinungen, alle Prozesse und Eigenschaften, alle Sachverhalte und Beziehungen, die irgendwie für den Menschen von Bedeutung sind und sich also zum Gegenstand der sprachlichen Mitteilung eignen. Auch das Gefühlsleben des Menschen, seine Lust- und Unlustempfindungen, sein Staunen usw., gehören dazu; auch sie drängen nach sprachlichem Ausdruck.

Über zwei Mittel verfügt die Sprache, um diesem fast schrankenlosen Gehalte, dieser unübersehbaren Menge von Gegenständen den erwünschten Ausdruck zu verleihen. Einerseits besitzt jede Sprache einen ungeheuren Vorrat an einzelnen Komponenten, Lautkomplexen, welche die betreffenden Dinge, Erscheinungen usw. unmittelbar und als solche bezeichnen, sie sozusagen benennen. Anderseits steht jeder Sprache eine beträchtliche Anzahl verschiedenartiger Formen zur Verfügung, die sich an diese unmittelbar benennenden Lautkomplexe anlehnen, sie modifizieren und in Verbindung bringen. Der Bestand solcher Formen und die Art ihres Zusammenwirkens mit den unmittelbar benennenden Lautkomplexen haben in jeder Sprache ihre Besonderheiten.

Die Gesamtheit dieser Formen (einer Sprache) bildet eben das, was man gewöhnlich als die «Grammatik» oder den «grammatischen Bau» der Sprache bezeichnet. (Eine andere Bedeutung des Wortes «Grammatik» ist die theoretische oder praktische Lehre von dem grammatischen Bau der Sprache.)

Man könnte dabei leicht in Versuchung geraten, unter den unmittelbar benennenden Lautkomplexen ohne weiteres die Wörter, das lexikale System der Sprache zu verstehen. Und es wäre im großen und ganzen auch richtig, denn gerade der Wortschatz spiegelt in seiner Gesamtheit die ganze vom Menschen aufgefaßte Welt wider.

Und doch, wenn man diese Frage genauer betrachtet, darf man beim Wort nicht stehenbleiben. Gewiß, es gibt solche Wörter und solche Wortformen, die wirklich oder scheinbar nur dazu dienen, etwas unmittelbar zu benennen: *Wald, schön*. Aber in vielen Sprachen, unter anderem auch in der deutschen Sprache, ist das Wort selbst, in der Regel, eine Verschmelzung von zwei oder mehreren Morphemen, d. h. kleinsten bedeutungstragenden Einheiten des Redestroms: einem

Grundmorphem («Grundteil» nach Peškovskij, 12; «Basismorphem» nach Trager — Smith, 55), das den Begriff bezeichnet, der das unmittelbare Objekt des Gedankens ist, und irgendwelchen hinzukommenden Bestandteilen, die sich an das Grundmorphem anlehnen und es modifizieren. In dem Wort *Knabe* erfüllt nur das Grundmorphem, der Komplex *Knab-*, die Aufgabe, einen bestimmten Dingbegriff zu bezeichnen; die Komponente *-e,* das Hilfsmorphem, gibt dagegen einige allgemeine abstrahierte Begriffe an (männliches Geschlecht, Einzahl, Nominativ), die den semantischen Gehalt des Komplexes *Knab-* überlagern. Selbst die Wortform *Frau* besitzt eigentlich mindestens einen von solchen «überlagernden» grammatischen Begriffen (Einzahl). Er ist aber geradezu durch das Fehlen des Nebenbestandteiles gekennzeichnet, der in der Mehrzahl in der Form *-en* erscheint — also durch ein sogenanntes «Nullmorphem».

Für das typische Wort in der deutschen Sprache (dasselbe gilt auch für viele andere Sprachen) ist also nicht das einfache Benennen, die «reine Nominierung» eines Dinges oder einer Erscheinung usw. charakteristisch, sondern die Bezeichnung dieses Dinges, dieser Erscheinung usw. unter gleichzeitiger Hinzufügung allgemeiner abstrahierter Begriffe, die notwendig miterwähnt werden müssen, obgleich sich das Interesse des Redenden in der Regel keineswegs auf sie richtet. Diese das Grundmorphem überlagernden Bedeutungen sind eben die «grammatischen Bedeutungen».

Nach der Lehre von A. A. Potebnja enthält jedes Wort (eigentlich Wortform) in sich Hinweise auf einen gewissen semantischen Gehalt, der eben nur ihm eigen ist, und zu gleicher Zeit Hinweise auf eine oder einige Klassen oder Ordnungen, die man «grammatische Kategorien» nennt (65, 35). So wird das Wort (eigentlich die Wortform) nicht nur zu einer semantischen, sondern auch zu einer grammatischen Einheit. Die Erforschung des Aufbaus von solchen Einheiten, in erster Linie die Erforschung des Verhältnisses zwischen dem Grundmorphem, das der Träger der lexikalen Bedeutung ist, und den Hilfsmorphemen (Nebenmorphemen oder Formanzien), die die kategorialen grammatischen Bedeutungen bezeichnen, ist die Aufgabe der Morphologie, des ersten der beiden Hauptteile der Grammatik.

Die Hilfsmorpheme mit einer und derselben Semantik, wie sie in ihrer Gestalt bei verschiedenen grammatisch parallelen Wortformen auftreten, können lautlich variieren. Z. B. bei der Bezeichnung des Plurals der Substantive: *Gäste-e — Wäld-er.* Solche konkrete Gestaltungen der Morpheme werden Morphe genannt und in ihrer Beziehung zueinander Allomorphe des Morphems.

Doch sind nicht alle grammatischen Formen eines und desselben Wortes in bezug auf das «reine» Benennen des unmittelbaren Gegenstandes des Gedankens einander gleich. Man spürt z. B. deutlich die Tendenz, in jeder lexikal-morphologischen Klasse von Wörtern, die eine Wortart (einen «Redeteil») bilden, eine Wortform auszusondern, die im grammatischen Paradigma des Wortes direkt und ohne Beimischung irgendwelcher grammatischer Nebenbegriffe ein Ding, eine Erscheinung usw. bezeichnet. Bei dem Substantiv ist es die Nomina-

tivform, bei dem Adjektiv die kurze (unflektierte) Form, falls man sie bilden kann, usw. Auf diese Weise, durch den Gebrauch solcher repräsentativer Formen, erfüllt das Wort mehr oder weniger erfolgreich eine seiner wichtigsten Funktionen — die Nominierung, die Benennung der Dinge, der Erscheinungen usw. als solcher, situationsfern und kontextfrei, ohne jegliche Beziehung zum Satz (die Nennfunktion oder «Nominierungsfunktion» des Wortes). Die Wortform, die dazu dient, befindet sich somit, um einen Ausdruck von Behaghel zu gebrauchen, in der «syntaktischen Ruhelage» (133).

Auch die Nennformen des Wortes sind in den allermeisten Fällen von den Hilfsmorphemen (im Deutschen in erster Linie von dem Nullmorphem) und von den Nebenbedeutungen nicht völlig frei. Aber das sprachliche Denken versucht, sie womöglich auszuschalten.

Die grammatischen Bedeutungen einer Wortform werden oft Grammeme oder Sememe genannt, und die Analyse der Wortform dementsprechend mit der lexikologischen Semem- oder Komponenten- oder Faktorenanalyse in Einklang gebracht (vgl. 78, 139—146; 173, 465—469).

Wenn aber die Wortform nicht nur der Benennung dient, sondern auch als Glied einer Mitteilung (und somit eines Gedankens) auftritt oder selbst eine Mitteilung (und somit einen Gedanken) formt, so werden nicht nur die ihr innewohnenden grammatischen Bedeutungen aktualisiert, sondern sie werden noch von mehreren verschiedenen Formerscheinungen bathysmatisch (s. Anhang) überlagert, die alle ihre Bedeutung und/oder Funktion haben und erst mit der Form und dem Bedeutungskomplex der einzelnen Wortform zusammenwirkend die Mitteilung ergeben und den Gedanken zum Ausdruck bringen. Zu diesen Formerscheinungen gehören unter anderem die Intonation (d. h. die ganze rhythmisch-melodische Gliederung und Gestaltung der Rede), die Wortstellung, die Fügungspotenzen der Wortformen (d. h. die Gesetzmäßigkeiten der Verbindung von einzelnen Wortformen mit anderen Wortformen). Es ist dabei zu betonen, daß die betreffenden Formmittel und die mit ihrer Hilfe geformten höheren grammatischen Einheiten (die Wortgruppe, der Satz) in ihrem Wesen keineswegs bloße Auswirkungen des Bedeutungsgehalts und der Struktur der Wortformen sind. Sie folgen ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten, die sich in jeder Sprache geschichtlich bilden. Es besteht gewiß eine notwendige und innere Wechselwirkung zwischen Wort und höheren syntaktischen Einheiten, aber es wäre verfehlt, die Gestaltung der letzteren auf die der Wortform restlos zurückzuführen.

Die miteinander verbundenen Wortformen können als Konstituenten bezeichnet werden (vgl. z. B. 226, 116—124). Die deskriptive Richtung in der strukturalistischen Grammatik hat diesen Begriff auch für die Bezeichnung der miteinander verbundenen Morpheme verwendet und zur Grundlage der gesamten grammatischen Analyse die Erforschung der unmittelbar benachbarten Konstituenten (immediate constituents) jeglicher Art gemacht. Doch wurde auch hier die Verbindung von Morphemen (als gebundenen Formen) der von Wortformen (als freien Formen) gegenübergestellt.

Der Satz tritt zuweilen als eine selbständige Äußerung auf; häufiger aber nur als Glied einer Äußerung. Der Satz ist somit, wenigstens potenziell, die kleinste grammatisch geformte Äußerung (s. § 49—55). Neben ihm existierten Gebilde, die auch als alleinstehende Äußerungen fungieren können, aber nicht den Aspektreichtum des Satzes aufweisen. Sie dienen vor allem nur zum Ausdruck des Gefühls, der Empfindung. (Über die Verschiedenheiten der aus Sätzen bestehenden Äußerungen s. § 61.)

Die Erforschung sowohl des Satzes in seiner Gestaltung und Gliederung als auch der Wortgruppe und der zur Bildung des Satzes und der Wortgruppe dienenden Formmittel ist die Aufgabe der Syntax — des zweiten Hauptteils der Grammatik.

Sowohl die grammatischen Einheiten, d. h. Morphem, Wortform, Wortgruppe und Satz, sind, wie auch die lexikale Einheit — das Wort, semantisierte, bedeutungstragende Einheiten der Sprache. Somit erfüllen sie in ihrem Zusammenwirken unmittelbar die vor der Sprache stehende Hauptaufgabe, namentlich die menschliche Kommunikation als Austausch von Denkinhalten zu ermöglichen. Dabei erscheinen die grammatischen Einheiten (außer dem Morphem) als potenzierte semantische Einheiten, da ihr Wesen eben in der (zum Teil mehrfachen) Überlagerung der lexikalen Bedeutungen durch verallgemeinerte grammatische Bedeutungen besteht.

Den semantisierten Einheiten der Sprache stehen die gegenüber, die an dem Ausdruck der Denkinhalte nur mittelbar teilnehmen, indem sie die unentbehrlichen materiellen Vorbedingungen schaffen, damit die ersteren Einheiten überhaupt existenzfähig werden können. Es sind akustische, dabei psychologisch relevante Formen der Sprache wie das Phonem, die Silbe, die phonetische Wortform, die Intonation, der Redetakt usw., überhaupt das phonetisch-phonologische System der Sprache (vgl. 41, 5—18). Aber im vorliegenden Buch werden die phonetischen Erscheinungen nur in einzelnen Fällen gestreift. Es wird hier auch die jetzt oft behandelte Sphäre zwischen der Grammatik und der Phonetik nicht ausgesondert, die des Ersatzes, des Wegfalls und der Hinzufügung von Phonemen in der Morphologie, d. h. die Morphonologie oder Morphonetik (vgl. 53).

Die grammatischen Formen stehen in verschiedenen Beziehungen zueinander (vgl. 6, 12—23). Oft sieht man als die wichtigste von ihnen die Opposition an. Aber in vielen Fällen ist die Opposition (Gegenüberstellung) damit verbunden, daß die entsprechenden Formen sich zugleich in einem Teilbereich des grammatischen Systems ergänzen. Diese Art der grammatischen Beziehungen darf man als oppositiv-komplementär bezeichnen. Sehr verbreitet sind auch die synonymischen Beziehungen, die oft verschiedene grammatische und lexikale Bereiche miteinander verbinden. Die Synonymik, wenn sie sich teilweise auf die Semantik von zwei (oder mehreren) oppositiven (oppositiv-komplementären) Formen innerhalb eines scharf umrissenen grammatischen Paradigmas erstreckt, wird oft als Neutralisierung der Opposition aufgefaßt. Von Belang sind auch die Beziehungen des Ersatzes und der Ersparung (s. § 45).

§ 2. Die grammatischen Formen und Kategorien. Grammatik als Beziehungs- und Gestaltungssystem. Die Einheitlichkeit der Grammatik

Jede der mannigfaltigen Formen, die in den Bereich der morphologischen und syntaktischen Formmittel gehören, erfüllt irgendeine Funktion im Bau der Sprache. Diese Funktionen sind sehr verschiedenartig. Sie können darin bestehen, daß die betreffende Form einen verallgemeinerten und abstrahierten Bedeutungsgehalt ausdrückt, der die lexikale Semantik der Wörter überlagert, also irgend etwas «bedeutet» (z. B. das Formans *-er* als Bezeichnung des Plurals in der Wortform *Leiber*). Aber zuweilen dient die grammatische Form dem Zweck, die Struktur irgendwelcher grammatischen Einheiten aufzubauen (eine solche Rolle spielt z. B. der distanzierte verbale Rahmen, der den deutschen Satz zu einer streng geschlossenen Struktur formt: *Wir haben diesen Aufsatz schon gestern zu Hause geschrieben*). Deswegen ist es wohl richtiger, im allgemeinen von der «Funktion» der grammatischen Formen zu sprechen, in der der Ausdruck von Bedeutungen nur einen Teil, wenn auch den wichtigsten, bildet. (Über einen Versuch, die Termini «Bedeutung» und «Funktion» strenger zu differenzieren, vgl. 351.)

In diesem Zusammenhang ist es ratsam, einige terminologische Fragen zu erörtern. Es ist jetzt allgemein üblich, unter dem Ausdruck «die grammatische Form» nicht nur die äußere formale Hülle der betreffenden Erscheinung (den Lautkomplex eines Morphems, eine gewisse Wortstellungsart usw.), sondern auch die Verbindung dieser äußeren Hülle mit der Funktion, beziehungsweise der Bedeutung, die dieser Hülle innewohnt, zu verstehen. Daneben aber führt man oft auch den Fachausdruck «grammatische Kategorie» ein, der vorwiegend das System der durch irgendein grammatisches Merkmal verbundenen grammatischen Formen bezeichnet, z. B. die Kategorie der Zahl. Doch verwendet man diesen Ausdruck zuweilen auch zur Bezeichnung der einzelnen grammatischen Formen selbst, z. B. die Kategorie des Nominativs, oder ganzer Formensysteme, z. B. die Kategorie des Verbs.

Es gibt verschiedene Arten von grammatischen Kategorien, unabhängig von ihrem Umfang. Besonders bedeutsam ist die von A. M. Peškovskij eingeführte Gegenüberstellung von «objektiven» und «subjektiv-objektiven» Kategorien (Peškovskij, 89). Die objektiven Kategorien bringen in verallgemeinerter und abstrahierter Form die sich im menschlichen Bewußtsein widerspiegelnden Sachverhalte der objektiven Wirklichkeit zum Ausdruck (z. B. Akkusativ als Bezeichnung des Objekts der Handlung, die Kategorie der Zahl). Wir bezeichnen diese Kategorien als «logisch-grammatische».

Ihr objektiver Charakter wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß sie die realen Sachverhalte unter verschiedenen Blickwinkeln widerspiegeln können (z. B. eine aktive objektbezogene Handlung in der Form des Aktivs oder des Passivs), und ebensowenig dadurch, daß es gewöhnlich gewisse Widersprüche gibt zwischen der allgemeinen sachbezogenen Bedeutung irgendeiner logisch-grammatischen Katego-

rie und der Semantik einiger Formen, die zu dieser Kategorie gehören.

Den logisch-grammatischen Kategorien stehen die Kategorien gegenüber, welche mit dem Prozeß der Sprachkommunikation verbunden sind und ihn aufzubauen helfen (z. B. die grammatischen Kategorien der Person, der Zeit, des Modus). Zum Teil kann man ihre Bedeutung nur vom Standpunkte des redenden Subjekts aus verstehen (so ist die erste Person der Redende selbst, die zweite Person ist sein Redepartner, zur dritten Person gehören alle übrigen Lebewesen und Dinge; der Unterschied zwischen den Modi beruht im wesentlichen darauf, wie der Redende die Realität der Aussage einschätzt). Wir möchten hier aber einen anderen Terminus gebrauchen, und zwar den Terminus «kommunikativ-grammatische Kategorien», da in einigen Fällen nicht die Einstellung des Redenden selbst, sondern die allgemeinen Bedingungen des Redeaktes ihr Wesen bestimmen. So wird die grammatische Zeit von dem Zeitpunkt des Redeaktes als einer Koordinatenachse aus abgezählt.

Das Wort *logisch* (in dem Ausdruck logisch-grammatische Kategorien) gebrauchen wir in dem besonderen Sinne, der ihm sehr oft in der Sprachwissenschaft beigelegt wird. Wir verstehen darunter die verallgemeinerten Erscheinungen und Sachverhalte der objektiven Welt, wie sie sich im menschlichen Denken widerspiegeln und in der Sprache zum Ausdruck kommen. (Vgl. solche Ausdrücke wie das logische Subjekt, um den Urheber einer Tätigkeit, das «Agens», zu bezeichnen.)

Die beiden Arten von Kategorien (die logisch-grammatische und die kommunikativ-grammatische) sind gewiß nicht immer scharf voneinander geschieden und haben sehr viele gemeinsame Züge. Die logisch-grammatischen Kategorien spielen eine wichtige Rolle beim strukturellen Aufbau der Rede und helfen damit, den ungehemmten Ablauf des Redeprozesses zuwege zu bringen. Die kommunikativ-grammatischen Kategorien drücken dagegen immer auch irgendwelche logischen, d. h. in der objektiven Welt existierenden objektiven Inhalte und Sachverhalte aus — schon deswegen, weil die Einstellung des Redenden der Aussage gegenüber und die Bedingungen des Redeaktes selbst objektive Gegebenheiten sind, gewisse notwendige und typische, sozial begründete Erscheinungsformen.

Bei der Bestimmung des logisch- oder kommunikativ-grammatischen Bedeutungsgehalts einiger grammatischer Formen und Kategorien kann es recht komplizierte Fälle geben, z. B. bei der Bestimmung des Bedeutungsgehalts einiger Zeitformen, besonders des Futurs II (vgl. § 38). Aber bei der überwiegenden Mehrheit grammatischer Formen und Kategorien ist doch ein gewisser verallgemeinerter Bedeutungsgehalt unverkennbar. Das krasseste Beispiel dafür liefern die lexikal-grammatischen Wortarten (Redeteile). Jede von ihnen besitzt ihren eigenen Bedeutungsgehalt, der die lexikale Bedeutung der zu diesem Redeteil gehörenden Wörter überlagert und sich selbst solchen Wörtern aufzwingt, deren Stamm (Grundmorphem) an und für sich eine ganz andere Bedeutung aufweist. So überlagert in dem Wort *Bewegung* der dem Substantiv innewohnende Bedeutungsgehalt eines

Dinges, eines dinghaften Wesens (eben einer Substanz) die Bedeutung eines Prozesses, die dem Grundmorphem des Wortes innewohnt. Der Begriff eines Prozesses wird hier somit in der Form einer Substanz dargestellt, und dies geschieht eben als Ausdruck der Kraft, die (allerdings in verschiedenem Grade) den grammatischen Formen und Kategorien innewohnt, namentlich der Kraft, ihren «semantischen Stempel» selbst den solcher Semantik fremden Lexemen aufzudrücken (vgl. 31, 15; 105).

Das System der grammatischen Formen einer Sprache wird gewöhnlich als ein Netz von Beziehungen betrachtet, die zwischen diesen Formen auf irgendwelchen (oft sich durchkreuzenden) Ebenen bestehen und zu ihrer wechselseitigen Abgrenzung und Bestimmung führen. Aber außer solchem Beziehungssystem gibt es noch ein anderes System der grammatischen Formen, das ihre Gestaltung zu geschlossenen Einheiten und ihre formelle Gliederung sichert: das grammatische Gestaltungssystem.

Von diesem Standpunkt aus wird es möglich, noch eine besondere Abart der Kategorien zu konstatieren — die «strukturell-grammatischen», welche der formalen Organisierung der Redeeinheiten dienen (z. B. die Rahmenkonstruktion als ein Mittel zur Zusammenschweißung des Satzes). Für den Bau und für das Funktionieren der Sprache sind solche Kategorien (oder Formen) von kolossaler Wichtigkeit, da das Gestaltungssystem die Zementierung der grammatischen Gebilde zu nicht auseinanderfallenden Einheiten und ihre handliche Gliederung sichert. Die meisten Formen des Sprachbaus können also als grammatische Kategorien (logisch-grammatische, kommunikativ-grammatische oder strukturell-grammatische) betrachtet werden. Es gibt aber auch grammatische Formen, die man nicht zu den grammatischen Kategorien rechnen darf. Es sind Formhüllen, die mit keiner Funktion (selbst im weitesten Sinne des Wortes) ausgestattet sind, weder eine «logische» Bedeutung haben noch irgendwelche Beziehungen zum Redeprozeß feststellen, noch die Redeeinheiten organisieren. So bleiben in der deutschen Sprache völlig funktionslos die Formunterschiede zwischen den starken und schwachen. Verben und somit diese verbalen Formsysteme selbst. Solche grammatischen Erscheinungen werden wir im Gegensatz zu den grammatischen Kategorien «Formklassen» oder «Formordnungen» nennen.

Anderseits gibt es solche verallgemeinerten Bedeutungen, die keinen frontalen grammatischen Ausdruck finden und nur teilweise an exakte Gegenüberstellungen von Morphemen oder anderen Formen des Sprachbaus gebunden sind (z. B. Substantivabstrakta). Sprachliche Erscheinungen dieser Art werden wir «semantisch-grammatische Wortklassen» nennen.

Wenn aber irgendwelche Bedeutungsgehalte auf systematische Weise nicht durch morphologische, sondern durch andere Mittel zum Ausdruck gebracht werden (Semantik, syntaktische Funktion, Fügungspotenzen, Intonation, Wortstellung usw.— vgl. § 43, 45), so können hier selbst im Hinblick auf die Wortformen besondere grammatische Kategorien entstehen. Man nennt sie zuweilen «latente Kategori-

en» (Whorf, 88—89). Doch diese Bezeichnung ist m. E. nicht sehr glücklich gewählt, da sie den Verdacht erweckt, als ob solche Kategorien sich von den «gewöhnlichen» prinzipiell unterscheiden. Aber in Wirklichkeit sind die grammatischen Formen und Kategorien, die mit Hilfe von mannigfaltigen und feineren, sogar feinsten sprachlichen Mitteln expliziert werden, nicht minder real und können ebenso «besichtigt» werden, wie solche, die sich auf rein morphologische Merkmale stützen. Man soll auch nicht vergessen, daß die traditionelle Grammatik selbst seit Jahrhunderten sehr verschiedene Mittel berücksichtigt hat, um die morphologischen und syntaktischen Formen und Kategorien auszusondern. So wurde z. B. die Unterscheidung von zwei unveränderlichen Arten von Hilfswörtern, namentlich von Präpositionen und Konjuktionen, durchgeführt aufgrund der Unterschiede in ihrer syntaktischen Funktion oder, anders gesagt, in ihren «Fügungspotenzen». Auf derselben Grundlage werden solche überaus wichtigen syntaktischen Kategorien bestimmt wie das Nominativsubjekt und das Nominativprädikativ, denn der Nominativ als solcher hat ja mehrere Funktionen. Es ist überhaupt nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht der Grammatik als Wissenschaft, wie jeder Wissenschaft, zu immer mannigfaltigeren und feineren Zugriffen zu schreiten (110, 13).

Eine andere Sache ist es, daß bei Handhabung feinerer und feinster Arten der grammatischen Analyse, selbst bei ihrer weitgehendsten Kooperierung, sehr oft keine frontalen, scharf umrissenen Formen und Kategorien zutage treten, sondern nur Ansätze zu ihrer Entstehung, gewisse Übergangserscheinungen. Oft handelt es sich dabei um funktionell-semantische Differenzierungen von zweifellos in der deutschen Sprache bestehenden lexikal-grammatischen Formen und Kategorien oder ihren Unterarten, wie z. B. bei der Ausscheidung von Hilfsverben, die zur Bildung von temporalen und Passivformen dienen. Zum Teil aber führen solche Differenzierungen nur zur Bildung von gewissen lexikal-grammatischen Klassen (z. B. Verba dicendi, sentiendi usw.), die manche eigentümlichen Züge aufweisen, aber auch sehr eng mit einigen anderen verbalen Abarten verbunden sind (vgl. § 35).

Es gibt allerdings auch solche Bedeutungsgehalte, die sich in verschiedenen grammatischen und lexikalen Formen manifestieren, ohne ein System zu bilden. Dies gilt z. B. für die Bezeichnung von Lebewesen (im Gegensatz zu leblosen Dingen). Ihre Aussonderung beruht einerseits auf der Gegenüberstellung der Fragepronomina *wer* (bezogen auf Lebewesen) und *was* (bezogen auf leblose Dinge), andererseits auf der Tendenz einiger grammatischer Konstruktionen zum vorwiegenden Ausdruck entweder der Lebewesen (z. B. beim «reinen» Dativobjekt) oder der leblosen Dinge (z. B. beim Ausdruck der instrumentalen Semantik mit Hilfe der Präposition *durch*). Aber alle diese Gebrauchsweisen stehen keineswegs fest. Es sind hier sehr viele Verlagerungen möglich. Selbst auf die Frage mit dem Pronomen *wer* kann eine Antwort mit Nennung verschiedener sozialer Institutionen erfolgen: *Wer hat es beschlossen? — Die hiesige Verwaltung.* Und die Widersprüche in anderen Erscheinungsformen dieser angeblichen Kategorie treten noch krasser auf. Somit hat man hier eher mit

«grammatisch-semantischen Feldern» zu tun (vgl. § 3) als mit grammatischen Kategorien. Es ist eben ein Ausdruck des komplizierten Charakters der feldmäßigen Natur des Bedeutungsgehalts von grammatischen Formen und Kategorien. Allerdings gibt es auch bei den Formen und Kategorien, deren grammatischer Status als unbestritten gilt, immer irgendwelche Diskrepanzen zwischen der Form und dem Bedeutungsgehalt, aber sie gehen nicht so weit und lassen sich im Rahmen eines, wenn auch kompliziert gegliederten Systems behandeln.

Es sei noch hinzugefügt, daß die Behandlung der grammatischen Formen und Kategorien als Bestandteile eines zusammenhängenden sprachlichen Systems in keinem Widerspruch steht zu ihrer Behandlung als Komponenten des Redeprozesses (6, 33—35). Das Funktionieren in der Rede ist ja nur die Realisierung der Potenzen, die die Bestandteile des sprachlichen Systems eben in ihrer sprachlichen, systemmäßigen Existenzform besitzen, und dabei eine solche Realisierung, die wirklich kreativ ist (109, 226). Denn eben das Funktionieren in den verschiedensten Schichten der Redekommunikationen, in den verschiedensten Redekonstellationen, in den unzähligen Redeakten führt zu allmählichen, wenn auch zuerst oft unmerklichen, Veränderungen in den Potenzen der grammatischen Formen und Kategorien und letzten Endes zu Veränderungen dieser Formen und Kategorien selbst, wenn die auf sie einwirkenden sozial-kommunikativen und kognitiven Triebkräfte stark und andauernd sind.

Von den grammatischen Formen und Kategorien eröffnen sich ja die «Perspektiven» (Brinkmann, 3) oder «Projektionen» (Admoni, 9), die auf alle Gebrauchsweisen der Sprache ausgerichtet sind und die in den unzähligen Arten von Kommunikationsakten, Redekonstellationen, Redesituationen, Textsorten, in allen Akten des Gedanken- und Redeablaufs usw. immer weitergeführt und mit neuem lexikalischem Material gespeist werden.

Die auf solche Art entstehenden Neuerungen sind, wie gesagt, wirklich kreativer Natur. Dagegen ist die Fähigkeit des Sprechenden, unzählige Sätze mit verschiedener lexikaler Füllung nach einer geringen Anzahl von Satzmustern irgendeiner Sprache zu bilden, nur eine mechanische Art des Produzierens, die für die eigentlichen Kodes kennzeichnend ist.

Die Bestimmung der Perspektiven/Projektionen, die die grammatischen Kategorien und Formen ausstrahlen, gehört zu den entscheidenden Aufgaben der Grammatik. Sie lassen sich aber keineswegs erschöpfend und restlos bestimmen und darstellen. Denn es entspricht eben ihrem innersten Wesen, daß sie sich in einer lebendigen Sprache, besonders in solchen funktional-stilistisch und textsortenmäßig verzweigten Sprachen wie es die modernen Nationalsprachen sind, in beständiger Bewegung befinden und stetige, wenn auch winzige Verlagerungen aufweisen. Die grammatische Forschung soll wie das Sprachsystem selbst eine offene sein (5, 62—66). Es genügt die Hauptrichtungen, Hauptpotenzen dieser Perspektiven oder Projektionen zu umreißen (besonders in einem Buch zusammenfassender Art wie dem vorliegenden) und den Leser davor zu warnen, das auf diese Weise

entworfene Bild als ein endgültiges und vollständiges aufzufassen. Übrigens wäre es schon deshalb verfehlt zu hoffen, daß man die Abarten und Schattierungen solcher Perspektiven/Projektionen restlos registrieren und rubrizieren könne, weil während des Registrierens und Rubrizierens neue Abarten und Schattierungen entstehen würden.

Indem ich auf solche Weise den grammatischen Bau der Sprache, seine Formen und Kategorien behandle, betrachte ich ihn als ein real existierendes System mit seinen eigenen besonderen Gesetzmäßigkeiten. Allerdings sind alle diese Gesetzmäßigkeiten unmittelbar nur als Inhalte der menschlichen Psyche vorhanden, als Ausdruck der psychophysiologischen Zustände und Prozesse. Es ist ja z. B. streng genommen nicht eine Wortart, die gewisse Fügungspotenzen besitzt, sondern die psychische Empfindung des Menschen, der beim Gebrauch der betreffenden Wortart die Möglichkeit (oder sogar Notwendigkeit) spürt, gewisse Wortformen mit ihr zu verbinden. Und doch ist es keine bloße Metapher, wenn man eben von der «Fügungspotenz» einer Wortart oder einer Wortform spricht. Denn der intersoziale und sich in den Kommunikationsakten unzählige Male wiederholende Gebrauch der betreffenden Formen in einem stabilen Netz von Fügungen mit anderen Wortformen verleiht diesen Fügungen einen überindividuellen Charakter, ein ihnen eigenes, objektives Merkmal, so daß dementsprechend die Beziehungen zwischen ihnen als das objektive grammatische System der betreffenden Sprache charakterisiert werden können, obgleich sie in jedem einzelnen Fall mit Hilfe des betreffenden psychologischen Mechanismus individuell erzeugt werden. Die überindividuelle, intersoziale Festigkeit der Bindung gewisser semantischer und struktureller Merkmale an gewisse grammatische Formen läßt sich durch die einfachsten interspektiven Versuche beweisen. Man soll z. B. prüfen, welche grammatischen Bedeutungsgehalte und strukturellen Züge, die die lexikale Semantik überlagern, sich dem Bewußtsein der das Deutsche als Muttersprache Sprechenden aufdrängen, wenn man irgendeine grammatische Form situations- und kontextfrei nennt. So treten bei Nennung der Form *kamst* wie von selbst u. a. die Bedeutungsgehalte der zweiten Person Singular und der Vergangenheit auf. Sie machen sich geltend aufgrund der äußerlich unbewußten Einreihung dieser Form in das verbale Paradigma: einerseits durch die Gegenüberstellung mit den Formen *kam* und *kamen*, anderseits durch die mit der Form *kommst*. Und bei der Nennung des situations- und kontextfreien Satzes *Du nahmst* entsteht normalerweise die Empfindung der Unvollständigkeit dieses Satzes, das Gefühl, daß hier etwas fehlt, nämlich das Akkusativobjekt.

Gerade solche Fälle der organischen Verbindung der grammatischen Form mit ihrem Gehalt und ihren strukturellen Zügen lassen das grammatische System eben als ein besonderes, plasmaartiges System behandeln, das sich im kommunikativ-sozialen Raum befindet. Glücklicherweise sind die Zugriffe, die den Zusammenhang dieses Systems mit dem psychologisch-physiologischen Denk- und Redemechanismus in einigen wichtigen Punkten evident machen, von solch einfacher Art, daß sie von dem Grammatiker explizit durchgeführt

werden können, ohne daß er sich irgendeiner psychologischen Richtung verschreibt, bzw. daß überhaupt keine Explizierung zu erfolgen braucht.

Daß aber das grammatische System einer Sprache eben ein System ist und keine Anhäufung von losen, aufeinander nicht bezogenen Gesetzmäßigkeiten, läßt sich nicht nur aus der Betrachtung des Materials selbst beweisen. Dies ließe sich vielleicht auch auf deduktivem Wege erreichen. Es bedeutete ja namentlich eine ungeheure Vergeudung von Ressourcen des Gedächtnisses und überhaupt der kognitiven Menschenkräfte, wenn alle grammatischen und lexikal-grammatischen Gesetzmäßigkeiten als einzelne, unzusammenhängende Einheiten vom Bewußtsein festgehalten werden sollten. Die systemhafte, hierarchische und wechselseitig beleuchtende Aufbewahrung der grammatischen Formen und Kategorien im menschlichen Bewußtsein sichert hier nicht nur einen kolossalen quantitativen Gewinn, sondern macht das uneingeschränkte Operieren mit diesen Gesetzmäßigkeiten in allen ihren Dimensionen erst möglich und verleiht dem grammatischen Bau der natürlichen Sprachen einen wirklich offenen Status (5, 39—41).

Die grammatischen Formen und darunter auch die syntagmatisch höchste von ihnen, der Satz, treten in ihrer tatsächlichen Existenz (in der Redekette monologischer oder dialogischer Art) immer als Hervorbringungen eines Redeakts auf und dabei mit wenigen Ausnahmen nur als Glieder größerer Redeeinheiten, sprachlicher Äußerungen von verschiedener Form und verschiedener Länge. Es können Dialoge und Monologe sein (z. B. Reden im Parlament oder Gericht), Briefe, fachliche Texte oder Werke der Schönen Literatur usw. Selbstverständlich ist für den Satz (und für die in ihm enthaltenen grammatischen Formen) solche Einbezogenheit in den sprachlich-kommunikativen Prozeß und in die umfangreicheren sprachlichen Einheiten von größter Bedeutung. Die Gestaltung des Satzes, die Wahl der in ihm verwendeten grammatischen Formen — das alles wird in hohem Grade durch seine Rolle in der Redekette bestimmt, durch seine Beziehungen zu den Nachbarsätzen, aber nicht nur zu ihnen, sondern oft letzten Endes sogar zu dem Redeganzen. Gerade in letzter Zeit wird dieser Seite der Verwendung von grammatischen Formen große Aufmerksamkeit geschenkt. Es werden solche Einheiten ausgegliedert, die hierarchisch in der Redekette unmittelbar über dem Satz stehen (übersatzmäßige Einheiten) und sogar neue Arten der Grammatik diskutiert (Kommunikationsgrammatik, Textgrammatik usw.— vgl. Harweg; Wunderlich). Aber hier ist noch vieles unklar. Auf die gesprochene Sprache gehe ich hier nicht ein. Aber wenn man die moderne Schriftsprache betrachtet, so scheint hier nur eine übersatzmäßige Einheit außer Zweifel zu stehen, nämlich der Absatz, der allerdings auch mit dem einzelnen Satz (dem Ganzsatz — s. § 52) zusammenfallen kann. Der Absatz ist ja typographisch klar als ein besonderer Abschnitt im Text ausgesondert und bildet auf diese Weise gleichzeitig eine formale (eben typographische), kompositionelle und auch syntaktische Einheit, da die einzelnen Sätze innerhalb des Absatzes dem Druck ausgesetzt sind, in besonders enge Beziehungen miteinander zu treten, was aber auf verschiedene Weise erfolgen und zuweilen auch ganz

ausbleiben kann. Auch können die Beziehungen zwischen den Absätzen syntaktisch ganz verschiedenartig sein (vgl. 74, 75). Ausführlich wird die Struktur des Absatzes und der Status des Textes in seiner Beziehung zum Satz in § 61 behandelt.

Die Ausstattung der grammatischen Formen mit einer verallgemeinerten grammatischen Bedeutung oder einem Bündel von solchen Bedeutungen ist nur eine Seite der konkreten Existenz von grammatischen Formen. Die andere Seite besteht darin, daß sie mit verschiedenartigem lexikalem Material gefüllt werden. Sie treten somit als Modelle auf, die die Grundlage zur Gestaltung konkreter Wortformen, Wortgruppen und Sätze bilden. Das Funktionieren der grammatischen Formen als Modelle ist übrigens nur eine Folge der Tatsache, daß die grammatischen Formen als typisierte Erscheinungen, d. h. als Typen, existieren. Im folgenden werden sie gewöhnlich eben als Typen bezeichnet.

Als grammatische Kategorien treten sowohl die morphologischen als auch die syntaktischen auf. Es unterscheiden sich dabei die Kategorien mit einem Formsystem, das alle zu der Kategorie gehörenden grammatischen Erscheinungen umfaßt (z. B. das Kasussystem bei den Substantiven), von den Kategorien mit einem System von Formen, die sich alternativ unter den zu dieser Kategorie gehörenden Erscheinungen verteilen (z. B. das grammatische Geschlecht bei den Substantiven). Die letzteren Kategorien werden auch klassifizierende genannt (vgl. 99).

Die grammatischen Typen (Modelle) lassen sich auf verschiedenem Wege systematisch analysieren und beschreiben. Dies ist z. B. durch Anwendung vom mathematischen und formallogischen Apparat möglich (dem der Mengentheorie, der Prädikatenlogik usw.). Aber dies kann auch mit den Mitteln der Sprachwissenschaft als solcher geschehen. Im vorliegenden Buch wird eben der letztere Weg angeschlagen, da nur auf diese Weise sich der Zugang zu den grammatischen Erscheinungen in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und in ihrem Aspektreichtum eröffnet.

§ 3. Aspektreichtum und Feldstruktur der sprachlichen Erscheinungen. Paradigmatik, Syntagmatik und Bathysmatik als Dimensionen des Sprachbaus

Alle Kategorien der deutschen Grammatik besitzen vom Standpunkte ihrer Bedeutung und Funktion aus eine beträchtliche Anzahl von Aspekten (Seiten), die man alle bei der Analyse dieser Kategorien zu berücksichtigen hat. Es ist kein Zufall, daß gerade die grundlegenden Einheiten des Sprachbaus im allgemeinen und des deutschen Sprachbaus im besonderen (das Wort, der Satz) bis heute trotz der eifrigsten Bemühungen keine allgemein befriedigende Deutung und Definition gefunden haben (vgl. 328, 3, 61ff.).

Zum Teil ist diese Kompliziertheit der grammatischen Kategorien durch die Mannigfaltigkeit der Funktionen verursacht, die die Sprache überhaupt auszuführen hat, indem sie als Kommunikationsmittel dient,

den Gedanken formt und dem Gefühlsleben des Menschen einen Ausdruck gibt. Aber in jeder Sprache erzeugt die geschichtliche Entwicklung besondere Abarten dieser Kompliziertheit. Zwei Momente sind hier vor allem wichtig, und beide sind im deutschen Sprachbau reichlich vertreten. Man bezeichnet sie gewöhnlich als «Homonymie» und «Synonymie», aber der Umfang dieser Begriffe muß hier außerordentlich weit gefaßt werden (vgl. 344).

Auf dem Gebiete der Grammatik besteht die Homonymie im eigentlichen Sinne des Wortes im vollständigen lautlichen Zusammenfall einiger Morpheme. So spielt im Deutschen das Lautgebilde *er* die Rolle von 4formbildenden Morphemen in der pronominalen Deklination (Nom. Mask. Sg., Gen. und Dat. Fem. Sg., Gen.Pl. aller Geschlechter, z. B. *dies*-**er**); die Rolle eines Formans in der Pluralbildung des Substantivs (*Wäld*-**er**) und die des Komparativformans beim Adjektiv (*läng*-**er**). Außerdem erscheint dieses Lautgebilde als ein Suffix zur Bildung von Substantiven (vor allem Nomina agentis) und als ein selbständiges Wort (Nom. Sg. Mask. des persönlichen Pronomens). Sehr mannigfaltig sind die morphologischen Funktionen der Lautgebilde *-e* und, insbesondere, *-en*.

Aber viel wichtiger als der lautliche Zusammenfall verschiedener Hilfsmorpheme ist die Vereinigung von verschiedenen Inhalten in einer einheitlichen grammatischen Form. Es gibt verschiedene Stufen dieser grammatischen Synthese. So drückt z. B. das Morphem *-st* (in der Form *kommst*) gleichzeitig die Zahl (Singular) und die Person (die 2. Person) des Verbs aus. Doch wird das Bild noch komplizierter, wenn wir nicht einzelne Morpheme, sondern größere grammatische Einheiten betrachten. In der verbalen Form *kommst* sind gleichzeitig folgende grammatische und lexikale Bedeutungsgehalte, Inhaltsbefunde (oder Funktionen im oben angedeuteten allgemeinen Sinne) aufgestapelt:

1. die Zugehörigkeit zur Kategorie des Verbs, und zwar zu folgenden verbalen Formen: die 2. Person, Singular, Präsens, Indikativ, Aktiv, Intransivität;

2. eine ganze Reihe von Bedeutungs- und Funktionsschattierungen (sowohl die eigentliche volle Bedeutung des Verbs *kommen* — *Du kommst nach Hause* als auch abgeblaßte Bedeutungen, die sich gewissermaßen schon zum Teil der Bedeutung eines Hilfsverbs nähern — *Du kommst gelaufen; Du kommst in Berührung mit...*);

3. eine ganze Reihe von Fügungsgesetzmäßigkeiten, die zum Teil zu allgemeineren Fügungsregeln des Verbs gehören (die notwendige Verbindung mit dem Subjektnominativ, die für die intransitiven Verben charakteristische Unmöglichkeit der Verbindung mit dem Objektakkusativ), zum Teil besondere Fügungspotenzen des betreffenden Verbs bilden.

Eine solche ungeheuere Fülle von grammatischem und lexikalem Gehalt ist also in dieser einzelnen Wortform, in dieser Verbindung von zwei Morphemen enthalten. Und mehr oder weniger ist eine entsprechende Mannigfaltigkeit des Inhaltsbefundes für jede Wortform, jede Wortgruppe und jeden Satz bezeichnend.

Sie wird noch dadurch erhöht, daß im lebendigen Redegeschehen die

als syntagmatische Fügungspotenzen ausgestrahlten Projektionen der grammatischen Formen sich beständig mehr oder weniger verschieben, neue lexikal-semantische Bindungen «anprobierend» und alte abschwächend. Außerdem spielen in die Existenzform des Bedeutungsgehalts von grammatischen Formen und ihrer lexikalen Füllung die paradigmatischen Beziehungen dieser Formen zu den Formen und Lexemen hinein, denen sie entgegengesetzt sind (Oppositionen) oder bis zu einem gewissen Grade parallel (Synonyme). Unter günstigen Umständen schwingt bei der Nennung einer grammatischen Form mit gewisser lexikaler Fügung auch die Semantik der entgegengesetzten bzw. der synonymen Form (oder Formen) mit. So wird bei Nennung der Form *zu* (als Prädikativ im Satz *Die Tür ist zu*) noch die Bedeutung der semantisch entgegengesetzten Kurzform des Adjektivs *offen* aktualisiert, besonders wenn der betreffende Satz z. B. als Antwort auf die Frage erfolgt: *Ich glaube, es zieht?* Sogar die Semantik des früheren Zumachens der Tür kann dabei mitgedacht werden. Es lassen sich in solcher Situation auch die mehr oder weniger synonymen Sätze aktualisieren: *Die Tür ist geschlossen; Die Tür wurde ja geschlossen; Ich habe die Tür geschlossen.* Dies alles hängt von der Präsupposition ab, oder, um ältere Termini zu gebrauchen, die nicht psychologisch ausgerichtet waren und deswegen vielleicht doch für die Beschreibung der konkreten sprachlichen Wirklichkeit passender sind, vom Kontext im weitesten Sinne des Wortes und der Situation. Selbstverständlich verändert solche Bezugnahme auf die semantisch entgegengesetzten oder synonymen Formen keineswegs eine Veränderung im unmittelbaren Bedeutungsgehalt der zu beobachtenden Form. Aber es werden hier die semantischen Verbindungen evident, in denen sie steht. Und in den Sätzen oder Wortgruppen, die Verneinung oder Zweifel ausdrücken, werden doch die verneinten oder bezweifelten Sachverhalte genannt, so daß sie in der Rede semantisch vorhanden sind, obgleich ihre Existenz in der realen Welt eben negiert oder in Frage gestellt wird (vgl. 397; 398).

Obgleich die Rede immer in der Zeit verläuft und in jedem gegebenen Augenblick nur irgendeine Redeeinheit, letzten Endes nur ein Morphem, ausgesprochen werden kann, ist der lexikale und grammatische Gehalt, der im gegebenen Augenblick vor dem Sprechenden ausgedrückt und von dem Hörenden empfangen wird, in der Regel dennoch durchaus verschiedenartig und mannigfaltig. Ein ganzes Bündel von grammatischen Angaben, die eine lexikale Einheit überlagern, erreicht den Hörenden gewöhnlich gleichzeitig. Deswegen scheint es uns nicht angebracht, den linearen Charakter der Rede zu betonen, wie es F. de Saussure tut und nach ihm besonders einige Vertreter des Strukturalismus. Denn der Redestrom gibt Raum für die gleichzeitige Übermittlung einer Menge von parallel verlaufenden lexikalen und grammatischen Inhalten und Beziehungen. Er ist nicht mit einem Faden, sondern mit einer Telephonleitung zu vergleichen, die gleichzeitig mehrere Telephongespräche zu vermitteln imstande ist, nur daß alle diese Gespräche hier aufs aktivste zusammenwirken und eine organische Einheit bilden. Am ehesten aber ähnelt er einer Partitur, die mehrere gleichzeitig tönende Stimmen und Musikinstrumente zu einer Einheit verbindet.

Dies ergibt eine besondere Dimension, in der die grammatischen (letzten Endes überhaupt alle sprachlichen) Erscheinungen existieren und die ich als partiturartige oder «bathysmatische» (von griech. bathys — tief) bezeichne (vgl. 6, 59—68). Sie gesellt sich zu den wohlbekannten, besonders klar von F. de Saussure umrissenen Dimensionen des grammatischen Systems, der «paradigmatischen» und der «syntagmatischen». Die paradigmatische wird durch die systemhaften Beziehungen der sprachlichen Formen innerhalb einzelner Bereiche des sprachlichen Systems gebildet, wobei das Paradigma als solches sowohl in der Morphologie als auch in der Syntax auftritt und durch eine Anzahl von grammatischen Formen gebildet wird, die alle neben einer gemeinsamen grammatischen Bedeutung auch je eine oder einige diese gemeinsame Bedeutung überlagernde grammatische Bedeutungen aufweisen. Die syntagmatische Dimension wird durch die Beziehungen der auf einander folgenden Komponenten der linearen Redekette gebildet, wenn man auch von syntagmatischen Beziehungen innerhalb eines Lexems sprechen kann, z. B. zwischen dem Grundmorphem und den Hilfsmorphemen oder zwischen den Komponenten eines zusammengesetzten Wortes (vgl. 78, 106—120). Übrigens hat auch die bathysmatische Dimension nicht nur mit der Redekette, sondern auch mit einzelnen Wortformen zu tun, die zum Teil sogar losgelöst vom Kontext einige Bedeutungsgehalte zu tragen vermögen. Allerdings ist doch die überwiegende Mehrheit der die Wortform überlagernden Bedeutungsgehalte erst aus dem Kontext ersichtlich.

Die syntagmatischen und die bathysmatischen Dimensionen formen in ihrer Wechselwirkung die Sprach- und Redeeinheiten zu «portativen», zementierten Konstruktionen, dienen zur Schaffung des grammatischen Gestaltungssystems, das, wie gesagt, eine notwendige Ergänzung zu dem grammatischen Beziehungssystem bildet (vgl. 6, 22—23).

Jede der mannigfaltigen grammatischen Funktionen, Bedeutungen und Formeigenheiten, die einer beliebigen grammatischen Wortform im Deutschen eigen ist, bringt diese Wortform mit einer ganzen Reihe von grammatischen Erscheinungen in Verbindung, macht sie irgendeiner grammatischen Kategorie zugehörig, wobei aber diese Kategorien zuweilen die betreffende Form in verschiedene oder sogar entgegengesetzte Richtungen hinüberziehen, wodurch Widersprüche und Unklarheiten entstehen. Das spürt man oft bei der Einteilung der Wörter und Wortformen in Redeteile (grammatische Wortarten). So hat z. B. die Form *schön* im Satz *Das Mädchen ist schön* manches mit dem Adjektiv *schöner, schöne, schönes* gemeinsam. Sie bezeichnet die Eigenschaft einer Person oder, allgemeiner gesagt, überhaupt die Eigenschaft eines Dinges. In einigen erstarrten phraseologischen Wortfügungen treten analoge Formen als Adjektivattribute auf: *gut Ding will Weile haben* usw. Diese Form scheint also zum Adjektiv zu gehören, was auch in den meisten grammatischen Lehrbüchern behauptet wird. Aber anderseits fällt die Form *schön* im oben angeführten Satz genau mit der Form *schön* im Satz *Das Kind singt schön* zusammen und wird mit dieser Form auch dadurch verbunden, daß sie beide, wenn auch auf ganz verschiedene Weise, zum Prädikat gehören und in die prädikativ-

verbale Gruppe miteinbezogen sind. Diese Tatsachen geben einigen Sprachgelehrten Anlaß, die betreffende Form als ein Adverb zu betrachten (von den älteren Germanisten Funk, Frisch, Adelung u. a. — vgl. 258, II, 101—104, 383—384, von den modernen 215, 110 u. a.). Beide Standpunkte haben Hand und Fuß, eben weil die Mannigfaltigkeit der grammatischen Aspekte, überhaupt die Vielseitigkeit der zu analysierenden Form, sie objektiv verschiedenen Wortarten verwandt macht (vgl. § 10, 30).

Man muß daraus den Schluß ziehen, daß eine nur von einem Gesichtspunkt ausgehende Bestimmung und Klassifizierung der grammatischen Erscheinungen des deutschen Sprachbaus unmöglich ist.

Die Struktur der grammatischen Kategorien (zum Teil auch ihrer Paradigmen) ist eine Feldstruktur. Jede von ihnen besitzt mehrere Merkmale, die nicht gleichmäßig unter den zu dieser Kategorie gehörenden Erscheinungen verteilt sind (vgl. 6, 47—51; 30; 20; 32—56). Der Begriff des «Feldes» in der Grammatik weist manche Besonderheiten auf, hat aber auch vieles mit diesem Begriff in den anderen Wissenschaften, vor allem in der Physik, gemeinsam. Die verschiedenartigen Merkmale, die jede grammatische Kategorie besitzt, sind bei einigen Erscheinungen, die im Mittelpunkt der Kategorie stehen, komplett vorhanden, dagegen in anderen nur teilweise. Jene bilden den Mittelpunkt, diese die Peripherie des betreffenden Feldes, die übrigens asymmetrisch gelagert ist, d. h. eine ungleichmäßige Abnahme in verschiedenen Richtungen der in Frage kommenden Merkmale aufweist (vgl. 6, 47—51). Die Peripherien von zwei Feldern können teilweise zusammenfallen und gemeinsame Segmente bilden. So ist die oben erwähnte Kurzform des Adjektivs im Deutschen ein gemeinsames Segment von den Feldern des Adjektivs und des Adverbs.

Um das Wesen der grammatischen Kategorien im Deutschen objektiv zu erfassen, muß man sie also nach allen Aspekten betrachten, die ihnen eigen sind. Dabei kommen viele Übergangsformen zum Vorschein, was aber keineswegs zum Nachteil solcher aspektmäßigen Analyse gereicht, sondern im Wesen der grammatischen Erscheinungen selbst begründet ist.

Die Aspekte, die den grammatischen Erscheinungen eigen sind, können einerseits einfach als Ausdruck der Hauptfunktionen des grammatischen Systems betrachtet werden. Es wären z. B. solche Aspekte wie der nominierende, kommunikative und der der psychologischen Intention des Sprechenden. Aber dies wäre nur eine tautologische Umschreibung eben der Hauptfunktionen des grammatischen Baus und würde an und für sich keinen Zugang zu der konkreten Gestaltung der natürlichen Sprachen gestatten. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man sich an die realen Erscheinungsformen der grammatischen Einheiten wenden, wie sie sich im bunten und verschiedenartigen Wechselspiel in verschiedenen Sprachen gestalten. Somit werden hier als grammatische Aspekte solche Arten und solche Seiten von grammatischen Erscheinungen verstanden, die einen besonderen semantischen oder Funktionsbereich ausfüllen und grammatisch geformt sind. Näheres darüber in den § 49—55, 62.

Die grammatischen Theorien, die keinen Anspruch auf strenge Fixierung der grammatischen Erscheinungen nach einheitlichen Kriterien erheben, die also in ihrem Verfahren offen sind und auf die zahllosen Übergangserscheinungen systematisch hinweisen, ohne sie zu erschöpfen zu versuchen, ermöglichen somit eine adäquatere, letzten Endes exaktere Erfassung des grammatischen Baus, als es die sogenannten exakten grammatischen Theorien zu tun imstande sind, die ihre Exaktheit im mathematischen Sinne auffassen und vollständige Formalisierung ihres Verfahrens zu erzielen versuchen. Es ist aber auch unbedingt notwendig, unter allen diesen mannigfaltigen Aspekten, die den grammatischen Kategorien eigen sind, die wichtigsten und dominierenden zu bestimmen, damit man die Kernglieder der Felder von ihren peripherischen Erscheinungen klar und sicher unterscheide, was übrigens oft große Schwierigkeiten verursacht.

Nicht nur die Mannigfaltigkeit der Inhaltsbefunde, die in einer und derselben grammatischen Form angehäuft sind, macht die grammatische Struktur der Sprache so kompliziert. Vieles trägt dazu auch die Synonymie der grammatischen Formen bei, d. h. der Gebrauch von verschiedenen grammatischen Mitteln in gleicher Funktion und gleicher oder wenigstens sehr ähnlicher Bedeutung. So werden z. B. in der Substantivgruppe der Genitiv, das Präpositionalattribut, die Zusammensetzung und in einigen Fällen auch das relative Adjektiv synonymisch verwendet: *die Grenzen des Landes, die Grenzen von dem Lande, die Landesgrenzen* und in älterer Sprache auch *die ländlichen Grenzen.*

Der Zusammenhang der grammatischen Synonymie mit der Bedeutungsstruktur der grammatischen Formen und die Grundfragen der grammatischen Synonymie überhaupt wurden von E. J. Šendels untersucht (vgl. 344). Auch viele einzelne Erscheinungen auf dem Gebiete der grammatischen Synonymie im Deutschen wurden in der letzten Zeit eingehend behandelt (vgl. 363; 398 u. a.).

Die grammatische Synonymie ist oft mit einer stilistischen Differenzierung der synonymen Formen verbunden. So gehören z. B. die Partizipialkonstruktionen mehr in den Bereich der schriftlichen Formen der Sprache, dagegen die den Partizipialkonstruktionen synonymen Nebensätze (und die parallelen Formen der Parataxe) in den Bereich der Umgangssprache. Doch sind Unterschiede in dieser stilistischen Ausrichtung der synonymen grammatischen Formen keineswegs bindend und absolut.

Was die Unterschiede in der verallgemeinerten Semantik der synonymen Formen betrifft, z. B. beim Vergleich der Partizipialkonstruktionen und der entsprechenden Nebensätze, so sind sie oft sehr schwer festzustellen. Aber zuweilen bilden doch solche aufeinanderbezogenen Formen ganze «Felder» von differenzierten Bedeutungen, die sich gegeneinander abheben (vgl. 394, 218ff.). So gibt die Zusammensetzung einen abstrakteren, begrifflich weniger differenzierten Sachverhalt an, als es die synonyme Substantivgruppe mit einem Genitivattribut tut; vgl. *der Wert eines Rockes, der Wert des Rockes* usw., wo die Unbestimmtheit oder Bestimmtheit des Begriffes *Rock* klar

angedeutet wird, und *der Rockwert*, wo der Begriff *Rock* ganz allgemein, ohne irgendwelche Charakterisierung im logischen oder grammatischen Sinne zur Geltung kommt.

Es wird in diesem Zusammenhang wiederum der Begriff des «Feldes» herangezogen (z. B. der Begriff des «Modalfeldes» bei Bech und Brinkmann), aber selbstverständlich in einem ganz anderen Sinne als dem oben erörterten, der das Feld als die Struktur einer grammatischen Formkategorie auffaßt, d. h. als ein «inneres» Feld. Dagegen erscheint das Feld, das ein System der durch ihre Semantik verbundenen sprachlichen Erscheinungen umfaßt, als ein lexikal-grammatisches, das in seiner Beziehung zu einzelnen zu ihm gehörenden grammatischen Formen sich als ein «äußeres» Feld charakterisieren läßt. Es werden hier sowohl verschiedene grammatische als auch lexikale Erscheinungen zusammengestellt, die zu einem semantischen Bereich gehören (z. B. die temporale Bedeutung oder die der Zahl usw.). In solchen Bereichen werden nicht nur die synonymischen Beziehungen zwischen ihren Gliedern festgestellt, sondern vor allem das in jedem Felde entstehende System von Bedeutungen, wobei die Feldkomponenten, die in abstrahierter und eindeutiger Form die in Frage kommenden Bedeutungen zum Ausdruck bringen, als die Dominanten der Felder betrachtet werden: z. B. im temporalen Felde die verbalen Zeitformen usw. (43).

Jedenfalls bedeutet die ungeheure Menge der Variationsmöglichkeiten, die von der grammatischen Synonymik erzeugt werden, eine kolossale Bereicherung des Sprachbaus und zugleich seine Komplikation.

Noch eine Art von Komplikation in den semantischen Beziehungen innerhalb des Systems von grammatischen Formen bilden die semantischen (denotativen) Entsprechungen (Korrespondenzen) zwischen syntaktischen Einheiten, die auf verschiedene grammatische Weise gestaltet sind. Eine Verbindung von gleichen (oder abgewandelten) Lexemen kann ja, zum Teil oder ganz durch verschiedene Wortformen vertreten, verschiedene semantisch-syntaktische Realisierungen finden und in der Form eines Satzes (verschiedener Art), einer Infinitiv- oder Partizipialkonstruktion, einer Substantivgruppe (verschiedener Art), eines zusammengesetzten Substantivs und zuweilen noch anderer Fügungen auftreten. Es können dabei Hilfswörter verschiedener Art verwendet werden, z. B. *Man errichtet ein Denkmal — Ein Denkmal wird errichtet — Ein Denkmal ist errichtet — ein Denkmal (zu) errichten — Ein Denkmal läßt sich errichten — ein Denkmal errichtend — die Errichtung eines Denkmals (von einem Denkmal) — die Denkmalerrichtung — das zu errichtende Denkmal — das errichtete Denkmal.* In allen diesen Fügungen verbirgt sich eine gemeinsame denotative Bedeutung, die aber in jeder Fügung unter einem besonderen syntaktischen Blickwinkel betrachtet wird und durch einen zusätzlichen, für diese Fügung kennzeichnenden grammatischen Bedeutungsgehalt überlagert wird. Alle diese Fügungen zusammen bilden eine Art von Paradigma, ein «Entsprechungsparadigma» oder «Korrespondenzparadigma», in dem jede Fügung mit allen anderen in Beziehung steht, von ihnen

gestützt wird und sie selbst stützt. Wie in jedem Paradigma gibt es hier Fügungen, die auf die Rolle des Repräsentanten des Gesamtparadigmas Anspruch erheben, da sie besonders autosemantisch und vollständig den eigentlichen denotativen Sinn der Fügung ausdrücken. In Betracht kommen als solche Repräsentanten überhaupt und auch in unserem Beispiel einerseits die Sätze — vor allem vielleicht der erste von ihnen, der in aktiver Form steht —, die oft als Ausgangspunkt des Systems von Satzentsprechungen (Satzkorrespondenzen) empfunden werden, andererseits die im Nominativ stehende Substantivgruppe, da der Nominativ der Fall der syntaktischen Ruhelage ist und die Substantive selbst zur autosemantischen Benennung der Dinge besonders geeignet sind.

Einige Teilgebiete solcher Entsprechungsparadigmen werden von der grammatischen Theorie seit langem berücksichtigt, besonders unter dem Blickwinkel der semantischen Diagnostik syntaktischer Fügungen mit komplizierter semantischer Feldstruktur. Dabei wurden die Fügungen von höheren Bereichen zur Bestimmung des Bedeutungsgehalts von niederen herangezogen: Um die Bedeutung der zusammengesetzten Substantive zu ermitteln, wurden sie den ihnen am unmittelbarsten entsprechenden Substantivgruppen gegenübergestellt. Um die Bedeutung der Substantivgruppen mit Genitivattributen zu ermitteln, wurden sie den ihnen am unmittelbarsten entsprechenden Satztypen gegenübergestellt und z. B. solche Satzbegriffe zur Kennzeichnung von semantischen Unterarten des Genitivattributs gewonnen wie der Genitiv des Subjekts und der des Objekts. Eine solche Gegenüberstellung konnte auch als Transformation aufgefaßt werden, was eben auch oft getan wurde, woraus sich schließlich die eigentliche Grundlage für die spätere generativistische Verabsolutierung der Transformationen als des entscheidenden Zugriffs zur Erforschung der Grammatik gebildet hat. Aber an und für sich sind die Entsprechungen ein eigenartiger Bestandteil des grammatischen Systems, der keineswegs allein dieses System aufzuschlüsseln vermag.

Es gibt noch die Möglichkeit, die Paradigmen der einzelnen Glieder des Entsprechungsparadigmas an diesem Gesamtparadigma teilnehmen zu lassen, z. B.: *Es ist (war) ein Denkmal errichtet.*

Nicht alle Entsprechungsparadigmen weisen so viele Glieder auf wie das oben angeführte. Die Zahl der Glieder hängt von der Art der Beziehung ab, die im Paradigma ihren Ausdruck findet, sowie von manchen lexikal-semantischen Faktoren. Aber es sind hier Zweifelsfälle möglich. So scheint nur eine verhältnismäßig geringe Zahl der Entsprechungen das Paradigma zu vereinigen, dessen Formen die Beziehungen des Trägers einer Eigenschaft zu der Eigenschaft ausdrücken. Z. B. *Karl ist klug — Karls Klugheit — die Klugheit von Karl — der kluge Karl — Karl, der Kluge.* Aber hier können in satzförmigen Entsprechungen (mit dem Adjektivprädikativ) alle kopulativen Verben verwendet werden (vgl. § 35, 49), was die Zahl der Entsprechungen bedeutend steigert, z. B. *Karl wird klug, Karl bleibt klug* usw.

Das Zusammenwirken der grammatischen und lexikalen Formen, die zu verschiedenen Bereichen des Sprachbaus gehören, hebt die

Mehrdeutigkeit auf, die einzelnen Wörtern und grammatischen Formen eigen ist. Aber oft wird von einer solchen Möglichkeit, den Bedeutungsgehalt der Wörter und grammatischer Formen zu präzisieren, kein Gebrauch gemacht. Wie Erben überzeugend ausführt, ist ja die Mehrdeutigkeit (oder, wie er sagt, «Undeutigkeit») der Satzkomponenten vom Standpunkt der konkreten gedanklich-kommunikativen Aufgabe aus, die sich der Sprechende stellt, keineswegs immer ein Nachteil. Es kann auch für den Sprecher zuweilen nützlich sein, die Wahl zwischen verschiedenen Deutungsmöglichkeiten der angewendeten Form eben offen zu lassen — aus Bescheidenheits- oder Höflichkeitsgründen usw. So ist in den passivischen Infinitivbildungen vom Typus *Die Tür ist zu öffnen* zuweilen vom höchsten Wert, daß in ihnen der Bedeutungsgehalt des Müssens/Sollens oder des Könnens nicht eindeutig zum Ausdruck gebracht wird, da auf diese Weise eine Vorschrift formuliert werden kann, ohne daß ein direkter Befehl gegeben wird (194, 19). Derartige Mehrdeutigkeit hängt auch mit solchen allgemeinen Zügen der natürlichen Sprache des Menschen zusammen wie ihre Offenheit und Anpassungsfähigkeit. Eben diese Züge bedingen «notwendig eine gewisse Unvollkommenheit und Ungenauigkeit der sprachlichen Mittel, die zur Bewältigung vieler und wechselnder Situationen dienen müssen, oft auch zur vorläufigen Bestimmung einer noch nicht exakt durchforschten Erscheinung, zum Vorgriff auch auf erst Geahntes und Geplantes» (194, 10). Man sollte vielleicht nur hinzufügen, daß diese Unvollkommenheit eigentlich eben eine Vollkommenheit des sprachlichen Systems ausmacht, da sie die getreue Wiedergabe eines eigenartigen Bedeutungsgehalts ermöglicht, sozusagen die exakte Fixierung eines nicht-exakten Gedanken- und Stimmungsverlaufs.

Auch die quantitätsmäßigen Unterschiede im Gebrauch der grammatischen Formen und Kategorien, die übrigens in der Regel mit der Einwirkung der Funktionalstile, Textsorten, thematischen Besonderheiten, Redekonstellationen, Individualstile und anderer Faktoren zusammenhängen, lassen sich am richtigsten (und letzten Endes am exaktesten) nicht durch genaue, in gewissen engen Grenzen variierende Angaben fixieren, die vermittels der mathematischen Statistik festgestellt werden, sondern durch Hinweise auf die Tendenzen, die im quantitativen Bereich durch die Wirkung von bestimmten qualitativen Triebkräften sich beobachten lassen. Die Charakteristiken «oft», «selten», «vorwiegend» usw., die auf dem Wege solcher «symptomatischen» quantitativen Analyse gewonnen werden, sind hier gewöhnlich durchaus zureichend und täuschen keine, in Wirklichkeit fehlende, strenge statistische Gesetzmäßigkeit vor (6, 62—72).

§ 4. Hauptzüge des deutschen Sprachbaus

Bevor wir die einzelnen Seiten des deutschen Sprachbaus betrachten, ist es notwendig, einige seiner wesentlichsten Züge zu schildern, damit man einen allgemeinen Überblick hat und die Rolle der einzelnen Details richtiger einzuschätzen versteht.

Das grammatische System jeder Sprache ist eine zusammenhängende Totalität und nicht eine mechanische Verbindung von selbständigen Bestandteilen. Die einzelnen grammatischen Erscheinungen der betreffenden Sprache muß man nicht gesondert, sondern aufeinanderbezogen betrachten. Und auch hier gilt es, das Wichtigste und Dominierende herauszuschälen und die übrigen Erscheinungen des Sprachbaus im Lichte der entscheidenden Gesetzmäßigkeiten und Tendenzen zu prüfen.

Sehr lehrreich kann dabei der Vergleich mit den grammatischen Systemen anderer Sprachen werden, obgleich der Schwerpunkt unseres Verfahrens doch immer die Analyse der grammatischen Tatsachen der betreffenden Sprache selbst sein soll.

Vom Standpunkt der Wortstruktur aus ist der grammatische Bau der deutschen Sprache durch eine Vereinigung von flexivischen und analytischen Mitteln gekennzeichnet. Mit Recht bezeichnet man in der letzten Zeit die deutsche Sprache gewöhnlich als eine «flexivisch-analytische».

Dasselbe gilt eigentlich mehr oder weniger auch für alle übrigen modernen indoeuropäischen Sprachen, doch weisen diese Sprachen große Schwankungen auf in der Verteilung der flexivischen und analytischen Mittel und in ihrer konkreten Gestaltung. Alle modernen germanischen Sprachen (mit Ausnahme der inselskandinavischen) sind ärmer an Flexion als das Deutsche, die russische Sprache dagegen reicher, obwohl die analytische Bildungsweise der grammatischen Formen auch im Russischen stark vertreten ist.

Sehr charakteristisch für die deutsche Sprache ist der ausgiebige Gebrauch der inneren Flexion, die in anderen germanischen Sprachen jetzt eine durchaus bescheidene Rolle spielt, obgleich sie in den skandinavischen und in der englischen Sprache früher als Auswirkung von phonetischen Assimilationsgesetzen noch verbreiteter war als im Deutschen. In Verbindung mit der äußeren Flexion und den analytischen Mitteln der Grammatik führt die innere Flexion oft zu einer beträchtlichen Übercharakterisierung, d. h. zur Bezeichnung eines und desselben grammatischen Inhalts durch mehrere grammatische Formmittel. So wird in der Form *die Wälder* der Plural dreimal zum Ausdruck gebracht: mit Hilfe des Umlauts, des Pluralmorphems *-er* und der Pluralform des Artikels. Tatsächlich kann die Anzahl der Formen mit Pluralbedeutung noch beträchtlicher sein: im Satz *Die blühenden Wälder lockten ihn* kommt die Semantik des Plurals auch in der Flexion des Adjektivs und des Verbs zum Ausdruck. Fast vollständig fehlt dagegen die Übercharakterisierung im Englischen, wo die innere Flexion ganz zurückgedrängt ist und keine Kongruenz zwischen den Substantivattributen und dem Substantiv selbst besteht. In der russischen Sprache nimmt die Übercharakterisierung einen bedeutenden Platz ein.

Sehr wesentlich für die morphologische Struktur des Wortes im Deutschen ist die ungleichmäßige Verteilung der Flexion. Bei einigen Redeteilen ist die Flexion bedeutend stärker ausgebildet als bei den anderen. Besonders arm an Flexion ist z. B. das Substantiv. Nicht nur

das Verb, sondern auch das demonstrative und possessive Pronomen und das Adjektiv, also die Wortarten, die syntaktisch als Bestimmungen des Substantivs auftreten, haben viel reichhaltigere Flexionssysteme als das Substantiv. Sehr reich an Flexion ist der Artikel, obgleich er nur ein Hilfs- oder Formwort ist. Auch im Englischen gibt es einen gewissen Unterschied in der Flektierbarkeit verschiedener Redeteile, aber hier bleiben das Adjektiv und andere Wortarten, die als Bestimmung des Substantivs auftreten, unflektiert. Ziemlich gleichmäßig ist die Flexion bei allen Redeteilen in der russischen Sprache vertreten.

Zu den charakteristischsten Merkmalen der deutschen Morphologie gehört die Herausbildung einer Reihe von Formen mit veränderlicher, variabler Flexion. Es sind Formen, die in einer und derselben grammatischen Funktion, ein und dieselbe grammatische Bedeutung zum Ausdruck bringend, verschiedenartig flektiert werden können. So bekommt das Adjektiv in einem und demselben Kasus, Geschlecht und Numerus zuweilen die «starken» (pronominalen), zuweilen die «schwachen» (nominalen) Endungen: *schönes Wetter — das schöne Wetter*. Auch mehrere Substantive, besonders die Eigennamen und die Bezeichnungen für Titel, Berufe usw., haben variable Flexionsformen: *Karls Bücher — Karl Müllers Bücher*. Zum Teil ist diese Erscheinung mit der Tatsache verbunden, daß einige der Flexionsendungen «ausdrucksfähig», d. h. grammatisch klar durchsichtig sind und gewisse grammatische Kategorien unzweideutig bezeichnen (es sind die meisten starken Endungen in der Deklination des Demonstrativs, z. B. *-m* im Dativ Sg. Mask. und Neutr.), andere Flexionsendungen dagegen grammatisch «neutral» sind, d. h. so homonymisch, daß sie an und für sich keine grammatische Kategorie klar bezeichnen (z. B. *-en* beim schwachen Substantiv und Adjektiv).

Auch in der englischen Sprache sind variable grammatische Formen vorhanden. Jedes Substantiv (oder jedes substantivierte Wort und sogar jede substantivierte Wortgruppe), wenn es im Genitiv (Possessive Case) steht, bekommt die Endung 's in dem Falle, wenn es das letzte Glied der betreffenden Substantivgruppe bildet, und bleibt ohne Endung, wenn es nicht an der letzten Stelle in der Gruppe steht. Vgl. *a professor's lecture — professor Brown's lecture — a professor of Oxford University's lecture*. Aber die Adjektive, falls sie nicht substantiviert sind, werden von irgendwelcher Variabilität überhaupt nicht betroffen, und der Gebrauch des Genitivs ist im Englischen ziemlich beschränkt, so daß im ganzen die Variabilität der Flexion im Englischen viel weniger entwickelt ist als im Deutschen. Was die russische Sprache betrifft, so finden wir hier analoge Formen der Wortgruppen mit einem Eigennamen als Kernglied *(kniga Ivana — kniga Ivan Ivanoviča)*, wobei man es aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer vollständigen semantischen Verschmelzung der in Frage kommenden Komponenten zu tun hat (vgl. 63, 330—331). Von einem systematischen Nebeneinander der grammatisch ausdrucksfähigen und neutralen Formen kann aber weder im Englischen noch im Russischen die Rede sein.

So wichtig auch alle diese morphologischen Eigenheiten der deutschen Sprache sind, noch bedeutender sind wohl gewisse Be-

sonderheiten im syntaktischen Bau des Deutschen. Zum Teil erklären sie sogar einige der oben erwähnten Erscheinungen des deutschen Flexionssystems.

Auf verschiedenen Gebieten der deutschen Syntax sind diese Besonderheiten zu verzeichnen: in der Wortstellung, in der Gliederung des Satzes, im Aufbau der Wortgruppen usw. Aber sie hängen aufs engste zusammen. Das Gemeinsame an ihnen ist, daß sie mehr oder weniger ein und demselben Zweck dienen: der straffen Organisierung des Satzes. Sie haben die Aufgabe, die Einheit der Satzstruktur und seine Gliederung grammatisch scharf hervorzuheben. Somit gehören sie vor allem zur Struktur des deutschen Sprachbaus als eines Gestaltungssystems.

Die Tendenzen der Sprachentwicklung, die sich hier auswirken, könnte man als «strukturbildende» bezeichnen, wobei es sich um die Stärkung der formalgrammatischen Mittel handelt, die den inneren Bau des Satzes äußerlich scharf umreißen.

Ausführlich werden die entsprechenden Mittel in den § 45, 57, 67 behandelt. Hier erwähnen wir nur das Allerwichtigste.

Auf dem Gebiete der Wortstellung spielt in dieser Beziehung eine ausschlaggebende Rolle der verbal-prädikative Rahmen, der den ganzen Satz außer seiner ersten Stelle umfaßt und strukturell zusammenhält. Auf dem Gebiete der Satzgliederung ist es die ziemlich konsequent durchgeführte Scheidung der Gruppe des Substantivs von der des Verbs, die den Aufbau des Satzes, selbst wenn er bedeutende Dimensionen erhält, durchsichtiger macht. Was die Struktur der einzelnen Wortgruppenarten betrifft, so bildet die Gruppe des Verbs (die verbal-prädikative Gruppe) eine Grundlage für den Aufbau des ganzen Satzes. Dagegen dient eben die Variabilität in der Flexion der kongruierenden Glieder der Substantivgruppe einem engeren Zusammenschluß dieser Gruppe, da hier die Tendenz entsteht, nur ein Wort zum Träger der Endung zu machen, die die syntaktische Rolle der ganzen Gruppe bezeichnet (Monoflexion). Dabei spielt die Wortgruppe eine Vermittlerrolle zwischen dem Wort und dem Satz, da das Wort allein, an und für sich genommen, nur in einzelnen Fällen seine Rolle im Satz vollständig zum Ausdruck zu bringen und sich frei im Satz zu bewegen vermag. Vgl. de**m** *alten Wein — alte***m** *Wein, Karl***s** *Hut — Karl Schmidt***s** *Hut.*

Gewiß besitzen auch alle anderen Sprachen Mittel, die Einheit des Satzes zu bewahren und seine Gliederung zu veranschaulichen. So dienen überall, und auch in der deutschen Sprache, als Hauptmittel zur Organisierung des Satzes die rhythmisch-melodischen Faktoren. In vielen Sprachen sichern diese Mittel, in Verbindung mit grammatisch ausdrucksfähiger Form der einzelnen Wörter, sowohl die strukturelle Einheit als auch die übersichtliche Gliederung des Satzes, so daß die Form des Satzes im allgemeinen frei und biegsam ist. Das ist z. B. in der russischen Sprache der Fall. Aber auch in solchen Sprachen, die zur Formung und Gliederung des Satzes zusätzliche formelle strukturbildende Mittel erfordern, unterscheiden sich die Arten dieser Formung gewöhnlich bedeutend von denen der deutschen Sprache. In der

englischen Sprache dient als strukturelle Grundlage und Achse des Satzes nicht die verbal-prädikative Gruppe wie im Deutschen, sondern die Verbindung von Subjekt und Verbum finitum. Wenn im Deutschen die Wortstellung vorwiegend strukturbildende Funktion hat, die durch Distanzstellung gekennzeichnet ist, so ist es für die englische Wortstellung besonders wichtig, den grammatischen Wert des Wortes zu bezeichnen (grammatisch-semantische Funktion), was durch Kontaktstellung erzielt wird. (Vgl. *Wir sind ihm neulich begegnet — We have met him lately.*) Bei Wiederholungen und Antworten darf man sich im Englischen vielfach mit der Fügung Subjekt — Verbum finitum begnügen, wogegen im Deutschen die Prädikatsgruppe formell vollständig sein muß (*Are you ill? — I am; Sind Sie krank? — Ich bin's*).

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß solche Unterschiede in den Formen der Satzbildung mit einer größeren oder geringeren grammatischen Flektierbarkeit des Wortes in verschiedenen Sprachen verbunden sind, aber keineswegs vollständig von dem Grade der Flektierbarkeit abhängen. Die formelle Gebundenheit der Satzstruktur im ganzen und die Festlegung des einzelnen Wortes im Satze ist ein Ergebnis von vielen ineinanderwirkenden Faktoren, zum Teil auch von Faktoren rein syntaktischer Art, und findet ihren Ausdruck in verschiedenen Formen. So wird die relative syntaktische Freiheit des Wortes und seine (auch relative) funktionelle Unabhängigkeit von der Wortgruppe in der russischen Sprache nicht nur durch Flexionsendungen, sondern auch durch analytische Mittel erzielt, die sich mit jedem einzelnen Wort gern verbinden und somit im Satze oder sogar in der Wortgruppe wiederholt werden, selbst wenn es rein logisch und semantisch eigentlich überflüssig erscheint. (Wiederholung der Negationen, Beweglichkeit und Verschiebungsmöglichkeit von Partikeln, die archaische, aber im modernen Sprachgebrauch doch zuweilen in besonderen stilistischen Funktionen vorkommende Wiederholung von Präpositionen bei miteinander kongruierenden Wörtern.)

Anderseits tritt im Deutschen, wie wir es gesehen haben, in manchen Fällen eine solche Flexion auf, die grammatisch nicht ausdrucksfähig ist und also dem einzelnen Wort keine unmittelbare Beziehung zum Satz verschafft, so daß hier die Flektierbarkeit keineswegs zur Schaffung der Vorbedingungen für eine lockere syntaktische Struktur dient. Vielmehr dient diese grammatisch neutrale Flexion, die für das Deutsche charakteristisch ist, der engeren Konsolidierung und dem Zusammenschluß der Wortgruppe, also einer größeren formellen Gebundenheit der Struktur des deutschen Satzes überhaupt durch die Vermittlung der Monoflexion.

Doch sind diese Tendenzen im Deutschen keineswegs alleinherrschend. Es gibt keine reinen Typen des Sprachbaus — auch vom Standpunkt der stärkeren oder schwächeren Gebundenheit der Satzstruktur aus. Gewisse Fälle der unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Wort und dem Satz, überhaupt der syntaktischen Freiheit des Wortes, sind auch in der deutschen Sprache vorhanden, z. B. bei den verselbständigten Satzgliedern (vgl. § 46, 47). Es ist von großer

Bedeutung, daß die Tendenz zur Verwandlung des verbal-prädikativen Satzrahmens in eine fast (aber doch nicht ganz) unumgängliche Erscheinung, die sich in der Schriftsprache eine Zeitlang (insbesondere im 17. bis 18. Jh.) geltend machte, bald bedeutend zurückgedrängt wird und keine absolute Geltung beansprucht, ohne daß die Rahmenstruktur in ihrer hervorragenden Bedeutung für den deutschen Sprachbau beeinträchtigt wurde. Eine ähnliche, aber entgegengesetzte Entwicklung findet auch im Russischen statt: gewisse Strukturtendenzen, die den Satzbau zu sehr aufzulockern drohten, wurden zurückgedrängt. So beobachten wir in dem grammatischen Bau vieler Sprachen ein kompliziertes Miteinander- und sogar Gegeneinanderwirken von verschiedenen strukturellen Tendenzen, die man alle nach Möglichkeit berücksichtigen muß. Dabei sind aber die Haupttendenzen, die dominierenden Formeigenheiten, die der betreffenden Sprache ihr formales Gepräge verleihen, nie außer acht zu lassen.

Auch die beigeordneten Wortformen lassen sich so gestalten, daß sie die Züge einer einheitlichen Wortform erhalten. Dies geschieht, wenn in einer Reihe von beigeordneten zusammengesetzten Wörtern das erste Glied der Zusammensetzung bei den voranstehenden Formen erspart bleibt und nur bei der letzten Form erscheint. Diese eigenartige Parallele zur Monoflexion, die bis ins 18. Jahrhundert hinein sehr verbreitet war, kommt auch jetzt zuweilen vor, besonders in der wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur, vor allem bei den Substantiven, aber zuweilen auch bei den Adjektiven, Verben und Adverbien. Vgl. *Futter-, Trink- und Schlafplätze, (in) 2-bis 3tägigen (Abständen), (da sie zur Käfigtür) hinein- und (zum Nest) hinfanden, neben- und beieinander (K. Lorenz).* Solche Zusammenziehung der beigeordneten Wörter, die auch Kompression genannt wird (vgl. 37), erstreckte sich früher auch auf die Ersparung in den vorangehenden Wortformen der gemeinsamen Suffixe und sogar Endungen. Z. B. *(mit...) groß und kleinem (Viehe)* (vgl. 3, 197).

Das typologische Satzgerüst wird durch den Satzrahmen gebildet (s. § 67).

Doch sind die Tendenzen zur Monoflexion und überhaupt zur Abhängigkeit der Wortform von der Wortgruppe im Deutschen eben nur wichtige Tendenzen. Die Wortform verliert im Deutschen auf dem syntaktischen Gebiet ihr Eigenleben nicht. Man kann nicht der Annahme zustimmen, daß das deutsche Substantiv syntaktisch nur als ein Glied der Substantivgruppe aufzufassen sei (vgl. 226, 123). Allerdings treten die Substantivformen im Deutschen verhältnismäßig selten auf ohne irgendwelche sie bestimmende Hilfs- oder Vollwörter. Aber es kommt doch auch der Gebrauch der Substantivformen ohne Bestimmungen vor (vgl. § 15, 24), und die Bestimmungen selbst sind ja durchaus permutierbar. Die Zurückführung des Substantivs auf die Substantivgruppe stammt aus der englischen Grammatik.

Aber auch in der neueren Zeit kommen solche Formen vor, wenn auch sehr spärlich. So bringt I. Ljungerud eine Reihe von solchen Substantivbildungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Z. B. (*Verwendung*) *seines Fleisches und Blutes.* Die Flexi-

on kann am ersten der koordinierten Substantive erspart werden, selbst wenn die Flexionsformen verschieden sind, d. h. Allomorphe bilden. Z. B. (*von dem hellen Hintergrund*) *der Brief-und Schriften*. Dasselbe kann bei der Koordinierung von abgeleiteten Substantiven geschehen. Das Suffix des ersten koordinierten Substantivs, das erspart wird, kann sich von dem des zweiten Substantivs unterscheiden. Z. B. (*voll*) *von Süß-und Bitternissen*. Der Abfall der Flexion des ersten von den koordinierten Substantiven kann selbst dann erfolgen, wenn es mit einem Artikel versehen ist. Z. B. (*die Litanei*) *des Elend und des Hungers*. Zahlreich sind durch die Kompression entstandene Formen in der Poesie. Z. B. *auf den Berg und Bäumen;* Tag und Nächte; von den Ding- und Taten; Freund- und Feinden (284, 152—153).

Ähnliche Kompressionserscheinungen sind im Adjektivbereich zu verzeichnen. Häufiger wird die Flexion des ersten von zwei attributiven Adjektiven im Nominativ und Akkusativ der Neutra erspart, wo die Nullflexion einst sehr verbreitet war. Z. B. *ein rauhhaarig, steifes Pferdlein*. Zahlreicher ist solche Adjektivkompression in der Poesie.

§ 5. Einiges aus der Geschichte der theoretischen Erforschung des deutschen Sprachbaus

Die theoretische Erforschung des deutschen Sprachbaus erscheint ursprünglich als eine Begleiterscheinung des praktischen Unterrichts im Deutschen. In den Buchstabierbüchlein, die schon im 15. Jh. ziemlich zahlreich waren, in den Grammatiken, die im 16. Jh. und später der Erlernung des Deutschen als Muttersprache (V. Ickelsamer u. a.) oder als Fremdsprache (J. Clajus u. a.) dienen sollten, wurden selbstverständlich manche Angaben über den grammatischen Bau der deutschen Sprache gemacht. Dieses Beobachtungsmaterial wuchs allmählich an, insbesondere seitdem man mit der Herausgabe von Werken begann, die, ohne rein praktische Zwecke aus den Augen zu verlieren, einen allgemeinen Abriß der deutschen Sprache zu geben beabsichtigten. Das erste außerordentlich breit angelegte, obgleich in mancher Hinsicht nicht originelle Werk dieser Art ist die bekannte ‹Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache› von J. G. Schottel. Im 18. Jh. erschienen schon solche Abhandlungen und Compendien, die auf einen vorwiegend theoretischen Wert Anspruch erhoben. (Die umfassendste Arbeit dieser Art ist das ‹Umständliche Lehrgebäude der deutschen Sprache› von J. C. Adelung, Bd. I—II.)

Zwar standen die von den frühen deutschen Grammatikern gemachten Angaben und Formulierungen unter dem Einfluß der lateinischen (eigentlich der lateinischen und der griechischen, überhaupt der antiken) grammatischen Tradition. Dieser Einfluß war sehr stark. In der modernen Sprachwissenschaft ist die Ansicht verbreitet, daß seine Folgen bis heute zu spüren sind und daß in der Schulgrammatik der deutschen Sprache noch heute das wahre Wesen

des deutschen Sprachbaus durch die fremdartigen Begriffe der lateinischen Grammatik entstellt und verdunkelt wird.

Aber es ist nicht zu leugnen, daß tatsächlich schon im Verlaufe des 16.—18. Jh. die gröbsten Angleichungen des deutschen grammatischen Systems an das der lateinischen Sprache beseitigt wurden. Gänzlich verschwanden z. B. im 18. Jh. die noch bei Schottel vorkommenden Versuche, das lateinische Kasussystem ins Deutsche getreulich zu verpflanzen (Ablativ — *von dir,* Vokativ — *O du!*). Wenn das morphologische System des Deutschen als solches, von den verschiedenen Umbauversuchen des Systems der Redeteile abgesehen, in seinen wesentlichen Zügen von Adelung (und eigentlich schon von Aichinger, Hemmer und Fulda) an in der deutschen Schulgrammatik nur verhältnismäßig geringe Veränderungen erlitt, so ist dies die Folge davon, daß dieses System im Grunde genommen den Tatsachen des deutschen Sprachbaus entspricht. Das hier zusammengestellte Register von Wortarten, wie sie auch terminologisch bezeichnet werden, und Wortformen umfaßt wirklich den morphologischen Grundbestand der deutschen Sprache. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf den objektiven Wert der von der Schulgrammatik gegebenen Regeln und Formulierungen zurückzukommen, was jedoch nicht besagen soll, daß sie überhaupt frei von jeglichen Fehlern sind.

Auf dem Gebiete der Syntax boten die deutschen Grammatikbücher bis ins 18. Jh. hinein vorwiegend Bemerkungen über die Wortfügungen. In den Vordergrund trat die Satzlehre erst, als sich die logisierende Betrachtungsweise in der Grammatik in Deutschland durchzusetzen begann — so z. B. bei Adelung, der sogar bei Widersprüchen zwischen der Logik und der Grammatik die logischen Formen als «wahre» und die grammatischen Formen als «künstliche» bezeichnete. Anderseits gehört Adelung zu den ersten deutschen Grammatikern, die psychologisch an die Sprache heranzutreten versuchten (vgl. 258, I, 330ff.).

Der mächtige Aufschwung der geschichtlichen Sprachforschung im 19. Jh. führte zur Betrachtung des grammatischen Systems der modernen deutschen Sprache, des Neuhochdeutschen, im Lichte der Sprachgeschichte. Die Erklärung der heutigen grammatischen Formen wurde gleichgesetzt der Zurückführung auf die der älteren (mittelhochdeutschen, althochdeutschen, womöglich urgermanischen, urindoeuropäischen) Formen, woraus sich die jüngeren entwickelt haben. Dabei widmete man besondere Aufmerksamkeit der Feststellung von phonetischen Gesetzen, die die lautlichen Veränderungen der betreffenden Form bewirkten, und zum Teil auch der Fixierung von psychologischen Assoziationen, die die Wirkung der Lautgesetze durchkreuzten. Die grammatischen Tatsachen verschiedener Zeitperioden wurden auf diese Weise einander nahegebracht oder sogar identifiziert. Diese Züge finden wir nicht nur in zahllosen Einzeluntersuchungen und den großen summierenden wissenschaftlichen Werken, die erst am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jh. entstanden (O. Erdmann, W. Wilmanns, H. Paul, O. Behaghel), sondern auch in Lehrbüchern, die für die höheren Lehranstalten bestimmt waren (J. C. A. Heyse, F. Blatz).

Dieses Verfahren auf dem Gebiete der Grammatik war durch einen

sehr weitgehenden Empirismus, eine Vorliebe für das Einzelne, für das Detail gekennzeichnet, was sehr nützlich vom Standpunkt der allumfassenden Registrierung der sprachlichen Tatsachen aus war, aber keinen Weg zum Erkennen der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des deutschen Sprachbaus, seiner dominierenden Strukturtendenzen offen ließ. Vielleicht am klarsten tritt dieser Empirismus in der fundamentalen und überaus verdienstvollen ⟨Deutschen Syntax⟩ von O. Behaghel zutage.

Die volle Entfaltung dieser historischen, psychologischen und empirischen Betrachtungsweise in der deutschen Grammatik fällt in die letzten Jahrzehnte des 19. Jh. und ist mit dem Aufblühen der sogenannten junggrammatischen Richtung in der Sprachwissenschaft verbunden. Die Beobachtungen und Materialsammlungen, die fast auf allen Gebieten des deutschen Sprachbaus von den Junggrammatikern geliefert wurden, machen die Werke von O. Behaghel, H. Paul, W. Wilmanns u. a. bis heute zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel bei der Erforschung der deutschen Sprache.

Viel früher, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, hatte sich ein bemerkenswertes Ereignis in der deutschen syntaktischen Theorie vollzogen. Eine besondere Abart der logischen Grammatik entwickelnd und in mancher Hinsicht den Anregungen der französischen Grammatik des 18. Jh. folgend, entwarf K. F. Becker das System der fünf Satzglieder (Subjekt, Prädikat, Attribut, Objekt, Adverbiale). K. F. Becker ging von der Behauptung aus, daß jede syntaktische Beziehung eine Aufhebung des Widerspruchs zwischen dem Allgemeinen und Besonderen darstelle, ihre Synthese (z. B. in dem prädikativen Verhältnis verkörpert das Subjekt das Besondere und das Prädikat das Allgemeine). Obgleich diese Einstellung Beckers sehr gekünstelt und abstrakt war, bedeutete sie doch eine derartige systematische Fixierung der Satzglieder, die in jedem gegebenen Fall bei der Charakterisierung eines Satzgliedes sowohl seinen Zusammenhang mit einem anderen Satzglied als auch seine (zwar stark schematisierte) Bedeutung und in der Praxis auch seine morphologische Form berücksichtigte. Wir meinen, daß es gerade der Aspektreichtum in der Auffassung der Satzglieder war, der trotz der längst vergessenen metaphysischen Ansichten Beckers seinem System eine so lange Lebensdauer sicherte.

Noch am Vorabend und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh., während sich die junggrammatischen Methoden erst der vollen Entfaltung näherten, entwickelten sich in der allgemeinen Sprachwissenschaft — und fanden zum Teil ihren Eingang in die Theorie des deutschen Sprachbaus — neue Gesichtspunkte, denen noch radikalere Reformversuche folgten.

In erster Linie wurde ein systematischerer Aufbau der Syntax verlangt. Die bekannten Arbeiten von J. Ries ⟨Was ist Syntax?⟩, 1894, ⟨Zur Wortgruppenlehre⟩, 1928, ⟨Was ist ein Satz?⟩, 1933, die sich vorwiegend auf die Tatsachen des deutschen Sprachbaus stützten, forderten eine Einteilung der Syntax in zwei Hauptabteilungen: Wortgruppenlehre und Satzlehre, da diese syntaktischen Einheiten der Sprache, der Satz und die Wortgruppe, sich nicht einfach als eine höhere

und eine niedrigere syntaktische Einheit zueinander verhalten, sondern sich kreuzen und sozusagen zu verschiedenen Dimensionen des syntaktischen Systems gehören (der Satz kann von einem einzelnen Wort gebildet werden). Unter dem Einfluß von J. Ries steht eine der besten deutschen Grammatiken, ‹Die deutsche Sprache der Gegenwart› von L. Sütterlin, der die Wortgruppenlehre, wenn auch als einen Teil der Satzlehre, einführte und die Wortgruppenglieder mit den traditionellen Satzgliedern verband (Attribut als Glied der Substantivgruppe usw.). Das Werk von L. Sütterlin ist auch dadurch interessant, daß es manche Erscheinung des deutschen Sprachbaus, die sich nur auf einer beschränkten lexikalen Grundlage auswirkt und kein fest umrissenes System bildet, feinfühlig geschildert und mit den bekannteren grammatischen Erscheinungen in Verbindung gebracht hat (z. B. der Gemeinschaftskasus, vgl. § 23, die Passivform von den Verben mit Dativobjekt, vgl. § 37). Auf dem Gebiete der Morphologie zog L. Sütterlin bei der Bestimmung der Redeteile das Kriterium der Formveränderlichkeit vor, also den rein morphologischen Standpunkt, was eigentlich einen Rückschritt im Vergleich zur üblichen Auffassung bedeutete. Auch manche anderen Werke auf dem Gebiete der deutschen Grammatik wurden mehr oder weniger von J. Ries beeinflußt, unter anderem teilweise auch Behaghels ‹Deutsche Syntax›.

Im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts begann man, sich mehr für die Besonderheiten zu interessieren, die die Struktur des deutschen Satzes in ihrer konkreten Gestaltungseinheit bietet. Der Ausgangspunkt bei der Behandlung dieses Problems war gewöhnlich die Wortstellung, die früher nur in ihren äußerlichen Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten ziemlich ausführlich erforscht war, ohne in ihrer ganzen Bedeutung für den Bau des Satzes im Deutschen erkannt zu werden. Nur sporadisch wurde bei einigen Grammatikern auf die strukturelle Rolle der deutschen Worstellung hingewiesen, besonders klar bei O. Erdmann (191). Die Eigentümlichkeiten des deutschen Sprachbaus wurden in ihrer Gesamtheit gewöhnlich überhaupt mit Stillschweigen übergangen, ohne als ein zusammenhängendes System aufgefaßt und auf irgendeine gemeinsame Grundlage zurückgeführt zu werden. Die seltenen Ausnahmen waren zuweilen stark rassenpsychologisch orientiert und ermangelten linguistischer und historischer Begründung (Finck).

Erst in den dreißiger Jahren wurden diese Probleme vom rein sprachlichen Standpunkt aus eingehender studiert. Im Jahre 1932 ist das Buch des Schweizer Gelehrten Ch Bally «Linguistique générale et linguistique française» erschienen, in welchem die Charakteristik der Eigenart des französischen Sprachbaus geradezu durch Vergleichung mit dem deutschen Sprachbau herausgearbeitet wird. Besonders kennzeichnend ist für Bally im Deutschen die Antizipation, d. h. die Vorwegnahme der Bestimmungen, im Gegensatz zur Progressivstellung des Französischen, die das zu Bestimmende der Bestimmung voranschickt (*fünf Meter lang — long de cinq mètres*). Dasselbe Prinzip waltet nach Bally auch in dem deutschen Betonungssystem, und die Stellung der einzelnen Wörter und Syntagmen im Satz ist viel

freier und die morphologische Gliederung des Wortes viel anschaulicher als im Französischen (17).

Im Jahre 1937 trat E. Drach mit seinem Buch «Grundgedanken der deutschen Satzlehre» auf, in dem die Rolle der Satzklammer für den deutschen Satz hervorgehoben wird. Der Rahmen als das spezifische Mittel der Satzgestaltung im Deutschen wurde auch von H. Becker anerkannt («Sprachlehre», 1941). Den Ausgangspunkt für die grammatische Analyse im allgemeinen suchte Becker übrigens in den Gesetzmäßigkeiten der Wortfügung.

Etwas früher, in der Mitte der dreißiger Jahre, wurde auf die Bedeutung der Distanzstellung und des von ihr gebildeten Rahmens für die Gestaltung des deutschen Satzes von den Vertretern der sowjetischen Germanistik hingewiesen, die sich damals mit den grammatischen Problemen zu befassen anfing (Admoni, 14), ebenso von dem rumänischen Germanisten Bratu.

Von Bedeutung für die Entwicklung der grammatischen Studien in der sowjetischen Germanistik war das Sammelwerk «Voprosy nemeckoj grammatiki v istoričeskom osveščenii», Leningrad 1935, worin die Hauptaufmerksamkeit auf die allgemeinen Tendenzen in der Entwicklung des deutschen Sprachbaus gerichtet war. Wichtige Schritte zur Erforschung des deutschen Sprachbaus wurden in den 30er Jahren auch in einigen anderen nicht deutschsprachigen Ländern gemacht (die Arbeiten von J. Fourquet, G. O. Curme usw.).

Nach dem Zweiten Weltkrieg weitete sich die Erforschung des deutschen Sprachbaus unaufhaltsam aus, wie es übrigens für die Linguistik überhaupt und letzten Endes auch für die Gesamtwissenschaft kennzeichnend ist. In den deutschsprachigen Ländern wuchs die Zahl der Studien auf dem Gebiete der deutschen Grammatik besonders stark seit Ende der 50er Jahre an. In einigen nichtdeutschsprachigen Ländern (in skandinavischen Ländern, in Frankreich, in Polen, in der Tschechoslowakei, aber in besonders weitem Umfang in der Sowjetunion) vollzog sich dieser Prozeß gleichmäßiger.

Die ungeheure Fülle des Materials macht die gesonderte Schilderung der Forschungsergebnisse nach den einzelnen Ländern unmöglich — im Gegensatz zum Verfahren, das in den vorigen Ausgaben dieses Buches angewandt wurde (s. DSB, 28—38). Auch von Vollständigkeit darf hier selbstverständlich keine Rede sein, selbst in bezug auf ganze Richtungen. Es werden hier nur die wichtigsten Linien umrissen, die sich in den letzten 35 Jahren bei der Erforschung des deutschen grammatischen Systems geltend gemacht haben, oft — aber nicht immer — unter dem Einfluß der allgemeinen Entwicklung in der Grammatiktheorie.

An Humboldt anknüpfend, entwarf in den 40er und 50er Jahren L. Weisgerber eine Theorie der «inhaltbezogenen Grammatik», die dem Bedeutungsgehalt von grammatischen Formen der Muttersprache die Eigenschaft zuschreibt, eine besondere Sehweise zu bilden, die das Weltbild der die betreffende Muttersprache sprechenden Menschen bestimmt. Dabei werden manche Formen des deutschen lexikalen und grammatischen Systems detaillierter Musterung unterzogen, was

einerseits zu manchen interessanten Beobachtungen führt (z. B. in bezug auf die Wiedergabe einiger aspekt- ober aktionsartmäßigen Bedeutungen im Deutschen — vgl. 394, 210—217), aber andererseits zu sehr strittigen Behauptungen (z. B. zur Verneinung des temporalen Wesens der deutschen verbalen Präsens- und Präteritumformen — vgl. 394, 227). Aber die Haupteinstellung Weisgerbers erwies sich im ganzen als durchaus unzulänglich, da die reale Praxis des menschlichen Lebens unwiderlegbar zeigt, daß die Welt vom Menschen keineswegs nur durch das Prisma der Semantik von muttersprachlichen grammatischen Formen gesehen und «gewortet» wird. Diese Semantik trägt allerdings manches bei zur besonderen Färbung der Wahrnehmung der Dinge und Geschehnisse von seiten des Menschen, aber sie versperrt den Weg ihrer — mehr oder weniger adäquaten — Auffassung keineswegs. Dies wird durch den großen Bestand von Lexemen gesichert, die das zum Ausdruck bringen, was in der betreffenden Sprache durch keine grammatische Form bezeichnet wird, ebenso wie durch die weitgehende grammatische Synonymik.

Die Unhaltbarkeit seiner Konzeption in ihrer ursprünglichen Form hat Weisgerber anscheinend später selbst eingesehen und die Notwendigkeit einer vielseitigen, ganzheitlichen Betrachtung der grammatischen Erscheinungen vorgeschlagen (393).

Ein Versuch, den deutschen Sprachbau mit deskriptiv-strukturalistischen Mitteln, aber unter Beibehaltung der semantischen Komponente von Grund auf neu zu erforschen, wie man es mit ganz unbekannten Sprachen tut, hat H. Glinz unternommen, ein Meister der operationellen Analyse. Das von ihm ermittelte System des deutschen Sprachbaus, zu deren Fixierung er eine neue Terminologie schuf (z. B. Größen als Bezeichnung für Substantive usw.), weist doch in seinen Grundzügen selbst in bezug auf die von ihm besonders sorgfältig ausgearbeitete Darstellung der Wortarten (Redeteile) verblüffende Ähnlichkeit mit den Systemen der traditionellen Grammatik auf. Jedenfalls greift Glinz selbst mehrmals auf die alten Benennungen zurück und sieht sich genötigt zu gestehen, daß er fast immer von einer anderen Seite her auf die vertrauten Begriffe der traditionellen Grammatik gestoßen war (59). Dies ist übrigens auch keineswegs verwunderlich, da die Behauptungen der traditionellen Grammatik, wie wir gesehen haben, weder aus der Luft gegriffen noch sklavisch aus der antiken Grammatik übernommen waren, sondern in ihren allerwesentlichsten Zügen in der Tat ein Ergebnis von Beobachtungen am konkreten Sprachmaterial sind, die von vielen Menschen im Laufe von langjährigen kollektiven Erfahrungen gemacht wurden.

Die Gesetzmäßigkeiten in der syntaktischen Verbindung von Wörtern, Wortformen und Wortklassen waren seit je in der grammatischen Theorie (auch in der der deutschen Sprache) ein wichtiger, zuweilen sogar fast der einzige Gegenstand, mit dem sich die Syntax befaßte. Davon zeugt selbst der Fachausdruck «Syntax» (griech. syntaksis), der eben «Bindung» bedeutet. Die Lehre vom Satz als einer besonderen strukturellen syntaktischen Einheit begann erst in den letzten Jahrhunderten, besonders seit der Jahrhundertwende in den

Vordergrund zu treten. Aber noch die grundlegenden Werke der Junggrammatiker, die der deutschen Syntax gewidmet sind (‹Deutsche Syntax› von O. Behaghel, Bände III und IV der ‹Deutschen Grammatik› von H. Paul) stellen in den Mittelpunkt die Syntax der einzelnen Redeteile.

Erst in der Mitte des 20. Jhs. wurde das Hauptgewicht in den syntaktischen Untersuchungen auf den Satz und zum Teil auf die Wortgruppe verlegt, was theoretisch, besonders in der Germanistik, durch die Arbeiten von J. Ries vorbereitet wurde. Darauf aber folgte bald ein Rückschlag, d. h. die Erhöhung des Interesses für die Probleme der syntaktischen Verbindung von Wortformen und Wortarten. Unter dem Einfluß der Theorie von L. Tesnière verbreitete sich in der deutschen Grammatik sogar eine Richtung, die eben durch die syntaktischen Bindungen als solche die Struktur des Satzes zu bestimmen versuchte (Dependenzgrammatik), indem sie alle Glieder des Satzes als abhängig vom Verb (oder oft genauer von der finiten Verbalform) zu betrachten pflegte und diese ihre Abhängigkeit durch die Valenz des Verbs erklärte.

Obgleich dabei viele interessante Arbeiten geschrieben wurden (z. B. von Bondzio, Engel u. a.), glaube ich doch, die Behandlung dieser Problematik im vorliegenden Buch in derselben Form beibehalten zu dürfen, in der sie bereits in der 1. Ausgabe enthalten war und die, unabhängig von Tesnière entstanden, theoretisch ganz anders ausgerichtet war: Die Abhängigkeitsbeziehungen, sowohl obligatorische als fakultative, habe ich allen Wortarten zugesprochen, und sie nur als eine von vielen Formmitteln betrachtet, die den Satz formen (vgl. § 5, 45, 47). Eben deswegen behalte ich meine alte Terminologie bei, namentlich den Fachausdruck «Fügungspotenz» statt «Valenz». Auf solche Weise will ich mich von der Dependenzgrammatik distanzieren, die die Valenz oft als eine nur dem Verb zustehende Eigenschaft betrachten will. Allerdings, als dieser Fachausdruck in seiner altertümlichen, an Goethe erinnernden lexikalen Form «Wahlverwandtschaft» bei Bühler (173) gebraucht wurde, hat Bühler seine Bedeutung keineswegs so eingeengt. Aber siegreich wurde für einige Jahre die Bedeutung, die Tesnière dem Terminus «Valenz» beigelegt hat und die dem Wesen der Dependenzgrammatik entspricht.

Am Ende der 50er Jahre begann in der DDR eine Gruppe von jungen Forschern (M. Bierwisch, W. Motsch, R. Steinitz, W. Hartung u. a.) vor allem die generativistische Methodik bei der Erforschung der deutschen Sprache zu verwerten. Ihre Arbeiten sind in der Reihe ‹Studia Grammatica› erschienen.

Auf eine andere Art, unter dem Einfluß der Lehre Hjelmslevs, wurde die strukturalistische Methodik auf ein viel beschränkteres Gebiet von G. Bech angewandt, namentlich auf den Bereich der infiniten verbalen Formen im Deutschen.

Viel stärker waren aber bis zur Mitte der 60er Jahre, besonders in den deutschsprachigen Ländern, die Richtungen, die die traditionelle Grammatik weiterzuentwickeln versuchten, allerdings mit manchen Änderungen. Es wurden viele Begriffe der traditionellen Grammatik

expliziert und manche von ihnen umgedeutet oder ersetzt, auch manche neue Begriffe eingeführt und der Atomismus der Junggrammatiker überwunden. Zum Teil wurden auch Versuche unternommen, dem Gestaltungssystem des Deutschen eben als einem besonderen System größere Aufmerksamkeit zu schenken, auch dieses System dem einiger anderer Sprachen gegenüberzustellen.

Als Ergebnis aller dieser Bemühungen ist ungefähr um das Jahr 1960 eine Reihe von Monographien erschienen, welche das Gesamtmaterial des deutschen Sprachbaus in seinen allgemeinen Zügen zu umfassen versuchten.

Als erste wurde der ⟨Abriß der deutschen Grammatik⟩ von J. Erben veröffentlicht (1. Aufl. 1958), der von der Funktion her an die «sprachlichen Grundeinheiten» herantritt. Das Buch will «alle fruchtbaren Gesichtspunkte und Einzelergebnisse der Forschung» berücksichtigen und ist mit Literaturangaben versehen, die von Jahr zu Jahr anwachsen. 1959 wurde die 1. Auflage der ⟨Großen Duden-Grammatik⟩ (unter der Leitung von P. Grebe) veröffentlicht, die sich nicht nur praktische Aufgaben stellte, d. h. nicht nur normativ ausgerichtet war, sondern auch einen Neubau der Grammatik «auf modernster wissenschaftlicher Grundlage» zu geben beabsichtigte, die sich allerdings von Auflage zu Auflage zum Teil veränderte. 1960 ist die 1. Auflage des vorliegenden Buches erschienen, in dem die Grammatik nur im engeren Sinne (d. h. nur die Morphologie und die Syntax) behandelt wurde, was auch in den folgenden Auflagen erhalten geblieben ist. Auch ohne auf das System der Phoneme und die phonetische Struktur des Wortes einzugehen, gab im Jahre 1962 H. Brinkmann die 1. Auflage seines groß angelegten Werks ⟨Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung⟩ heraus, das ein semantisch in mancher Hinsicht sehr vertieftes und verfeinertes Bild der Wortarten und Satztypen bringt. Den Standpunkt der funktionalen Sprachbetrachtung betonend, entwarf endlich im Jahre 1965 W. Schmidt ein System des deutschen Sprachbaus in der 1. Auflage seines Buches ⟨Grundfragen der deutschen Grammatik⟩, das sich in manchen Fragen an die bereits erschienenen Gesamtdarstellungen des deutschen grammatischen Systems bewußt anlehnt und auch nur Morphologie und Syntax enthält.

Später sind noch andere theoretisch eingestellte Grammatiken der deutschen Sprache erschienen, unter ihnen der vom Akademie-Verlag (Berlin 1981) veröffentlichte ansehnliche Band ⟨Grundzüge einer deutschen Grammatik⟩ und die ⟨Grammatik der deutschen Gegenwartssprache⟩ von O. Moskalskaja (5. Aufl. Moskau 1983).

Als systematische Fundierungen der theoretischen Neueinstellungen (im Bereich der Erforschung des deutschen Sprachbaus), die sich auf der Basis der traditionellen Grammatik entwickelten, traten in den 60er Jahren zwei Hauptkonzeptionen auf. Einerseits wurde die «multidimensionale» Theorie der Grammatik formuliert, mit Hervorhebung der feldmäßigen Struktur der grammatischen Erscheinungen und der Notwendigkeit, den Sprachbau nicht nur als Beziehungs-, sondern auch als Gestaltungssystem zu behandeln (6). Diese Konzeption ist somit

stark antisaussurianisch gerichtet, betont aber mit Nachdruck die These von dem systemmäßigen Wesen der Sprache, die eben von Saussure besonders erfolgreich hervorgehoben wurde. Andererseits wurde vielseitig und mit Explizierung der dazugehörigen Begriffe die Theorie der «funktionalen» Grammatik von W. Schmidt dargelegt (351).

Von der zweiten Hälfte der 60er Jahre an wurde der Schwerpunkt in der Erforschung des deutschen Sprachbaus in seiner realen Existenz auf die Einzeluntersuchungen verlegt. Allerdings waren bereits in den vorhergehenden Jahrzehnten mehrere sehr wertvolle Monographien erschienen, z. B. von K. Boost, N. Bulach, K. Daniels, W. Flämig, H. M. Heinrichs, W. Kluge, S. Ljungerud, P. v. Polenz, L. Saltveit, B. Stolt, H. Vater, K. Welke, in der Reihe ⟨Studia Grammatica⟩ u. a. Aber nun wurden solche Monographien massenweise veröffentlicht. (Viele von ihnen werden weiter unten bei der Behandlung einzelner grammatischer Erscheinungen erwähnt.) Auch die Zahl der Aufsätze (von sehr verschiedenem Umfang) wuchs auf fast verblüffende Weise an, sowohl in den Zeitschriften als auch in Sammelbänden. (Leider wird im folgenden aus Raumgründen nur auf einen geringen Teil von ihnen Rücksicht genommen.) Solche Entwicklung fand in vielen Ländern statt, nicht nur in den deutschsprachigen.

In diesen unzähligen Veröffentlichungen wurden verschiedene Untersuchungsmethoden angewandt. Aber außerordentlich häufig versuchten die Verfasser, besonders vom Ende der 60er Jahre an, die generativistische Methodik zu verwerten. Manche Arbeiten sind überhaupt nicht auf die Erfassung von neuem sprachlichem Material eingestellt, sondern auf die Anwendung der Methodik irgendeiner der vielen generativistischen Richtungen auf das allerbekannteste Material, um eine neue wissenschaftliche Deutung des Materials zu geben. Es entstanden auch viele Bücher und Aufsätze, die unmittelbar den Fragen der generativistischen Theorie gewidmet sind, auch mancher anderen neueren Sprachtheorie formallogischer Art.

Leider war der Ertrag der unzähligen generativistischen Untersuchungen verhältnismäßig gering, wenn man die Erforschung der konkreten Gesetzmäßigkeiten des deutschen Sprachbaus im Auge hat. Allerdings wurden — besonders von den Vertretern der «generativen Semantik» und der «Kasusgrammatik» — viele neue Beobachtungen auf dem Gebiete des semantischen Gehalts der deutschen grammatischen Formen gemacht. Aber sie wurden so vorgetragen, daß es oft schwer fiel, sie in ihren wahren Zusammenhängen zu erkennen, und es handelte sich oft tatsächlich nur um zweitrangige periphere Feststellungen, die auch mit viel geringerem Aufwand von Arbeitszeit und Druckbögen hätten erzielt werden können. Es kam zur Explizierung von vielen Selbstverständlichkeiten, und gar nichts wurde beigetragen zur Erkenntnis der allgemeineren Gesetzmäßigkeiten des deutschen Sprachbaus.

Dies ist eben durch die theoretische Einstellung der Generativistik verursacht. Sie betrachtet ja die in der realen Redekette auftretenden grammatischen Formen, auch den Satz, nur als eine äußere Hülle (eine «Oberflächenstruktur»), die sich nur durch ihre Zurückführung auf die

angeblich ihnen zugrundeliegenden «Tiefenstrukturen» erschließen läßt. Die Aufgabe des Grammatikers besteht dementsprechend nach Ansicht der Generativistik darin, daß sie die Transformationen bestimmen, mit deren Hilfe die Oberflächenstrukturen aus den Tiefenstrukturen erzeugt werden. Die Tiefenstrukturen selbst bilden ein semantisches System, dem aber auch ein unmittelbar strukturellsprachliches, grammatisches Wesen zugeschrieben wird. Die gesamte Grammatik wird dabei in zwei Teile zerlegt: in die Semantik (das Reich der Tiefenstrukturen) und die Syntax (das Reich der Oberflächenstrukturen).

Es sei sogleich betont: Eben die Hinwendung zur Semantik als einer der wichtigsten Komponenten des Sprachbaus, die sich bei Generativisten so kraß geltend macht, erklärt den kolossalen Erfolg der Generativistik und ist eigentlich ihre einzige wirkliche Leistung in der Geschichte der Grammatik, vor allem der amerikanischen. Denn es wurde auf diese Weise der Antimentalismus der extremen Richtungen des Deskriptivismus überwunden. Dazu kam, was den Erfolg der Generativistik betrifft, ihre formal-logische, mathematisierende Ausrüstung, die ihr den Anschein des wahrhaften Scientifismus verschaffte.

Aber das Bedenkliche dabei war, daß die Generativistik einen Extremismus durch einen anderen ersetzte. Trotz der ursprünglichen Versuche, die Semantik beiseite zu lassen, siegte bald in der Generativistik nicht nur die Tendenz, die Semantik als herrschend im grammatischen System aufzufassen, sondern auch die Tendenz, die Semantik und das konkrete grammatische Formensystem der Sprache als zwei prinzipiell verschiedene Bereiche der Sprache zu behandeln. Und dieser neue Extremismus (übrigens wie jeder Extremismus) war nicht minder verhängnisvoll für die Grammatik als Wissenschaft.

Denn die Scheidung der Semantik von der Syntax und die Bagatellisierung der Oberflächenstruktur machten es unmöglich, das System einer einzelnen Sprache eben als ein besonderes System in seiner Konkretheit zu erkennen und zu schildern. Auch das komplizierte System, das die Bedeutungsgehalte einzelner Formen bilden, blieb hier unberücksichtigt. Jede grammatische Form erschien nur als eine äußere Hülle, die sich durch verschiedene Tiefenstrukturen nach Bedarf füllen läßt. Das alles steht aber im krassen Widerspruch zum realen Wesen des Sprachbaus (vgl. § 2—4).

Durchaus fragwürdig ist auch das methodische Verfahren der Generativistik. Die von ihr eingeführten Transformationsregeln sind als formal-logische Algorithmen aufgestellt. Aber das Ergebnis der betreffenden Transformationen ist ja von vornherein im Bewußtsein des Sprechenden gegeben, als die Tatsache der semantischen Entsprechung, Korrespondenz von gewissen lexikal-grammatischen Komponenten (in variierender Form) in der Tiefen- und der Oberflächenstruktur, so daß man eine solche Entsprechung auf ganz einfache Weise, eben als Entsprechung, bezeichnen dürfte. Graphisch könnte man sie als eine Verbindung der beiden Strukturen durch einen Gedankenstrich ausdrücken, mit Hervorhebung der einander entsprechenden Komponenten durch Kursiv-, Sperrdruck u. ä. Somit fielen alle die Bäume

(Baumgraphen), Transformationsschritte, formal-logischen Bezeichnungen und Formeln weg, die so sehr die generativistische Analyse belasten, ohne sich durch die Erfüllung der Forderungen zu rechtfertigen, die die Erforschung von natürlichen Sprachen an die Linguistik stellt.

Wenn man das bedenkt, so erscheinen die Algorithmen der Generativistik, die als Ausdruck und Bestätigung des wahrhaft scientifischen Charakters dieser linguistischen Richtung dienen sollen, in ihrer Kompliziertheit eben als antiscientifisch, da die wahre Wissenschaftlichkeit die maximale Einfachheit und Kürze des Untersuchungsverfahrens als Ideal ansieht.

Übrigens fanden die Transformationsoperationen in ihrer natürlichen, einfachen Form längst in der Grammatik statt, und zwar bei der Explizierung von Entsprechungen der grammatischen Gebilde, z. B. bei der Bestimmung der verschiedenen Arten der Semantik des Genitivs usw. (vgl. § 3).

Denn das Entsprechungsparadigma gehört ja, wie in § 3 ausgeführt wurde, zum grammatischen System, ist eine seiner Gegebenheiten. Eben deswegen können auf seiner Grundlage transformationelle Operationen unternommen werden und erscheinen zuweilen sogar als ein selbstverständliches Mittel, die Semantik einiger grammatischer Formen zu explizieren.

Allerdings sind die generativistischen Algorithmen verschiedener Art und die formal-logische Modellierung des grammatischen Systems durchaus zulässig, wenn es sich um angewandte Linguistik handelt, z. B. um die Arbeit an maschineller Übersetzung. Aber bei der Erforschung der natürlichen Sprache ist eine solche Methodik nicht am Platz, kann bestenfalls eine ganz periphere Rolle spielen.

Andererseits dürfte man die Transformationsregeln der Generativistik vielleicht als Abbildungen von gewissen psychophysiologischen Prozessen auffassen. Aber mit den Mitteln der Linguistik ist diese Frage nicht zu lösen. Sie gehört in den Bereich der Psychologie. Doch selbst wenn diese Regeln wirklich psychologisch fundiert wären, täte es dem Recht der grammatischen Theorie keinen Abbruch, die Masse der in einer einzelnen natürlichen Sprache funktionierenden grammatischen Formen und Kategorien als ein konkretes, zusammenhängendes System zu erfassen. Denn die Prozesse der Redebildung selbst setzen in der Sprache das latente Vorhandensein der sich in der Rede realisierenden Gebilde voraus.

Die von den Generativisten ausgeübte Verabsolutierung der Semantik machte den Weg frei zu einer anderen grammatischen Verabsolutierung, nämlich zu dem Aufblühen der Dependenzgrammatik. Da die Redekette nach der generativistischen Lehre nur eine Oberflächenstruktur ist, begann man die Gesetzmäßigkeiten ihrer Gestaltung bloß in den formellen Dependenzbeziehungen zwischen einzelnen Wortformen zu suchen. Der Satz wurde als eine Einheit betrachtet, die durch die formelle Abhängigkeit ihrer Glieder von der finiten Verbalform gekennzeichnet ist. Diese Abhängigkeit wird ihrerseits von der Valenz (Wertigkeit) des Verbs bestimmt. Solche,

durchaus desemantisierte Auffassung des Satzes wurde in vielen Arbeiten für die deutsche Sprache als gültig erklärt. Auch in der Dependenzgrammatik bleibt kein Platz für die Auffassung des grammatischen Baus einer Sprache als eines Systems, da sie nur mit einer großen Menge von einzelnen Regeln und ihren Restriktionen zu tun hat. Es ist kein Zufall, daß die Arbeit an der Dependenzgrammatik in vielen Fällen in die Schaffung von Valenzlexika mündet, vor allem der Valenzlexika des Verbs (z. B. Engel — Schumacher). Und dies ist eben der eigentliche Ertrag der Dependenzgrammatik bei der Erforschung der deutschen Sprache, aber er ist ja grammatisch-lexikaler, lexikographischer Art. Zur Erkenntnis des Wesens des deutschen Satzes oder der deutschen Wortgruppen trägt die Dependenzgrammatik sehr wenig bei, besonders wenn man erwägt, daß die Fragen der Abhängigkeit grammatischer Wortformen voneinander, vor allem die Kongruenz und die Rektion, in der traditionellen Grammatik tatsächlich längst behandelt wurden.

Noch auf eine andere Weise rächte sich schmerzlich der Extremismus der Strukturalisten und Generativisten. Sie waren ja bestrebt, die grammatischen Formen nur in ihren Beziehungen zueinander mit völliger Ausschaltung aller «außersprachlichen» Erscheinungen zu erforschen, und die grammatischen Formen selbst höchstens im Rahmen des Satzes. Dies erweckte das entgegengesetzte Bestreben, das Hauptgewicht eben auf die «außersprachlichen» und «übersatzmäßigen» Erscheinungen zu verlegen, namentlich auf den Kommunikationsakt, auf die sozialen Vorbedingungen, auf den psychologischen Verlauf des Redeakts usw., usw. Die Untersuchung des Zusammenhangs solcher Erscheinungen mit dem Funktionieren der grammatischen Formen und Kategorien wurde nun von einigen Forschern als die eigentliche Aufgabe der Grammatikwissenschaft erklärt. Es entstanden, wenn auch zum Teil nur als Programme, zum Teil aber als ganze Richtungen, Kommunikationsgrammatik, Pragmatik, Textgrammatik u. a. (vgl. z. B. 408). Nach S. J. Schmidt geht der Weg von der Satzgrammatik über die Textgrammatik zur Sprechgrammatik (angeführt nach 278, II, 431). Gewiß sind solche Richtungen durchaus gerechtfertigt und sie bringen viele neue interessante Beobachtungen. Aber sie treten eben oft in einer extrem zugespitzten Form auf und wollen die bestehende Grammatiktheorie ersetzen. Was ihren Ansprüchen zuerst zum Opfer fällt, ist dabei wiederum der Systemcharakter der Sprache, ihre strukturelle Einheitlichkeit. Und es wird auf eine völlige Neuheit der betreffenden Richtungen Anspruch erhoben. Dem ist aber nicht so. Wie ich in den ersten Paragraphen des vorliegenden Buches zu zeigen versucht habe, befaßt sich die Grammatik, die im 20. Jh. die traditionelle Grammatik unmittelbar fortsetzt, eben dank ihrer multidimensionalen Einstellung sowohl mit dem Zusammenhang zwischen dem grammatischen System und dem Kommunikationsakt sowie allen Bedingungen, die dessen Wesen bestimmen (vgl. den Begriff der kommunikativ-grammatischen Kategorien), als auch mit den Redeeinheiten, in denen die sprachlichen Kategorien und Formen funktionieren. (Vgl. den für die Sprachwissen-

schaft des 20. Jhs. so wichtigen Begriff des «Kontexts».) Es gilt also die bestehende Grammatiktheorie und die erzielten Beobachtungen im Bereich der einzelnen natürlichen Sprachen zu erweitern und zu bereichern auf den Gebieten der Kommunikation und der Texte (vgl. 110). Aber man braucht keine neue Grammatiken zu schaffen.

Die Abkehr von der eigentlichen Grammatik wird auch für die erwähnten neueren Richtungen in der Sprachwissenschaft in demselben Grade verhängnisvoll, wie sie es auch für jene grammatischen Richtungen wurde, die, die grammatische Form verabsolutierend, nur eine Seite des Sprachbaus als für die Grammatik relevant betrachteten. Gerade eine solche Abkehr liegt m. E. der Tatsache zugrunde, daß keine dieser Richtungen, wenigstens für den Bereich der deutschen Sprache, eine zusammenfassende Arbeit hervorzubringen imstande war, eine allgemeine Übersicht des deutschen Sprachbaus in seiner Ganzheit, die dem Leser die Projektionen in die sich immer erneuernden und verlagernden peripheren Umrisse des grammatischen Systems eröffnete.

Was aber die Textgrammatik betrifft, so ist die Tendenz einiger von ihren Vertretern den Text als die eigentliche höchste grammatische Einheit (statt des Satzes) aufzufassen, nicht stichhaltig, da der Text überhaupt auf einer anderen Ebene der sprachlichen Äußerungen liegt als der Satz. Der Text läßt sich ja nur formal-funktional bestimmen, nämlich als Äußerung, die den Status einer in ihrer Totalität, ihren lexikalen Gehalt miteinbezogen, reproduzierbaren Einheit aufweist (vgl. 216, 122). Der Satz dagegen wird als grammatisches Modell (ein Satztyp), d. h. als ein mit gewisser verallgemeinerter Bedeutung und/oder Funktion beladenes Schema reproduziert (vgl. §61).

Der Mißkredit, in den der Begriff des konkreten sprachlichen Systems durch die Einstellung vieler neuerer Grammatiktheorien geraten war, und das Fragwürdige an diesen Grammatiktheorien selbst führten zur Verbreitung grammatischer Arbeiten recht empirischer Art. Manche von ihnen sind in den verdienstvollen Reihen ⟨Heutiges Deutsch⟩ (München) und ⟨Studien zur deutschen Grammatik⟩ (Tübingen) erschienen. Es sind in der Regel sehr wertvolle Arbeiten, die reichhaltiges Material bringen und nach verschiedenen Parametern ordnen, aber oft ohne das eigentlich Systemhafte des Materials zu bestimmen und es mit den Hauptzügen des deutschen Sprachbaus in Zusammenhang zu bringen. Dies verleiht ihnen zuweilen einen etwas äußerlichen Charakter. Sie meinen auch oft, das untersuchte Material vollständig ausgeschöpft zu haben, und lassen keinen Platz für die möglichen Varianten, Abweichungen, Verlagerungen im Gebrauch der betreffenden grammatischen Formen. Einige solcher Mängel dieses mit der Generativistik gewöhnlich letzten Endes verbundenen «neuen Empirismus» habe ich in Besprechungen von Büchern zu zeigen versucht, deren Verfasser zweifellos sehr tüchtige und begabte Forscher sind (109; 111).

Daß das grammatische System eben ein System ist, aber ein offenes,

mit sich ständig verlagernden Projektionen, und daß die erschöpfende Aufzählung der Gebrauchsarten von grammatischen Formen sich oft als eine unzulängliche Anmaßung erweist, wird aus der Tatsache ersichtlich, daß zuweilen selbst die von allen Grammatikern angenommenen Behauptungen sich bei Hinwendung zu neuem Material falsifizieren lassen. So hat z. B. B. Ulvestad gezeigt, daß die präpositive Stellung der Adverbialbestimmung in der Substantivgruppe in der Umgangssprache nicht nur möglich, sondern sogar ziemlich gebräuchlich ist, und daß überhaupt manche Formen, die die Generativisten als unakzeptabel (ungrammatisch) erklären, in der sprachlichen Wirklichkeit existieren (383, 168). Nach den Angaben von Fr. Simmler gibt es in der Sportsprache Sätze mit einem intransitiven Gebrauch des Verbs *werfen*, der nicht elliptisch ist, was den Satzbauplänen widerspricht, die von der Dependenzgrammatik aufgestellt wurden (vgl. 360, 34).

Ich möchte aber nochmals wiederholen, daß meine Kritik der prinzipiellen Einstellungen und Verabsolutierungsansprüche der neuen Richtungen in der heutigen Sprachwissenschaft keineswegs so zu verstehen ist, als ob ich ihre konkreten Errungenschaften auf ihren eigenen Gebieten bestreiten wollte.

Mein Ziel war nur folgendes zu betonen: Die Meinung, daß die wirklich wissenschaftliche Grammatik erst in den letzten Jahrzehnten entstanden sei, ist völlig unbegründet. So ist z. B. ganz unhaltbar die These, die 1974 H. Isenberg formuliert hat: «Seitdem in den letzten fünfzehn Jahren in der Linguistik wesentliche Voraussetzungen geschaffen wurden, die es gestatteten, explizite Theorien über die Sprachstruktur zu entwickeln» (254, 1). Und weiter unten heißt es: «Man ging zunächst von dem intuitiven Begriff ⟨Satz⟩ aus ...» (1). Die Behandlung vieler sprachlicher Erscheinungen war seit langem, wie wir gesehen haben, durchaus nicht implizit, und der Satz wurde ja bereits von J. Ries keineswegs intuitiv, sondern analytisch-empirisch untersucht.

Die Hinwendung zum Funktionieren der grammatischen Wortformen in verschiedenen Funktionalstilen und Textsorten einerseits — sowohl in synchroner als auch diachroner Sicht — und andererseits zu Behandlung des Sprachbaus als Gestaltungssystem erklären das anwachsende Interesse für die quantitätsmäßige Analyse grammatischer Erscheinungen. Auch die Anforderungen der angewandten Linguistik führen in dieselbe Richtung. Es werden dabei verschiedene Arten der quantitativen Methodik herangezogen. Nicht nur die mathematische, sich auf das Wahrscheinlichkeitskalkül gründende Statistik, sondern auch die quantitativ-qualitative, «symptomatische» Methodik wird hier in weitem Ausmaß verwendet. Ausgiebig wird die Statistik in ihren verschiedenen Formen angewandt bei H. Meier, H. Eggers, B. Ulvestad u. a.

Große Aufmerksamkeit wurde den Grundtendenzen gewidmet, die sich in der Entwicklung des gegenwärtigen deutschen Sprachbaus auswirken und somit seine Gestaltung in vorhersehbarer Zukunft bestimmen. In den Aufsätzen von H. Moser, H. Eggers, G. Möller,

R. Grosse, R. Hotzenköcherle, S. Jäger, Fr. Maurer, E. Riesel, B. Stolt, H. Steger und manchen anderen Sprachforschern wird diese Frage von verschiedenen Seiten her beleuchtet. Oft kommt es hier auch zu Widersprüchen und Diskussionen. Große Beachtung finden die neuesten Entwicklungstendenzen des deutschen Sprachbaus in den Sammelbänden der Reihe «Sprache der Gegenwart», die vom Institut für deutsche Sprache in Mannheim herausgegeben wird. Bereits seit den fünfziger Jahren werden die neueren Erscheinungen in der deutschen Sprache, auch in ihrem grammatischen Bau, als Auswirkungen der neuesten sozialen Entwicklungen, vor allem der Technisierung und Bürokratisierung (K. Korn u. a.) betrachtet, zum Teil aber etwas einseitig. Es werden auch vom grammatischen Standpunkt aus einige Sprachbereiche erforscht, die früher wenig oder überhaupt nicht berücksichtigt wurden (z. B. Sprache der Bildzeitung, Sprache der Anzeigenwerbung u. a.). (Vgl. Mittelberg; Römer; Sandig.)

In den 70er Jahren sind bereits vorläufige Zusammenfassungen solcher Studien erschienen (Eggers, 3; Admoni, 3; P. Braun). Rasch entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten auch die kontrastive Grammatik (z. B. Coseriu, Beneš, Oksaar, Wandruszka, Zabrocki u. a.). Von Zeit zu Zeit wird auch auf den Wert der traditionellen Grammatik hingewiesen. (Vgl. Dam, I; Platz.)

Sehr bedeutsam und fruchtbar war in den letzten Jahrhunderten die Forschung im Bereich der deutschen Grammatik in der Sowjetunion. Die sowjetischen Germanisten stützten sich einerseits auf die Untersuchungen der Junggrammatiker und J. Ries, andererseits auf die Grundsätze und Methoden der einheimischen grammatischen Analyse. Besonders einflußreich waren die Systeme von A. A. Potebnja, A. A. Schachmatow, A. M. Peschkowskij, L. W. Ščerba und W. W. Winogradow. Es wurden aber, besonders seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre, auch die Zugriffe der neueren und neuesten Strömungen in der grammatischen Theorie verwertet.

Von den vielen Büchern, die den grammatischen Bau des Deutschen zusammenfassend zu schildern versuchten, seien hier erwähnt: «Современный немецкий язык» von L. R. Sinder und T. W. Strojewa (3. Aufl.—1957), «Грамматика немецкого языка» von E. W. Gulyga und M. D. Natanson (1957), das bereits erwähnte vorliegende Buch, die auch bereits erwähnte Grammatik von O. I. Moskalskaja und «Deutsche Grammatik» von E. J. Schendels (1979).

Es gibt mehrere Bücher und Doktordissertationen, die die einzelnen Bereiche des deutschen grammatischen Systems oder allgemeine grammatische Probleme anhand dieses Systems behandeln. Z. B. die Negation im Deutschen (in historischer Sicht) von N. A. Bulach, das Satzgefüge von E. W. Gulyga, Polysemie und Synsemantie im verbalen Bereich von E. J. Schendels, die substantivische Zusammensetzung als syntaktisches Problem (in historischer Sicht) von V. M. Pavlov, die aspektologische Problematik von B. M. Balin, die grammatisch-lexikalen Felder von Gulyga und Schendels, die Wortgruppen und die syntaktischen Felder von N. I. Filitschewa, die Partikeln von A. N. Kriwonossow, das grammatische Geschlecht von W. E. Jarnatowskaja, das

Problem der Satzsemantik von B. A. Abramow, I. P. Sussow, O. I. Moskalskaja usw. Kontrastiv wurde die Grammatik des Deutschen mit der des Russischen zusammengestellt von K. G. Kruschelnizkaja und in den Monographien von A. W. Fedorow, N. P. Kusnezowa, E. N. Morosowa, I. A. Syganowa und von A. L. Selenezkij und P. F. Monachow. Die übersatzmäßigen Einheiten und die grammatische Textstruktur wurden in den Büchern von T. I. Silman und O. I. Moskalskaja untersucht, die stilistischen Probleme der Grammatik von E. G. Riesel, T. I. Silman, M. P. Brandes, T. S. Glušak usw.

Es gibt auch eine unzählige Menge von Kandidatendissertationen und Artikeln zu Fragen der deutschen Grammatik, von denen aber im folgenden wegen Raummangel nur die allerwenigsten ausnahmsweise erwähnt werden können.

Erster Teil

Morphologie

Erstes Kapitel

Grundbegriffe und Grundzüge des deutschen morphologischen Systems

§ 6. Die morphologische Gliederung des Wortes

Das Wort besteht im Deutschen aus einem oder mehreren Morphemen, d. h. aus kleinsten semantischen Abschnitten der Rede. Vgl. *Tag/ —, Schön/heit/—, bild/haft/—, er/werb/en, mach/te/st, An/forder/ung—, Teller/—, aus, weil. Das* Morphem, das die eigentliche lexikale Bedeutung des Wortes ausdrückt (in unseren Beispielen sind es *tag, schön, bild, werb, mach, forder, teller, aus, weil*), wird oft Wurzel genannt. Man kann es auch das «Grundmorphem» nennen. Das Grundmorphem wird von einer oder seltener von zwei Silben gebildet *(teller, forder)*. Nur ausnahmsweise hat das Grundmorphem mehr Silben als zwei (z. B. *elephant*). Um ein Wort zu bilden, treten zu dem Grundmorphem gewöhnlich ein oder mehrere Hilfsmorpheme (oft «Formantien» genannt) hinzu, die wortbildend oder formbildend sein können. K. B. Lindgren bezeichnet die Grundmorpheme als «Begriffsmorpheme» und Hilfsmorpheme als «Formmorpheme» (281, 217).

Die wortbildenden Morpheme, gewöhnlich «Affixe» genannt, stehen entweder nach dem Grundmorphem (Suffixe — in unseren Beispielen *-heit, -haft, -ung*) oder vor ihm (Präfixe — in unseren Beispielen *er-, an-*). Mit dem Grundmorphem zusammen bilden sie den Stamm des Wortes, an den die formbildenden Morpheme, gewöhnlich «Endungen» oder «Flexion» genannt, angehängt werden. Das Grundmorphem und der Stamm stehen in komplizierten wechselseitigen Beziehungen zueinander, denn der Stamm — dort, wo er sich vom Grundmorphem unterscheidet — übernimmt die Funktion des Grundmorphems, die lexikale Bedeutung des Wortes zu bezeichnen. Wenn man nicht so sehr an den alten Fachausdruck «Stamm» gebunden wäre, könnte man von Grundmorphemen verschiedenen Grades sprechen, z. B. *legen:* Grundmorphem des 1. Grades *leg; zerlegen* — Grundmorphem des 2. Grades *zerleg; Zerlegung* — Grundmorphem des 3. Grades *zerlegung.*

Was die formbildenden Morpheme betrifft, so hat eine Wortform im Deutschen oft ein, viel seltener zwei formbildende Morpheme. Doch vgl. bei Substantiven Dat. Pl. *Brett/er/n,* bei Adjektiven Komparativ Nom. Sg. Mask. *(der) dick/er/e,* bei Verben die Formen des schwachen Präterits: *lach/te/st.* Außerordentlich verbreitet ist die Nullform des formbildenden Morphems, die sogenannte «Nullendung», die dadurch gebildet wird, daß gerade das Fehlen der Endung bei irgendwelchen Wortformen sie anderen Formen desselben Wortes entgegensetzt. So

tritt im Paradigma des Wortes *Tag* die Form mit Nullendung *Tag-* im Nom. und Akk. (gewöhnlich auch im Dat. Sg.) auf im Gegensatz zu allen übrigen Formen, die die formbildenden Morpheme (Endungen *-(e)s, -e, -en*) besitzen. Auch die Wortformen *Schönheit* und *Teller* weisen Nullendung auf, indem diese endungslosen Formen im ersten Beispiel der Pluralform mit der Endung *-en* und im zweiten Beispiel dem *-s* des Genitivs Sg. und der Form des Dativs Pl. mit der Endung *-n* gegenüberstehen. Das hat aber zur Folge, daß die Nullendung beim Substantiv im Deutschen zu den grammatisch neutralen, ausdrucksunfähigen Flexionsendungen gehört, im Gegensatz zur russischen Nullendung, die beim Substantiv gewöhnlich eine ziemlich scharf umrissene grammatische Bedeutung hat (z. B. *книг* Gen. Pl., *стол* Nom. und Akk. Sg.). Im verbalen System stehen die beiden Sprachen einander näher. Besonders stark ausgeprägt ist der neutrale Charakter der Nullendung im Englischen.

Die formbildenden Hilfsmorpheme werden zuweilen in zwei Gruppen eingeteilt. Solchen, die unmittelbar an den Stamm angehängt werden (Pluralmorpheme beim Substantiv, Komparationsmorpheme beim Adjektiv, Präteritalmorpheme beim schwachen Verb), stehen solche gegenüber, die sich sowohl dem Stamm als auch den vorhergenannten Hilfsmorphemen anschließen (Kasusendungen beim Substantiv und Adjektiv, Personalendungen beim Verb). Da z. B. im Superlativ an das Komparationsformans *-st-* alle Kasusendungen in beiden Zahlen und in allen drei Geschlechtern angehängt werden (*der dick/st/e, des dick/st/en* usw.), so erscheint hier die Form *dick/st-* als eine Art Stamm, weswegen man das Hilfsmorphem *-st-* oft als ein Suffix betrachtet. Eine Ähnlichkeit mit dem Suffix besteht hier zweifellos (die entsprechenden Hilfsmorpheme stehen nicht am Ende des Wortes, also paßt für sie die Bezeichnung «Endungen» nicht), und man dürfte gegen diesen terminologischen Gebrauch eigentlich nichts einwenden. Jedenfalls bestehen wir weder auf der Anwendung der etwas schwerfälligen Bezeichnung «formbildendes Morphem» noch auf dem allgemeinen Fachausdruck «Formans». Aber es ist doch wichtig zu betonen, daß dabei auch ein weitgehender Unterschied im Spiele ist. Die eigentlichen Suffixe dienen zur Bildung neuer Wörter. Dagegen dienen die Suffixe, die hier besprochen werden, zur Bildung von Wortformen. Vgl. *schön — Schön***heit** und *schön — schön***er**, *Bild — bild***haft** und *Bild — Bild***er**.

Man könnte gewiß behaupten, daß auch die Pluralformen neue Wörter sind im Vergleich mit den Ausgangsformen — den Formen des Singulars. Aber die Irrtümlichkeit dieser Annahme leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß die Pluralformen als ein geschlossenes System den Singularformen mit ihrer Nullendung gegenüberstehen, mit ihnen gewissermaßen regelmäßig korrespondieren, so daß man von vornherein bei jedem Substantiv eine Entsprechung zwischen Plural und Singular, also zwischen einer Form mit Pluralsuffix und einer mit Singularsuffix erwarten darf. Gewiß gibt es eine ganze Menge von Substantiven, die diese Regel nicht befolgen (Singularia- und Pluraliatantum verschiedener Art, vgl. § 17). Aber bei der überwiegenden

Mehrheit solcher Ausnahmefälle sind die semantischen Gründe des Nicht-Gegenüberstellens von Singular und Plural offensichtlich, und im ganzen genommen, ist die Unterscheidung dieser Kategorien frontal durchgeführt. Demgegenüber dienen die eigentlichen Suffixe, die wortbildenden Morpheme, zur Gestaltung solcher Formreihen, die nur sporadisch und unvollständig den Formen ohne das betreffende Suffix entsprechen. Selbst bei der Bildung der außerordentlich zahlreichen Abstrakta auf *-heit, -keit* fehlt es an einem geschlossenen System. Zwar werden mit Hilfe von *-heit, -keit* sehr viele Abstrakta von Adjektiv- und Partizipialstämmen gebildet: *kühn* — *Kühn***heit**, *weise* — *Weis***heit**, *starr* — *Starr***heit**, *gesund* — *Gesund***heit**, *tapfer* — *Tapfer***keit**, *gebunden* — *Gebunden***heit**, *berühmt* — *Berühmt***heit**, *geneigt* — *Geneigt***heit** usw., aber es sind auch andere Formen der Adjektivabstrakta in beträchtlicher Anzahl vorhanden, die hauptsächlich auf alte Bildungen mit *-i* zurückgehen: *breit* — *Breit***e**, *gut* — *Güt***e**, *hoch* — *Höh***e**, *tief* — *Tief***e** usw. (einige von ihnen haben eine kompliziertere Entwicklung durchgemacht: *Gier, Wut* u. a., vgl. auch *Milde*), und andererseits bekommen das Suffix *-heit* auch Substantive und Numeralien: *Kind* — *Kind***heit**, *Tor* — *Tor***heit**, *Mensch* — *Mensch***heit**, *zwei* — *Zwei***heit** usw. Es kann hier keine Rede von einem frontalen System der Entsprechungen zwischen den suffigierten und suffixlosen Formen sein, was eben vom rein lexikalen Charakter der Bildungen mit dem Suffix *-heit, -keit* zeugt, im Gegensatz zu den Bildungen mit den Pluralformantien (vgl. 405, II, 252—259, 383—389). Deswegen scheint es uns doch ratsamer, die Pluralformantien nicht einfach «Suffixe», sondern «formbildende Suffixe» zu nennen.

Wenn man die Nullendung berücksichtigt, so erscheint als die vorherrschende morphologische Form des Wortes im Deutschen die zweiteilige Struktur, die aus dem Stamm und einem formbildenden Hilfsmorphem besteht. Die dreiteiligen Strukturen, wo außer diesen beiden Komponenten noch ein formbildendes Suffix erscheint, kommen zwar vor, nehmen aber, wie wir schon gesehen haben, einen viel bescheideneren Platz ein (Dativ Pl. der Substantive, Komparativ und Superlativ des Adjektivs, das schwache Präteritum, Konjunktiv). Die einteilige Struktur, die weder wortbildende noch formbildende Morpheme kennt, z. B. *an, weil, da, oh,* kommt nur in verschiedenen Arten von Hilfswörtern (Präpositionen, Konjunktionen, Partikeln), pronominalen Adverbien und Interjektionen vor.

Die führende Rolle der zweiteiligen Struktur des Wortes unterscheidet in einer bedeutsamen Weise den neuhochdeutschen Sprachbau (zum großen Teil auch schon den mittelhochdeutschen) von dem grammatischen Bau des Althochdeutschen und der älteren germanischen Sprachen überhaupt, in welchen die dreiteilige Struktur des Wortes überwog und das Wort sogar noch mehr formbildende Teile enthalten konnte. Vgl. got. schwaches Präteritum I. P. Pl. Konj. *hab/ai/dêd/ei/ma* — *wir hätten gehabt.*

hab- ist hier das Grundmorphem.

-ai- ist das stammbildende Morphem, das keine genauen Entsprechungen im modernen Sprachbau hat und eigentlich nicht

wortbildend im synchronischen Sinne ist. Es ist kein Suffix der modernen Sprachen, sondern ein formell notwendiger Bestandteil des Stammes — eben der Stammauslaut. Auf verschiedenen Stufen der Sprachentwicklung erscheint der Stamm des Wortes in verschiedenen Formen.

-dêd- drückt die präteritale (und zugleich die pluralische oder konjunktivische) Bedeutung aus.

-ei- bezeichnet den Konjunktiv.

-ma bezeichnet die Zahl und Person.

In den Fällen, die wir erwähnt haben, folgen die formbildenden Morpheme dem Grundmorphem. Diese Stellung ist eben typisch für die meisten indoeuropäischen Sprachen. Das Deutsche besitzt nur ein formbildendes Morphem, das dem Grundmorphem vorangestellt wird. Es ist das Formans *ge-* des Partizips II, falls man es überhaupt als formbildend betrachtet.

Es gibt nämlich solche Formantien, die einen Übergang zwischen den wortbildenden und formbildenden Morphemen darstellen. Das gilt z. B. für die Formantien, die zur Bildung von Verbalnomina dienen (*-en* — Infinitiv, *-nd* — Partizip I, *ge-*, *-en* und *-t* — Partizip II). Denn die Verbalnomina sind einerseits nur gewisse Wortformen des Verbs und stehen als solche den Personalformen gegenüber. In einigen Funktionen treten sie auch als Verben auf, genauer als organische Bestandteile von analytischen verbalen Formen: *ich bin gegangen, ich werde gehen.* Der grammatische Formenkreis von jedem Verb schließt die Formen der Verbalnomina ein. Aber anderseits bedeutet ihre Bildung, insbesondere die des Partizips, teilweise schon einen Übertritt aus einer Wortart in eine andere — aus der verbalen Region in die Region des Nomens — und steht also der Schaffung eines neuen Wortes sehr nahe. Dieses Problem wird von uns noch (vgl. § 34) ausführlicher behandelt, doch genügt schon ein Vergleich der Formen *Er hat sich gemäßigt* und *seine gemäßigtere Haltung,* um das Doppelwesen der partizipbildenden Morpheme zu veranschaulichen, da sie im ersten Beispiel eine Form des Verbalsystems bilden und im zweiten Fall eine Adjektivform, sogar mit dem Komparativsuffix *-er-*.

Man könnte hier gewiß von einer Homonymie der Formen sprechen und das Wort *gemäßigt* in unserem zweiten Beispiel geradeswegs als ein Adjektiv bezeichnen. Vgl. Formen wie *gehobener (der gehobenere Stil)*, die schon ganz adjektivisch geworden sind. Aber die meisten Fälle sind hier schwankend.

Diese Frage, die scheinbar rein terminologisch ist, hat in Wirklichkeit auch strukturelle Bedeutung, da die Zahl der formbildenden Morpheme im neuhochdeutschen Worte eine sehr große sein könnte, falls z. B. *ge-* und *-en-* in der Form **gehobenere** zu diesen Morphemen gehörte. Im ganzen würde dann diese Wortform aus einem Grundmorphem und vier formbildenden Morphemen bestehen, woraus man den Schluß zu ziehen hätte, daß das moderne deutsche Wort in dieser Hinsicht dem altgermanischen Worte nicht nachstehe und — freilich in einer anderen Gestalt — eine beträchtliche Anhäufung von formbildenden Morphemen dulde. Aber das ist doch nicht der Fall.

Gerade die Partizipien mit Komparationsformen sind vom Standpunkt der modernen deutschen Sprache aus ganz adjektivisch geworden, wobei die lexikale Bedeutung dieser Wortform nicht einfach durch das Morphem *-hob-*, sondern durch den Komplex **ge*hob*en** — ausgedrückt wird, so daß *ge-* und *-en (-t)* hier zweifellos wortbildend (sogar «grundmorphembildend») erscheinen. Die Wortform **ge*hob*en*ere*** besteht also aus dem primären Grundmorphem *-hob-*, aus zwei wortbildenden Morphemen: *ge-* und *-en-*, die in Verbindung mit dem primären Grundmorphem einen Stamm (oder ein «erweitertes» Grundmorphem — ein Grundmorphem 2. Grades) ergeben, aus dem formbildenden Suffix *-er-* und der Endung *-e*. Auf diese Weise enträtselt sich die Struktur der betreffenden Form als eine sehr komplizierte, aus mehreren Morphemen bestehende, aber diese Kompliziertheit beruht nicht so sehr auf formbildenden Morphemen, sondern mindestens ebenso auf wortbildenden Affixen. (Freilich weisen die Kasusformen des Partizip II, selbst wenn sie ihre verbale Natur nicht verleugnen, doch drei formbildende Morpheme auf: vgl. *der ge/schrieb/en/e Brief*.)

Wir berühren hier eine wichtige Seite der Wortstruktur im Neuhochdeutschen. Mit Hilfe von wortbildenden Mitteln werden mehrteilige ausgedehnte Strukturen gestaltet, die aus vier und mehr Morphemen bestehen, formbildende Morpheme nicht miteingerechnet. Vgl. *Berechtigung, Lückenhaftigkeit, Beschauerin, ausbeuterisch, Mitverantwortlichkeit, Ausgelassenheit, Gemeinschaftlichkeit* usw. Auch im Althochdeutschen sind ähnliche Gebilde nachweisbar (z. B. bei Notker: *leid/eg/ung/a — Traurigkeit, guol/lig/heit — Herrlichkeit, fore/ge/garw/ed/a — Vorbereitung*). Aber die meisten von den besonders komplizierten Substantivableitungen des Althochdeutschen sind nur aus Notker bekannt, der auf diesem Gebiete einen neuen Entwicklungsweg erst anbahnt.

Die morphologische Struktur des Wortes im heutigen Deutsch wird noch komplizierter infolge der massenhaften Verwendung von Zusammensetzungen, die im Neuhochdeutschen, besonders im Bereiche des Substantivs, mächtig aufblühen. Die Zusammensetzungen werden oft Glieder von neuen Zusammensetzungen, sie verbinden sich oft mit der Wortableitung, und so entstehen Bildungen von kolossalem Umfang. Solche Formen werden nicht selten zum einmaligen Gebrauch geschaffen und entsprechen syntaktischen Wortfügungen. Als Fachwörter kommen sie in der technischen und wissenschaftlichen Literatur massenweise vor. Vgl. *Reibungsgeschwindeschneidvorrichtung, Ein- und Ausdrehmaschine.* Aber manche derartige Bildungen werden auch in der Umgangssprache, in den Zeitungen usw. gebraucht: *Gemischtwarenhandlung*.

Trotz der beschränkten Verbreitung der Flexion ist also der morphologische Bau des neuhochdeutschen Wortes als Ganzes betrachtet durchaus nicht einfach. Der Wortumfang ist im Durchschnitt, besonders wenn man die Hilfswörter nicht mitberücksichtigt, sehr beträchtlich.

Obgleich die grammatischen Bedeutungen, die einer Wortform

aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer gewissen Wortart und zu gewissen morphologischen Paradigmen eigen sind, sich oft nur mit Hilfe der mit ihr syntaktisch verbundenen Wortformen oder zuweilen nur aus dem Kontext explizieren lassen, gehören diese Bedeutungen doch der betreffenden Wortform eben als einer bestimmten Wortform an. Man kann sie deswegen als «konstante» (beständige) grammatische Bedeutung der Wortformen bezeichnen, im Gegensatz zu solchen Bedeutungen, die in der Redekette im Satz die Wortform überlagern und die von mir als «indirekte» bezeichnet werden. Ausführlich darüber im Anhang dieses Buches.

§ 7. Die innere Flexion und die analytischen Formen

Den morphologischen Bau des Wortes haben wir bis jetzt linear betrachtet. Wir analysierten die Beziehungen zwischen dem Grundmorphem und den Hilfsmorphemen, die sich an das Grundmorphem oder unmittelbar aneinander anschließen und so die umgrenzte Gestalt des Wortes bilden. Aber es gibt auch kompliziertere morphematische Beziehungen. Im Deutschen sind es die innere Flexion und die analytischen Formen.

Das Wesen der inneren Flexion besteht darin, daß das Grundmorphem außer der lexikalen Bedeutung des Wortes noch irgendwelche grammatische Bedeutungen zum Ausdruck bringt. Die grammatischen Bedeutungen, die sonst *neben* dem Grundmorphem realisiert werden, d. h. ihre Verkörperung finden, sind hier in dem Grundmorphem selbst gegeben. Im Deutschen wird das durch den Wechsel der Vokale im Grundmorphem erzielt. In der Wortform *nahmst* bezeichnet das Grundmorphem *nahm-* die lexikale. Bedeutung des betreffenden Wortes, zugleich aber dank dem Vokal [a:], der bei diesem Verb den Vokalen [e:], [i], [ɛ:] und [ɔ] gegenübersteht, auch die grammatische Bedeutung des Präterits und des Indikativs. (Vgl. die Formen *nehmen, nimmst, nähme, genommen.*) Die Überlagerung der lexikalen Bedeutung durch die grammatischen Bedeutungen, die das wichtigste Merkmal des grammatischen Wesens des Wortes überhaupt darstellt, kommt hier am allerklarsten, im wörtlichen Sinne dieses Begriffes zum Vorschein: diese Bedeutungen sind gleichzeitig in einem und demselben Morphem vorhanden.

Die Anknüpfung von mehreren Bedeutungen an ein Morphem kommt überhaupt im Deutschen öfters vor. So drückt in der Wortform *Tag***en** die Endung *-en* zugleich die Zahl (Plural) und den Kasus (Dativ) aus. Aber in diesen Fällen handelt es sich um parallele grammatische Bedeutungen, also um parallele Erscheinungen, und das betreffende Morphem drückt jede von ihnen durch seinen vollen Bestand, in seiner Ganzheit, aus. Dagegen werden bei der inneren Flexion in einem und demselben Morphem ungleichartige (lexikale und grammatische) Bedeutungen zum Ausdruck gebracht, und sie bekommen auch einen formell differenzierten Ausdruck. Die lexikale Bedeutung ist an die Lautgestalt des Grundmorphems im ganzen

geknüpft, aber in erster Linie und unmittelbar an seinen konsonantischen Bestand (*n-m* bei dem Verb **nehmen**, *b-nd-* bei **binden**, *h-lf-* bei **helfen**, usw.), während die grammatischen Bedeutungen mit dem Vokal verbunden sind.

Wie oben angedeutet wurde, ist die innere Flexion im Neuhochdeutschen sehr verbreitet. Sie erscheint zwar selten isoliert (*Vater — Väter*), aber in Verbindung mit der äußeren Flexion spielt sie eine große Rolle in der deutschen Morphologie.

Die innere Flexion im Deutschen hat zwei ganz verschiedene geschichtliche Quellen: den Ablaut und den Umlaut. Der Ablaut ist der alte indoeuropäische Vokalwechsel. Als Umlaut bezeichnet man die mannigfaltigen, den betonten Vokal assimilatorisch bestimmenden Prozesse, die sich in den einzelnen altgermanischen Dialekten abspielten.

Heutzutage sind aber die sprachlichen Erscheinungen, die zu diesen verschiedenen Quellen zurückreichen, keineswegs scharf voneinander gesondert und durchkreuzen sich zuweilen.

Sowohl der Ablaut als auch der Umlaut haben jetzt einen morphologischen Wert, d. h. sie dienen zur Wortbildung und in viel breiterem Umfang zur Formbildung. Allerdings sind ihre Wirkungsgebiete in der Formbildung zum Teil differenziert. Beim Substantiv (Pluralbildung) und beim Adjektiv (Komparativ- und Superlativbildung) erscheint nur der Umlaut: *Gast — Gäste, Mutter — Mütter, stark — stärker — am stärksten* usw. Aber im verbalen System, wo sich der Ablaut auswirkt (die Bildung der Grundformen von starken Verben: *reiten — ritt — geritten, bieten — bot — geboten, binden — band — gebunden* usw.), tritt auch der Umlaut in mannigfaltigen Funktionen auf (beim starken Verb: Konjunktiv Präteriti — *nähme, gäbe, würfe — wärfe* usw., 2. und 3. Person Sg. Präsens Indikativ — *du trägst, er trägt*, mit einer älteren Form der Assimilation, oft Brechung genannt,— *du gibst, er gibt* usw.; beim schwachen Verb: kausative Verben, zum größten Teil ohne Umlaut geschrieben,— *setzen* zu *sitzen, tränken* zu *trinken*, Verben mit Rückumlaut — *nennen — nannte, rennen — rannte* usw.).

Ablaut und Umlaut berühren sich in den verbalen Formen so nahe, daß sie zuweilen schwer zu unterscheiden sind. So hat der Vokalwechsel bei den Verben vom Typus *nennen — nannte* die charakteristische Form des Ablauts *e — a* und ist auch vom Standpunkt der grammatischen Bedeutung aus gleich orientiert (*e* ist präsentisch, *a* präterital, vgl. *nennen — nannte, werfen — warf*). Das Wesen des Ablauts und des Umlauts ist im neueren Deutsch rein morphologischer und nicht phonetischer Natur. Das erweist sich aus der Tatsache, daß viele Wortformen, die historisch keine phonetischen Vorbedingungen für das Eintreten des Umlauts besessen haben und seinerzeit wirklich umlautfrei gewesen sind, später doch den Umlaut erhielten. Vgl. *Väter* (mhd. *vater*, ahd. *fater, fatera*), *glätter* (mhd. *glater*, ahd. *glataro* — heute existiert noch die Parallelform *glatter*) usw. Es war in diesen Formen überhaupt kein *i* oder *j* vorhanden, das imstande wäre, den Umlaut hervorzurufen. Einige Formen fehlten überhaupt, als der

Umlaut sich phonetisch entwickelte *(Länder* < mhd. *lant)*. Viele Dialekte gehen noch weiter als die Hochsprache und führen den Umlaut, z. B. im Plural aller starken Substantive, frontal durch *(Tage — Täg)* (39, 385—387).

Die eigentliche strukturelle Bedeutung dieses Aufblühens der inneren Flexion (und insbesondere des Umlauts) im Deutschen wird erst dann klar, wenn man diesen Entwicklungsgang mit dem Schicksal des Umlauts in anderen germanischen Sprachen vergleicht. Obgleich sich der Umlaut im Englischen und in den skandinavischen Sprachen phonetisch ursprünglich noch stärker ausgewirkt hatte als im Deutschen, flaute er später allmählich ab und spielt jetzt eine geringe, im Englischen eigentlich gar keine Rolle (die Pluralformen *mice* von *mouse* ⟨Maus⟩, *feet* von *foot* ⟨Fuß⟩ usw. wirken als außerhalb jeglichen Systems stehende Rudimente). Dieser Unterschied ist für die viel stärkere Neigung zur Verwendung der flexivischen Mittel und ihre Kooperation mit analytischen Mitteln kennzeichnend, die der deutschen Sprache im Gegensatz zu anderen germanischen Sprachen (außer den inselskandinavischen) eigen ist.

Wir bemerkten eben, daß die innere Flexion das krasseste Beispiel bietet, wie die grammatischen Bedeutungsgehalte die lexikale Bedeutung im Grundmorphem überlagern. Das will aber keineswegs besagen, daß in den Fällen, wo die grammatischen Bedeutungen durch formbildende Morpheme ausgedrückt werden, keine derartige Überlagerung geschieht, sondern die grammatischen Bedeutungen neben der lexikalen Bedeutung, von ihr losgelöst, bei der Gestaltung und Aufnahme des Wortinhalts placiert sind. Tatsächlich vollzieht sich auch hier bei der morphematisch getrennten Wiedergabe der im Worte vorkommenden Bedeutungen ein einheitlicher, wenn auch komplizierter Gestaltungs- und Aufnahmeprozeß, so daß die grammatischen Bedeutungsgehalte eben mitgedacht werden, gewissermaßen als Daseinsformen der lexikalen Bedeutung erscheinen, aber nicht zu selbständigen Gedankenobjekten werden. Die Schnelligkeit des Gestaltungs- und Aufnahmeprozesses und das feste Zusammenwachsen der Morpheme, die in den Schranken eines Wortes fast automatisch aufeinander bezogen werden, ermöglichen diese Einheitlichkeit eines höchst differenzierten Verfahrens, das die Ungleichzeitigkeit bis zu einem gewissen Grade aufhebt. Zwar kommt es vor, daß der Sprechende, um eine Gedankenschattierung hervorzuheben, ein formbildendes Morphem besonders betont und auf diese Weise eine grammatische Bedeutung aussondert und sie zum relativ selbständigen Gedankenobjekt macht. Vgl. den Dialog «*Was hast du heute gekauft? Ein Heft?*» — «*Hefte!*», wo die Nebenbetonung auf dem Pluralsuffix *-e* eben die Aufgabe hat, auf den Begriff der Mehrzahl die Aufmerksamkeit zu lenken. Aber diese Fälle sind äußerst selten, und völlig losgelöst aus dem Bereiche der lexikalen Bedeutung wird dabei die grammatische Bedeutung doch nicht.

Eine Schwierigkeit bei der morphologischen Analyse des Wortes bieten die sogenannten «analytischen grammatischen Formen», d. h. Verbindungen von zwei oder mehreren Wörtern, die eine gramma-

tische Charakteristik eines von diesen Wörtern zum Ziele haben (vgl. Guchman). Diese Formen gehören zugleich zur Syntax (in formaler Hinsicht) und zur Morphologie, da die Konstruktion *habe gemacht* im Satz *Ich* **habe** *es schon* **gemacht** nur in ihrer Einheit eine grammatische und lexikale Bedeutung aufweist. Die Form *habe* besitzt in dieser Verbindung keine Eigenbedeutung, und auch die Form *gemacht* ist in dieser Verbindung kein grammatisch vollständiges Wort, obgleich zu ihrem Bestand ein Grundmorphem und zwei Hilfsmorpheme gehören. Aber diese beiden Formen stehen getrennt, und jede von ihnen hat die Gestalt eines selbständigen Wortes, was sie früher, vom geschichtlichen Standpunkt aus, wirklich waren. Erst wenn man *gemacht* und *habe* aufeinander bezieht, ergibt sich der Sinn: die Vergangenheit vom Verb *machen*. Bezeichnenderweise besteht hier das formbildende Morphem *habe* selbst aus einem Grundmorphem und einem formbildenden Morphem und drückt formal die Person, Zahl und den Modus aus. Die äußerlichen Formerscheinungen treten hier also in Widerspruch zu den inneren grammatischen Beziehungen, zu dem grammatisch-semantischen Sinn der Konstruktion. Entscheidend für den Sprachbau ist aber gewiß nicht die äußere Gestalt, sondern die innere Struktur. Und die Grammatiker haben dies schon seit Jahrhunderten richtig erkannt, indem sie diese Konstruktion in das Paradigma der deutschen Temporalformen als Perfekt einreihten.

Doch ist es unbedingt notwendig, auch die äußere Gestalt nicht unbeachtet zu lassen. Man muß feststellen, inwieweit und auf welche Weise die formalen Besonderheiten dieser Struktur die Beziehungen ihrer Komponenten modifizieren.

In unserem Fall verursacht die äußere Struktur eine größere räumliche und zeitliche Entfernung zwischen dem Grundmorphem *-mach-* (von zwei Hilfsmorphemen begleitet) und dem Wort *habe*, das die Rolle eines analytischen Hilfsmorphems spielt. Hier kann schon keine Rede von vollständiger (oder fast vollständiger) Gleichzeitigkeit bei der Hervorbringung und Aufnahme des Grundmorphems und Hilfsmorphems sein. Und auch die Einheitlichkeit des Wortes wird eine andere. Die grammatische Bedeutung, von einer getrennt stehenden Wortform ausgedrückt, bekommt etwas mehr von einem selbständigen Denkinhalt. Die Aufmerksamkeit des Sprechenden und des Hörenden wird von selbst auf diese Bedeutung gelenkt. Es ist kein Zufall, daß man verhältnismäßig oft auf eine bewußte Hervorhebung der Hilfsverben stößt, die eben den Zeitbegriff mit gewissen Aspektschattierungen, gewöhnlich mit der Nebenbedeutung der Vollendung, in den Vordergrund treten läßt:

«Oh, ich will schon. Ich **habe** *schon gewollt, gleich als ich die Geschichte kommen sah.» (Fontane)*

Die analytischen Formen des Verbs gehören zu den wichtigsten Mitteln der strukturellen Gestaltung des deutschen Satzes, indem sie im Hauptsatz in der Regel Distanzstellung einnehmen und auf diese Weise den Rahmen des Satzes bilden.

Dennoch bilden die Unterschiede zwischen gewöhnlichen und analytischen Hilfsmorphemen keine unüberbrückbare Kluft. Diese

Unterschiede sind doch mehr quantitativ als qualitativ. Denn die Verschmelzung des gesamten Bedeutungskomplexes, auch in einer gewöhnlichen Wortform, ist nicht absolut. Schon die Tatsache, daß z. B. die Bedeutung der Pluralsuffixe hervorgehoben werden kann, obgleich es sehr selten geschieht, beweist dies ganz offensichtlich. Wie wir schon bemerkt haben, ist die Einheitlichkeit des grammatischen Bedeutungsgehalts des Wortes durchaus kompliziert. Es sind verschiedene Grade dieser Einheitlichkeit vorhanden. Aber solange die Bedeutung einer Form nur dazu dient, eine andere in Hinsicht auf irgendwelche grammatischen Kategorien zu charakterisieren, so daß sie mit dieser anderen Bedeutung mitgedacht wird, und solange sie alleinstehend überhaupt keinen klaren Sinn ergibt, solange bilden diese beiden Formen eine organische Einheit, die gerade für das Wesen des Wortes charakteristisch ist. Und das alles trifft bei der Konstruktion *habe gemacht* zu.

Wenn z. B. im Satz *Er hat so viel erreicht* die Form *hat* erklingt, so ist die Bedeutung und sogar die Funktion dieser Form unklar. Sie kann hier als Vollverb auftreten: *Er* **hat**... *so viele Bücher* oder als das erste Glied von modalen Konstruktionen: *Er* **hat**... *so viel zu tun* oder als Hilfsverb des Perfekts. Und selbst die nächstfolgenden Wörter *so, viel* bringen noch keine Klarheit. Die Spannung, die auf diese Weise im Satz entsteht, wird erst beim Erklingen des letzten Wortes (der Form *erreicht)* behoben. Erst dann, bei der Berührung mit der Form, die die lexikale Bedeutung trägt, tritt in der Form *hat* die entsprechende grammatische Bedeutung klar zutage, indem sie die lexikale Bedeutung der Form *erreicht* grammatisch bestimmt. Also auch hier realisiert sich der grammatische Bedeutungsgehalt einer Form erst, indem er die Bedeutung einer anderen Form überlagert, mit ihr mitgedacht wird. Dasselbe geschieht, wenn am Beginn des Satzes die finiten Formen von *sein* und *werden* stehen.

Die festen Schemen der Wortstellung, die im Deutschen gerade die Stellung der Verbalformen bestimmen, machen den Zustand der semantisch-grammatischen Ungewißheit, die bei der Vorwegnahme der Form *hat* (auch *ist, wird*) entsteht, nicht nur möglich, sondern sogar fast notwendig. Die für den deutschen Satz typische Distanzstellung hat geradezu die Bildung einer Spannung zum Ziel, die sich erst am Ende des Satzes löst. Und am stärksten wird eine solche Spannung, wenn sich das an der zweiten Stelle des Satzes stehende Verbum finitum als Träger von ungeklärten, da auf keine lexikale Bedeutung bezogenen grammatischen Bedeutungen entpuppt, die auf das Verbum infinitum hinstreben, um dort geklärt zu werden. So ist diese merkwürdige Struktur, die die grammatischen Bedeutungen von der lexikalen Bedeutung nicht nur scheidet, sondern sie sogar stark voneinander distanziert, mit den allgemeinen strukturellen Gesetzmäßigkeiten des deutschen Satzbaus verbunden.

Der grammatische Wert des Verbum finitum bleibt freilich nicht immer so ungewiß bis zur Erscheinung der infiniten Verbalform wie im oben angeführten Beispiel. Kontext und Situation können schon von Anfang an die grammatische Bedeutung der finiten Form präzisieren.

Es ist schon von vornherein klar, daß man es mit dem perfektbildenden Hilfsverbum zu tun hat in dem Satz *Ich* **habe** *diesen Aufsatz bis zu Ende geschrieben,* wenn er als Antwort auf die Frage *Was* **hast** *du denn heute am Morgen gemacht?* kommt. Im Dialog, wenn von etwas Vergangenem die Rede ist, sagt das finite *haben* oder *sein* überhaupt in den meisten Fällen das Perfekt voraus. Aber selbst die Möglichkeit der grammatischen Ungewißheit beim Erscheinen der betreffenden finiten Formen ist sehr wesentlich. Sie unterscheidet die morphologisch-analytischen Konstruktionen, in welchen das Hilfswort als eine besondere Art von Morphem erscheint, von syntaktisch-analytischen Konstruktionen, in welchen das Hilfswort an und für sich grammatisch klar charakterisiert ist und dem Morphem nicht gleichgestellt werden darf.

Die analytischen Formen der oben besprochenen Art, also die zusammengesetzten Temporalformen und Passivformen des Verbs, in welchen das Hilfsverb erst bei der Berührung mit der Nominalform seine wahre grammatische Bedeutung realisiert, stehen den Verbindungen von Morphemen, also der Struktur des Wortes, besonders nah.

Zu den syntaktisch-analytischen Konstruktionen gehören z. B. die Präpositionalgruppen. Zwar wurde auch die Ansicht ausgesprochen, daß die Präpositionen keine Wörter, sondern Hilfsmorpheme seien (22, 114). Aber jede Präposition trägt ihren grammatischen Wert in sich, bezeichnet selbst, wenn auch zuweilen nur mit Hilfe des Kontexts, ihre grammatische Funktion. Die meisten Präpositionen sind polysemantisch (*an* drückt sowohl räumliche und zeitliche Verhältnisse aus als auch die allgemeine Aufeinanderbezogenheit von irgendwelchen Dingen oder Erscheinungen, ungefähre Quantitätsbestimmungen usw.), aber immer geben sie sich als Präpositionen kund. In der Gruppe **an** *dem eisernen Gitter* braucht man nicht auf das Substantiv zu warten, um *an* als Präposition zu bestimmen. Viele Präpositionen haben freilich auch grammatische Homonyme — die trennbaren Vorsilben, mit welchen sie genetisch verwandt sind: **mit** *ihm* — **mit***nehmen,* **an** *ihn* — **an***wenden* usw. Doch erscheinen die trennbaren Vorsilben in der Rede fast immer in einer Stellung, die ihr Wesen bestimmt und sie scharf von den Präpositionen abgrenzt. Entweder verschmelzen sie mit den Nominalformen des Verbs oder sie stehen am Ende des Satzes, wo sie unmöglich mit der Präposition identifiziert werden können. Diese morphologisch-syntaktische Gebundenheit der trennbaren Vorsilben verursacht, daß sich die Präpositionen als solche (nachgestellte Präpositionen ausgenommen, s. § 28) in der Regel in ihrem grammatischen Wesen sogleich zu erkennen geben, ohne auf das nachfolgende Substantiv bezogen zu werden. Eben deswegen sind sie Wörter, wenn sie auch keine selbständigen Satzglieder bilden. Sie sind also Hilfswörter, aber keine Hilfsmorpheme, und die traditionelle Grammatik hat es längst richtig erkannt.

Etwas komplizierter ist das Wesen des Artikels als eines Bestandteils der analytischen Konstruktion. Sowohl der bestimmte als auch der unbestimme Artikel haben Homonyme, auch in der Substantivgruppe, die ähnliche Stellungen einnehmen: *der* ist zugleich Artikel

und Demonstrativpronomen, *ein* ist zugleich Artikel und Numerale. Wenn wir dennoch den Sprachforschern, die den Artikel im Deutschen als Hilfsmorphem betrachten, nicht zustimmen können, so geschieht es nur zum geringen Teil aus dem Grunde, daß die Bedeutung des Artikels in den Formen *der* und *ein* bei weitem überwiegt, so daß diese Formen, aus dem Kontext losgelöst, im Neuhochdeutschen geradezu als Artikel empfunden werden. Wesentlicher ist die Tatsache, daß der allgemeine grammatische abstrahierte Bedeutungsgehalt des Artikels nicht durch die Berührung mit dem Substantiv, auf das er bezogen ist, selbst endgültig geklärt wird, sondern durch den gesamten Kontext. Der bestimmte Artikel kann sowohl individualisierend als auch generalisierend sein. Aber die Verbindung mit einem Substantiv behebt diese Ungewißheit in der Deutung des bestimmten Artikels noch nicht. *Der Mensch* kann auch entweder individualisierend oder generalisierend auftreten. Nur im Satz kann es wirklich entschieden werden, vgl. *Das war der Mensch, den ich gestern schon gesehen hatte — Der Mensch ist ein Säugetier.* Also ist die grammatische Bedeutung des Artikels im wesentlichen aus seiner Form selbst und aus dem Kontext ersichtlich, wird nicht erst durch die Beziehung zum Substantiv enthüllt, so daß man es auch hier mit einem Hilfswort und nicht mit einem Hilfsmorphem zu tun hat.

So kommen wir zu dem Schluß, daß die analytischen Konstruktionen in der Gruppe des Substantivs syntaktisch-analytisch sind, während die wichtigsten analytischen Konstruktionen in der Gruppe des Verbs morphologisch-analytisch sind. Wir behaupten nicht, daß eine solche Verteilung der beiden Arten analytischer Formen die einzig mögliche sei. So tritt z. B. im Englischen das Hilfsverb *to do* so scharf umrissen in seiner grammatischen Funktion und Bedeutung auf, daß die mit ihm gebildeten Konstruktionen syntaktisch-analytisch anmuten. Aber im Deutschen ist der Unterschied zwischen der Substantivgruppe und der Gruppe des Verbs in dieser Hinsicht, wie in den Gestaltungsprinzipien dieser Gruppen überhaupt, sehr groß.

§ 8. Das Wort und die Wortgruppe

Als ein Lautkörper bildet das Wort im Deutschen ein einheitliches, formell streng organisiertes Gebilde. Sehr wirksam ist dabei die starke dynamische Betonung, die an keine bestimmte Stelle im Wort gebunden ist, aber in der Regel auf der semantisch wichtigsten Silbe liegt, d. h. auf dem Grundmorphem oder auf einem von seinen Teilen. Es gibt auch manche Gesetzmäßigkeit im phonematischen Bau des Wortes und der Silbe; vor allem die (übrigens gemeingermanische) Tendenz zum konsonantischen An- und Auslaut des Grundmorphems ersten Grades (= Wurzel), was diese Silbe zu einem lautlich festen, «gedeckten» Gebilde macht (vgl. 189, 32—42, wo auch die einschlägige Literatur verzeichnet ist).

Der konsonantische Bestand der Wurzeln ist auch gewöhnlich der

Hauptträger der lexikalen Bedeutung des Wortes, da ihr vokalischer Bestandteil oft variabel ist und zur Bezeichnung der grammatischen Bedeutungen (innere Flexion) dient.

Doch fehlt es im Deutschen an absoluter Übereinstimmung zwischen Wortform und Wortinhalt. Und nicht nur auf dem Gebiete der analytischen Formen. Es sind hier noch zwei Erscheinungen zu erwähnen: die trennbaren Vorsilben beim Verb und die zusammengesetzten Substantive, die zu der idealen Vorstellung vom Wort als einer engen semantischen und formalen Einheit des grammatischen Baus nicht passen.

In beiden Fällen handelt es sich eigentlich um ein und dieselbe Erscheinung, da die Verbindung der trennbaren Vorsilben mit dem Verb der Zusammensetzung viel näher steht als der Präfigierung. Die trennbaren Vorsilben *ab-*, *an-*, *auf-*, *aus-*, *bei-*, *ein-*, *mit-*, *nach-*, *vor-*, *zu-* und selbst die bald trennbaren, bald untrennbaren Vorsilben *durch-*, *über-*, *um-*, *unter-*, *wider-* haben zum Teil sehr komplizierte, aber keineswegs verblaßte Bedeutungen. Sie finden genaue Entsprechungen (in ihrer Form und Bedeutung) unter selbständigen Wörtern (Präpositionen, seltener Adverbien), so daß in ihren Verknüpfungen mit den Verben die Morpheme *ab* (**ab***biegen*, **ab***brechen*, **ab***nehmen* usw.), *an* usw. als Wortstämme und nicht als Hilfsmorpheme erscheinen.

Die Tatsache, daß die trennbaren Vorsilben grammatisch eine komplizierte Übergangserscheinung darstellen, wurde schon längst erkannt (vgl. 405, II, 122; 309, V, 33—39). Man spricht von Halbpräfixen, Präfix-Adverbien, trennbaren Komposita usw. Dennoch lebt in den meisten Lehrbüchern und Wörterbüchern die Benennung «trennbare Vorsilben» weiter, und bequemlichkeitshalber werden wir im folgenden diesen traditionellen Ausdruck beibehalten.

Aber wenn auch die beiden hier zu erörternden Bildungen zu ein und demselben Bereiche gehören und auch darin parallel sind, daß sie den gewöhnlichen grammatischen Anforderungen, die man an das Wort stellt, nicht Genüge leisten, so ist ihr Wesen doch ganz entgegengesetzt.

Der Gebrauch der trennbaren Vorsilben (und der ersten Glieder verbaler Zusammensetzungen überhaupt) tritt in der deutschen Sprache in Widerspruch mit der strukturellen Geschlossenheit des Wortes. Dagegen tritt der Gebrauch der zusammengesetzten Substantive in Widerspruch mit der semantischen Einheitlichkeit des Wortes. Auch hier macht sich der weitgehende Unterschied in der Gestaltung der Substantivgruppe und der Gruppe des Verbs bemerkbar, der für das Deutsche so charakteristisch ist.

Die trennbaren Vorsilben des Verbs treten beim Gebrauch im Präsens und Präteritum im Hauptsatz so auf, wie es selbständige Wörter (Adverbien) tun. Sie stehen getrennt (gewöhnlich sogar distanziert) von dem Verb und scheinen eine eigene Semantik zu besitzen:

Anfang Oktober **fuhr** *ein gewisser Franz Marnet von dem Gehöft seiner Verwandten, das zu der Gemeinde Schmiedtheim im vorderen Taunus gehörte, ein paar Minuten früher als gewöhnlich auf seinem Fahrrad* **ab**. *(Seghers)*

Aber auch in den Nominalformen des Verbs, wo die trennbaren Vorsilben mit den Verben zusammengeschrieben werden, unterscheiden sie sich von den «wahren», d. h. untrennbaren Vorsilben. Im Partizip II ersetzt die trennbare Vorsilbe, im Gegensatz zur untrennbaren, das Präfix *ge-* nicht (vgl. *besetzen — besetzt, aufsetzen — aufgesetzt*), wobei die trennbare Vorsilbe vor dem Präfix steht. Im Infinitiv steht die trennbare Vorsilbe sogar vor der Partikel *zu*, sie sozusagen zwingend, mit dem Verb zusammengeschrieben zu werden, wogegen sich die Partikel sonst sträubt (vgl. *zu besetzen — aufzusetzen*). Das alles scheint davon zu zeugen, daß die trennbaren Vorsilben mit dem Verb ganz lose verknüpft sind und keine lexikale Einheit mit ihm bilden.

Auf diesen Tatsachen fußend, bezeichnet K. Boost (42—43) die trennbaren Vorsilben nicht als Vorsilben. Es ist interessant, daß auch in der älteren Grammatik (Bödiker, Fulda u. a.) die trennbaren Vorsilben in der Regel als Wörter (Adverbien, Präpositionen, Partikeln) behandelt wurden (vgl. 258, II, 359—366).

Doch gibt es triftige Gründe, die den traditionellen Standpunkt bezüglich der trennbaren Vorsilben bekräftigen.

In den Nominalformen ist die strukturelle Verbindung der Vorsilbe und des Verbs außerordentlich fest. Die starke Betonung der Vorsilbe beherrscht, durchdringt und organisiert das ganze Gebilde, macht es formell zu einer ausgesprochenen Worteinheit. Die Komponenten schmelzen hier zusammen in einem ganz anderen Grade, als es bei den syntaktischen Verbindungen der Fall ist. Sogar die Einverleibung der Partikel *zu* beweist eigentlich nur die Macht der hier obwaltenden Tendenzen zur Bildung einer Wortform. Stellen wir einer Konstruktion mit der trennbaren Vorsilbe eine identisch gebaute Konstruktion mit einem richtigen Adverb gegenüber: *Er versuchte mitzusprechen — Er versuchte, laut zu sprechen.* Man spürt hier einen intonationsmäßigen Unterschied.

Daraus kann man den Schluß ziehen, daß die Nominalformen des Verbs mit den trennbaren Vorsilben nicht nur zusammengeschrieben werden, sondern auch phonetisch zusammenschmelzen, wie es den Teilen eines Wortes eigen ist. Die traditionelle Schreibweise gibt hier den wirklichen Tatbestand wieder.

Aber wenn wir es in den Nominalformen nicht mit einer syntaktischen Fügung, sondern mit der Form eines Wortes zu tun haben, so muß man auch die Fälle, in welchen das Verb (in finiter Form) und die trennbare Vorsilbe distanziert sind, von dieser Tatsache aus betrachten. Alle Wortformen eines morphologischen Systems sind aufeinander bezogen, so daß es nur unter dem Druck von besonders schwerwiegenden Argumenten angebracht wäre, in diesem Falle die Nominalformen als Wörter und die Personalformen als Wortverbindungen einzuschätzen. An solchen Argumenten fehlt es aber. Dagegen entspricht es durchaus den allgemeinen strukturellen Zügen des deutschen Sprachbaus, daß eine einheitliche Form auseinandergerissen wird, um durch Distanzierung der voneinandergetrennten Teile einen festen Rahmen für den Satz zu bilden. Die Distanzierung einer wortbildenden Vorsilbe, die die Gestalt eines Adverbs hat, ist eine Parallelerscheinung

zu der Distanzierung eines formbildenden Morphems, das die Gestalt einer Personalform des Verbs hat.

Aber auch vom semantischen Standpunkt aus unterscheiden sich die trennbaren Vorsilben von den Adverbien. Die konkreten lokalen Bedeutungen bilden nur eine Schicht in der semantischen Struktur der trennbaren Vorsilben, die sehr kompliziert ist und ganz verschiedenen Bedeutungen und Bedeutungsschattierungen Raum gibt. Vgl. *anführen, ankommen, anlanden* usw.— *annehmen, anregen, anschicken* usw., *vorlegen, vorführen* usw.— *vorkommen, vorwerfen, vorgeben* usw. (vgl. 309, V, 33—34). Derartige Polysemie kommt bei lokalen Adverbien gar nicht vor. Sie steht der Mehrdeutigkeit der Präpositionen sehr nah (wahrscheinlich deshalb bezeichnet K. Boost die trennbaren Vorsilben als Präpositionen), aber die trennbaren Vorsilben und die Präpositionen werden dadurch unterschieden, daß die ersteren überhaupt nicht oder jedenfalls nicht unmittelbar mit Substantiven verbunden werden. Wenn ein Verb mit trennbarer Vorsilbe ein regiertes Nomen bei sich hat, so hängt das Nomen entweder von einer zusätzlich in die Konstruktion eingeführten Präposition ab, die mit der Vorsilbe homonym ist, z. B. *Er kommt an der Station an,* oder von der Einheit, die die Vorsilbe mit dem Verb bildet, z. B. *Sie nahm sich des Kindes an.* (Über einige Schwankungen, z. B. *Meine Augen gingen den ihrigen nach,* vgl. 215, 389 bis 398.) Also fallen die trennbaren Vorsilben weder mit den Adverbien noch mit den Präpositionen zusammen, überhaupt mit keiner grammatischen Wortart. Sie sind Wortteile, aber solche Wortteile, die auf Grund der allgemeinen Strukturgesetze des deutschen Satzes auch abgetrennt von dem Hauptteil des Wortes, zu welchem sie gehören, stehen können.

In dieser Lage befinden sich nicht nur die trennbaren Vorsilben. Die Zusammensetzungen beim Verb sind überhaupt nur in seltenen Fällen fest. Nur vereinzelt bleiben die ersten Glieder der verbalen Zusammensetzungen in den Personalformen des Verbs mit ihm verbunden: *ich frohlocke, liebkose, mutmaße, rechtfertige, vollende* und einige andere. In den meisten Fällen stehen die beiden Teile der verbalen Zusammensetzungen nebeneinander als eine einheitliche Wortform nur in den Nominalformen des Verbs, wogegen sie in den Personalformen getrennt werden und der erste (nicht verbale) Teil der Zusammensetzung der Schlußstellung im Elementarsatz zustrebt: *mitnehmen, mitgenommen — Ich nehme (...) mit; hochachten, hochgeachtet — Ich achte (...) hoch; stattfinden, stattgefunden — Es findet (...) statt.* Nebeneinander stehen sie als eine einheitliche Wortform nur in den eingeleiteten Nebensätzen, in denen die Personalform des Verbs der Schlußstellung zustrebt; ..., *den ich* (...) *mitnehme;* ..., als *es* (...) *stattfand.*

Sehr zahlreich sind solche phraseologischen Bildungen, in denen das erste (nominale) Glied erst im Begriffe ist, mit einem Funktionsverb eine lexikale Einheit zu bilden, z. B. *in Berührung kommen, zum Ausdruck bringen, in Erwägung ziehen* usw. Wo der Prozeß des Zusammenschweißens solcher Komponenten zu einer Worteinheit weit vorgeschritten ist, gibt es gewöhnlich die Rechtschreibung durch eine Reihe von Varianten wieder: *in Frage kommen — in frage kommen —*

infrage kommen — infragekommen. Aber die Hauptregel der verbalen Zusammensetzung bleibt überall die Unterscheidung der Nominalformen und der Personalformen durch die Stellung der zusammengesetzten Glieder (im unabhängigen Elementarsatz): *Die Fabrik wurde* **inbetrieb gesetzt** *(inbetriebgesetzt) — Wir* **setzen** *die Fabrik* **inbetrieb**. Ein Wortinhalt wird hier also in der Form einer Wortverbindung gegeben (vgl. 405, III, 2, 115; 166; 315; 349; 73).

Dagegen tritt bei der substantivischen Zusammensetzung die Tendenz in den Vordergrund, den Inhalt einer Wortverbindung, einer attributiven Wortgruppe, in der Form eines Wortes zu geben. (Über das System der substantivischen Zusammensetzung im Deutschen s. 311; 192, 57—65; 79, 139—143; 203, 77—122.) Gewiß kommen in dem Bereich des Substantivs phraseologische Bildungen vor, die semantisch untrennbar sind (in dem Sinne, daß sich die Bedeutung des Ganzen unmittelbar aus der Bedeutung der Teile nicht ergibt) und also ihrem Inhalt nach einem Worte gleichzusetzen sind: *rote Rüben, blaue Bohnen, blinde Kuh* (in der Wendung *blinde Kuh spielen* usw.). Aber das sind nur Einzelfälle, meistens ausgesprochen metaphorischer Art, die für den deutschen Sprachbau als System ganz unwesentlich sind. Dagegen gehört das entgegengesetzte Formprinzip: die Gestaltung eines syntaktischen Verhältnisses in der Form eines zusammengesetzten Wortes zu den wichtigen Strukturbesonderheiten des Deutschen.

Nicht jedes zusammengesetzte Substantiv ist selbstverständlich seinem Inhalte nach einer attributiven Wortgruppe analog. Es gibt viele Tausende von substantivischen Zusammensetzungen, die semantisch eine feste Einheit bilden, obgleich die Bedeutung ihrer Komponenten als solche keineswegs verblaßt ist. (Beim Abrücken der Komponenten von der Semantik, die die ihnen entsprechenden selbständigen Wörter haben, oder beim Verblassen der Semantik der Komponenten springt die Bedeutungseinheitlichkeit der Zusammensetzung sogleich in die Augen: *Leichnam, Bräutigam, Nachtigall* usw.) In den Formen *Tischtuch, Pferdestall, Sonnenschein* usw. ist keine Veränderung in der Grundsemantik von *Tisch, Tuch, Pferd, Stall* usw. eingetreten. Sie ist auch nicht verblaßt. Wenn man die Form *Tischtuch* hört und dabei an die Einzelbedeutung der Teile dieser Form denken will, so stößt man sogleich auf die Hauptbegriffe, die überhaupt den Inhalt der Wörter *Tisch* und *Tuch* ausmachen. Aber bei ihrer Vereinigung in der Zusammensetzung treten diese Bedeutungen in eine so nahe und feste Verbindung, daß sie einander durchdringen und spezialisieren, eine neue semantische Einheit bildend. So bringt die Form *Tischtuch* einen besonderen, bleibenden, spezialisierten, längst erarbeiteten Begriff zum Ausdruck und gehört zweifellos zum Wortschatz der deutschen Sprache. Ähnlich verhält es sich bei der Verbindung von *Pferd* und *Stall* zu *Pferdestall* usw.

Aber in sehr vielen Fällen ist die semantische Verbindung der Komponenten des zusammengesetzten Wortes ganz lose, nicht bleibend, sondern gelegentlich (okkasionell). Die Zusammensetzung, die solche unstete semantische Verbindung gestaltet, wird vom Sprechenden während der Rede, im Prozeß des Sprechens, geformt und nicht als

beständiges lexikales Sprachgut den Wortvorräten der Sprache entnommen und verwertet. Solche Zusammensetzungen gehören — wenn man sich einer Formel bedient, die oft mißbraucht wird, aber hier recht am Platz ist — nicht zur Sprache, sondern zur Rede, und das macht sie den syntaktischen Wortgruppen, den freien Verbindungen von selbständigen Wörtern wesensverwandt (vgl. 211). Die semantischen Beziehungen innerhalb der Substantivkomposita lassen sich durch die Zusammenstellung mit den Gliedern verschiedener Entsprechungsparadigmen ermitteln.

Vielen in der Dichtung vorkommenden Zusammensetzungen sieht man es an, daß sie aus einem gewissen Kontext geboren sind und keine Allgemeingültigkeit beanspruchen: *Rauschenwasserritter (Heine), Gesandtschaftsattachéhaltung (Fontane), Hoch- und Wunderertrag (Th. Mann), Apfelbaumwiese (Seghers).*

Auch in anderen Sprachstilen findet man solche okkasionellen Zusammensetzungen, z. B. im Zeitungsstil: *Einkellerungskartoffeln.*

In verschiedenen Sprachstilen werden die zusammengesetzten Wörter auf eine solche Weise gebraucht, die tatsächlich völlige inhaltliche Gleichsetzung der Zusammensetzungen und der Wortgruppen bedeutet: beide Bildungsarten werden nebeneinander ohne irgendwelchen Bedeutungsunterschied verwendet, z. B. im folgenden (stark gekürzten) Auszug aus einem Roman:

Die Soldaten, die an den drei Kesseln **die Ausgabe des Essens** *besorgten, tauchten stumm und automatisch den großen Löffel ein ... aber die Organisation der* **Essenausgabe** *hatte schlecht geklappt ... Sobald die* **Ausgabe des Essens** *begann, wurden...*

Die Zusammensetzungen können also den Inhalt wiedergeben, der für die Wortgruppe kennzeichnend ist. Innerlich sind solche Zusammensetzungen gegliedert. Nur diese Tatsache macht es verständlich, daß im Deutschen ziemlich oft mit einem zusammengesetzten Substantiv ein Attribut verbunden wird, das sich nicht auf die ganze Zusammensetzung unmittelbar (d. h. auf das Grundwort), sondern auf ihr erstes (bestimmendes) Glied bezieht. Obwohl solche Bildungen als unkorrekt gelten und von den Stilisten bekämpft werden, treten sie immer wieder auf und haben sich zum Teil schon behauptet (jedenfalls in der Umgangssprache).

Die Möglichkeit, das erste Glied der substantivischen Zusammensetzung mit einem Attribut zu versehen, wird zuweilen auch dann verwertet, wenn dieses erste Glied mit seinem Attribut eine phraseologische (oder terminologische) Einheit bildet. So entstehen Gebilde wie *die reitende Artilleriekaserne,* in welchen das Kompositum seiner semantischen Gliederung nach einer syntaktischen Gruppe gleichzusetzen ist (*Artilleriekaserne = Kaserne der Artillerie*), während in der syntaktischen Wortgruppe *die reitende Artillerie* die Bedeutungen der Glieder miteinander so fest verwachsen sind, daß ihre Gesamtbedeutung eigentlich die eines Wortes (eines Fachausdrucks) ist. Es entsteht hier also paradoxerweise eine völlige Umkehrung aller geltenden Normen: das Wort spielt die Rolle einer Wortgruppe, die Wortgruppe spielt die eines Wortes. Und obgleich solche extremen Fälle nur

vereinzelt vorkommen und selbst in der Umgangssprache als Entgleisungen empfunden werden, beweist das Vorhandensein solcher Bildungen, daß die Grenzen zwischen dem Wort und der Wortgruppe im Deutschen oft verwischt werden. Doch das Entscheidende in der Gruppe des Substantivs ist dabei die Ersetzung einer Wortgruppe durch die kompakte Form des Kompositums, wogegen in der Gruppe des Verbs ein Wort formell als eine distanzierte Wortgruppe auftritt.

Auch die anderen Sprachen kennen mehr oder weniger den Widerspruch sowohl zwischen der Wortform und dem Wortgehalt als auch zwischen der Wortgruppenform und dem Wortgruppengehalt. Überall, wo analytische Formen im grammatischen System des Verbs existieren, ist dieser Widerspruch da, und alle modernen indoeuropäischen Sprachen besitzen solche Formen, wenn auch in verschiedenen Quantitäten. Aber auf dem Gebiete der Zusammensetzung und der Phraseologie ist das Bild nicht so einheitlich.

Für die russische Sprache ist die Zusammendrängung der Substantivgruppe zu einem Kompositum, ohne daß dabei die Bedeutungen der Komponenten zu einer einheitlichen Wortbedeutung zusammenschmelzen, eine ziemlich eingeschränkte Erscheinung. Dagegen ist im Russischen die Verwertung von phraseologischen Bildungen (Wortgruppen) zur Wiedergabe einer festen, bleibenden Bedeutung (einer «Wortbedeutung») sehr verbreitet: *belyj medved'* (Eisbär), *železnaja doroga* (Eisenbahn) (vgl. 23, 21—28). Und diese Tatsachen sind aufs engste mit dem allgemeinen Charakter des russischen Satzbaus verbunden, der zur freien Entfaltung der syntaktischen Komponenten neigt und formelles festes Zusammenschweißen dieser Komponenten nicht erfordert.

In der englischen Sprache ist die Lage wieder ganz anders. Die Zahl der widerspruchsvollen Konstruktionen, die einerseits zum Wort, anderseits zur Wortgruppe gehören, ist hier außerordentlich groß. Es sind Bildungen vom Typus *stone wall* (⟨steinerne Mauer⟩), *speech sound* (⟨Redelaut⟩). Man betrachtet sie bald als Zusammensetzungen, bald als Wortgruppen. Aber die allgemeine analytische Einstellung des Englischen macht es doch wahrscheinlicher, daß man es mit eigenartigen Wortgruppen zu tun hat, was auch durch das Fehlen einer stärkeren Betonung auf dem ersten Glied bekräftigt wird.

Auch die zusammengesetzten Formen der Adjektive und Adverbien stehen zuweilen den syntaktischen Gebilden sehr nahe. Besonders oft kommen solche Formen seit Jahrhunderten in der Poesie vor: z. B. *mit morgenroten Flügeln (Goethe), kinderrein (Mörike), windstillen Lebens (Lilienkron), weichwollig beflaumt (Goethe)*. Aber auch in der Prosa, nicht selten in der modernen Gebrauchssprache: z. B. *bügelfeste Wäsche, handwarmes Badewasser, ausstellungsreife Fotos* (vgl 294, 19—31). Sehr gebräuchlich sind die syntaktisch ausgerichteten zusammengesetzten attributiven Partizipien sowohl in der Poesie als auch in der Prosa: z. B. *duftgelenkte Bienen, geräuschdämpfender Unterbau* (vgl. § 57).

§ 9. Suppletivformen, Nebenformen und Varianten der Morpheme

Wir haben schon in § 6 auf die Bedeutung hingewiesen, die der lautliche Zusammenfall (Homonymie) mehrerer formbildenden Morpheme für den deutschen Sprachbau hat (das Problem der grammatisch neutralen Endungen). Aber es sind noch einige Erscheinungen zu erwähnen, die die Lautgestalt der Morpheme im Deutschen charakterisieren.

Das Grundmorphem (die Wurzel) kann in den verschiedenen Formen des grammatischen Paradigmas in ganz verschiedenen Lautformen als Allomorphe auftreten (Suppletivformen): *sein — bin — ist — war — ge/wes/en, viel — mehr, gut — bess/er, wen/ig — mind/er, ich — mein/er, wir — uns, er — sein/er — ihm, sie — ihr*. Es handelt sich dabei hauptsächlich um außerordentlich gebräuchliche Wörter mit sehr allgemeiner und abstrakter Bedeutung, deren Formen größtenteils genetisch von verschiedenen Wurzeln gebildet wurden.

Die Grundmorpheme in einigen anderen Paradigmen unterscheiden sich lautlich nur zum Teil (Nebenformen der Morpheme). Außer den Fällen der durch den Ablaut und Umlaut gebildeten inneren Flexion, die wir in § 7 besprochen haben, gehören hierher Beispiele solcher Art wie *geh/en — ging, steh/en — stand, hab/en — hat, hatte, tun — tat, zieh/en — zog, leid/en — litt, hoch — höh/er*. Auch hier überwiegen sehr gebräuchliche und ihrer Bedeutung nach sehr allgemeine Wörter.

Der lautliche Unterschied ist hier historisch gewöhnlich als Folge irgendwelcher phonetischen Prozesse entstanden, die sich nur in einigen Formen des Paradigmas auswirken konnten. So leben in dem Unterschiede *zieh/en — zog* (Nullform, d. h. kein Konsonant im Auslaut des Grundmorphems — *g*) die Reflexe des Vernerschen Gesetzes weiter fort (dasselbe in der Gegenüberstellung *leid/en — litt*). Die verkürzte Form des Grundmorphems in einigen grammatischen Formen von *hab/en* (*ha/t, ha/te*) ist ein Ergebnis der mittelhochdeutschen Kontraktion, die einst das Paradigma des betreffenden Wortes noch stärker beherrschte (die Normalform des Infinitivs im Mhd — *hân*) usw.

Aber in vielen Fällen genügt der größere oder kleinere Unterschied in der Lautgestalt noch nicht, um einwandfrei festzustellen, ob die in Frage kommenden Grundmorpheme von verschiedenen Wurzeln suppletiv gebildet sind oder ursprünglich eine und dieselbe Form hatten. Der äußere Schein kann hier zuweilen trügen. So erscheint vom heutigen Standpunkte aus die Form des Pronomens dritter Person (Dat. Fem. Sg.) *ihr* in jeder Hinsicht, auch genetisch, als völlig verschieden von der Form Nom. Fem. Sg. desselben Pronomens *sie*. Aber in Wirklichkeit sind die Wurzeln in beiden Formen, genetisch betrachtet, identisch. (Sie rühren von der indoeuropäischen Demonstrativwurzel **s-* her.) Noch im Gotischen lautete die Dativform *izai*, hatte also nach dem Vernerschen Gesetz ein stimmhaftes *-s-* im Grundmorphem. In einigen Fällen reichen unsere historischen Kenntnisse überhaupt nicht aus, um diese Frage zu entscheiden. Es ist z. B. eine Streitfrage, ob *geh/en* und *ging* Suppletivformen seien oder die Form *geh/en* (ahd. *gân, gên*) als Resultat einer frühzeitigen Kontrahierung zu gelten habe.

Aber für das System des Neuhochdeutschen sind diese genetischen Probleme belanglos.

Die Lautgestalt der Grundmorpheme in einem und demselben Paradigma kann also vollständig oder zum Teil variieren. Diese Erscheinung hat manches mit der inneren Flexion gemeinsam. Nicht nur der völlige Wechsel der Grundmorphemgestalt, wie es bei dem Verb *sein* der Fall ist, sondern auch ein teilweiser Wechsel, der die Formen *stehen — stand, ziehen — zog* kennzeichnet, trägt dazu bei, die Gegenüberstellung von grammatischen Formen eines und desselben Wortes klarer und deutlicher zum Ausdruck zu bringen. Aber in der Regel sind es doch nur Begleiterscheinungen. Sie bilden kein festes System der Unterscheidung von morphologischen Formen, so daß die meisten von ihnen an und für sich überhaupt mit keiner grammatischen Wortart oder Kategorie tiefer verbunden sind (im Gegensatz zum Ablaut, der das System der starken Verben organisiert, oder zum Umlaut, der mit vielen grammatischen Kategorien eng verknüpft ist). Was besagt an und für sich der Wechsel Null — *g* in den Formen *ziehen — zog?* Eigentlich gar nichts. Dagegen drückt der Wechsel *ie — o* in diesen Formen die Gegenüberstellung des präsentischen Stammes mit dem präteritalen aus: *biegen — bog, bieten — bot, schieben — schob, fliegen — flog, fliehen — floh, kriechen — kroch, gießen — goß, sieden — sott.* So wird der Wechsel Null — *g* nur zu einem Zubehör bei der formalen Abgrenzung zwischen Präsens und Präteritum des betreffenden Verbs. Dieser Wechsel wird grammatisch wirksam nur auf der Grundlage von anderen morphologischen Abgrenzungsmitteln.

Es gibt einen Wechsel auch in der Lautgestalt der Hilfsmorpheme. Hier kommen zwei ganz verschiedenartige Erscheinungen in Betracht.

Einerseits kann ein Hilfsmorphem in gänzlich voneinander abweichenden Lautgestalten auftreten (eine Parallelerscheinung zu den Suppletivformen des Grundmorphems). Als Flexionsendung des Genitivs beim Substantiv erscheinen *-(e)s, -ens, -en,* Null. Außer der Form *-ens,* die sowohl geschichtlich als auch vom heutigen Standpunkt aus mit den Endungen *-(e)s* und *-en* klar zusammenhängt, sind die Lautgestalten vollkommen verschiedenartig. Sie korrespondieren nicht miteinander, und man kann sie nicht aufeinander zurückführen. Dasselbe gilt auch z. B. für das formbildende Hilfsmorphem, das Pluralsuffix der Substantive: *-e, -er, -(e)n, -s,* Null.

Solche radikalen Unterschiede in der Lautgestalt der formbildenden Hilfsmorpheme sind für alle flexivischen Sprachen charakteristisch. Im Russischen ist dieser Wechsel auch sehr entwickelt. Aber in einigen modernen indoeuropäischen Sprachen, in welchen das Flexionssystem überhaupt stark reduziert ist, wird ein solcher Wechsel fast vollständig behoben. Als Beispiel kann hier die englische Sprache dienen, in welcher die Endung des Genitivs (Possessive Case) immer *-s* und als Pluralsuffix auch immer *-s (-es, ies)* ist. So tut der deutsche Sprachbau auch hier seinen flexivisch-analytischen Charakter kund.

Anderseits findet man im Deutschen auch solche Unterschiede in der Lautgestalt der Hilfsmorpheme, die als Varianten einer und derselben Lautform zu bezeichnen sind. Der Wechsel der Lautgestalt ist hier in

der Regel phonetisch bedingt, d. h. er hängt von der phonetischen Struktur des Wortes oder der Wortgruppe (in einigen Fällen sogar des ganzen Satzes) ab. Die Lautform der Flexion der 2. Pers. Sg. Präs. ist normalerweise *-st.* Aber wenn das Grundmorphem des Verbs einen Dental im Auslaut hat, so entsteht (besonders beim schwachen Verb) die Tendenz, ein *e* zwischen das Grundmorphem und das formbildende Morphem zu schieben, so daß die Flexionsendung in der Gestalt *-est* erscheint: *du mach/st, stell/st — red/est, antwort/est.* Ein schwaches *e* tritt überhaupt in vielen Formen an das Hilfsmorphem hinzu, wenn der Stamm des Wortes solche Phoneme im Auslaut hat, die mit dem Anlautsphonem des Morphems verschmelzen können: *er mach/t — red/et*; *er mach/te — red/ete*; *der schlimmste — weis/este.* In allen diesen Fällen kann man vom Einschub des *e* nur vom synchronischen Standpunkt aus sprechen. (Geschichtlich betrachtet ist dieses *e* ursprünglicher als das Fehlen des Vokals.) So wird die Anhäufung von gleichartigen Konsonanten verhütet.

Auch der Redestil und das emotionale Moment sind Faktoren, die solche Varianten der Hilfsmorpheme hervorrufen können, indem sie auf die phonetische Struktur der Sätze, Wörter und Wortgruppen einwirken. So verschwindet in der Umgangssprache, in der erregten Rede, nicht selten das schwache unbetonte [ə] vor Sonoren, welche dabei sonantisch werden: *ha:ben — ha:bn,* zuweilen sogar mit Assimilation des *b — ha:m.*

Entwicklungen solcher Art kommen aber auch bei den Grundmorphemen vor, sehr oft bei den schwachbetonten Pronomina und Hilfswörtern (Artikel, Präpositionen). In enklitischer oder proklitischer Stellung wird *es* zu *'s, eine* kann zu *'ne* werden, *ein* zu *'n* usw. Vgl. *Wie's so geht. Hast du denn'ne große Praxis? Wie'n ganzes geschlagnes Jahr! (Hauptmann).* Diese auf dem starken dynamischen Akzent der germanischen Sprachen beruhende Tendenz, die sich bereits im Althochdeutschen mächtig auswirkte, führte auch zur Schaffung von längst stabilen Kontaminationen *am, ans, im, ins* usw. (Präposition + Artikel).

Die von emotional-sprachstilistischen Faktoren hervorgerufenen Umgestaltungen der Morpheme können in einer Richtung wirken, die der Tendenz zur Verhütung besonders schwieriger Häufungen gleichartiger Konsonanten entgegengesetzt ist, z. B.

Du hätt'st doch mal was von dir hören lassen sollen. (Hauptmann)

Auf den grammatischen Bau des Deutschen haben solche phonetischen Varianten der Hilfsmorpheme (und einiger Arten von Grundmorphemen) unmittelbar keinen Einfluß, obgleich im Laufe von Jahrhunderten diese Erscheinungen zu schwerwiegenden morphologischen Veränderungen führen können. Denn alle großen Abschwächungs- und Reduktionsprozesse im Flexionssystem haben eigentlich mit der Verbreitung irgendwelcher abgeschwächten phonetischen Varianten der Hilfsmorpheme begonnen.

Das System der Redeteile

§ 10. Das Problem der Redeteile (der grammatischen Wortarten)

Die grammatische Einordnung und Klassifizierung der ungeheuren Masse von Wörtern, über welche jede Sprache verfügt, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Sprachwissenschaft. Der für die sprachlichen Erscheinungen überhaupt charakteristische Aspektreichtum macht sich beim Wort im höchsten Grade geltend und widersetzt sich den Versuchen, eine solche Einordnung auf Grund eines einheitlichen Kriteriums durchzuführen. In dem Klassifizierungssystem, das in der traditionellen Grammatik herrscht, werden eben mehrere Seiten und Eigenschaften der Wörter berücksichtigt.

Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an beginnt man, diesen Mangel an einem einheitlichen Einteilungsprinzip als unkorrekt und unwissenschaftlich zu betrachten. Da aber die Systeme, die von einem einheitlichen (gewöhnlich streng formalen) Standpunkte aus unternommen wurden (für das Russische F. F. Fortunatow, für das Deutsche L. Sütterlin u. a.), ganz schematisch ausfielen, so entstand eine allgemeine Unsicherheit. Es kam zu immer neuen theoretischen Anregungsschriften und Diskussionen. Man stellte sogar die Behauptung auf, daß ein wissenschaftlich befriedigendes System der Redeteile für eine beliebige Sprache überhaupt unmöglich sei, da das Wort eine zu komplizierte und vielseitige grammatische Einheit darstelle.

Aber eben weil der Mangel an einem einheitlichen Kriterium bei der grammatischen Einteilung der Wörter aus der Beschaffenheit des Untersuchungsobjekts, d. h. der Wörter selbst, entspringt, so liegt kein Grund vor, eine Klassifizierung, die mehrere Aspekte des Objekts berücksichtigt, als unwissenschaftlich und subjektiv zu betrachten. Wissenschaftlich und objektiv ist alles, was dem Wesen des Untersuchungsobjekts folgt. Die eigenartige aspektmäßige Natur der sprachlichen Erscheinungen, ihre Feldstruktur, erfordert auch eine eigenartige, aspektmäßige Methodik bei ihrer Klassifizierung. Die Arten und Klassen, die sich dabei ergeben, haben einen objektiven, wissenschaftlichen Wert, sind kein belangloser Notbehelf. Diese Methodik muß nur bewußt und klar durchgeführt werden, mit klarer Hervorhebung der Aspekte, die hier zu beobachten sind.

Es besteht kein Zweifel, daß auch bei der sorgfältigsten und methodisch einwandfreien aspektmäßigen Behandlung des Materials manches auf dem Gebiete der Klassifizierung des Wortbestandes fragwürdig und strittig bleiben wird. Doch es handelt sich bei diesen Streitfragen um die Gruppierung von gewissen Wortarten, um ihre Hierarchie und um ihre Benennung, während das Vorhandensein der betreffenden Arten selbst fast immer eine unerschütterliche Tatsache ist. Wenn man also der terminologischen Seite nicht die entscheidende Bedeutung beimißt und die Existenz von Übergangsfällen, wie es dem

Wesen der Sprache gemäß ist, zuläßt, so ist man imstande, den Wortbestand der zu untersuchenden Sprache einer haltbaren und begründeten Klassifizierung zu unterziehen.

Dieser Schluß wird dadurch bekräftigt, daß einige Versuche, die man in der letzten Zeit unternommen hat, um die deutsche Grammatik im allgemeinen und das System der Redeteile insbesondere vollständig zu revidieren (H. Glinz), zu solchen Ergebnissen geführt haben, die sich von dem traditionellen System nur in nebensächlichen, vor allem in äußerlichen Einteilungslinien unterscheiden (215).

Selbst wenn man von verschiedenen Voraussetzungen ausgeht, kann man also nicht umhin, bei der Behandlung solcher Sprachen wie z. B. der germanischen mehr oder weniger in die Fußstapfen der traditionellen Grammatik zu treten. Es ist das Material selbst, das dazu zwingt.

Einige von den Vorschlägen, die jetzt Glinz macht, waren schon längst ausgesprochen worden. Die Kurzform der Adjektive wurde mit den adjektivischen Adverbien zu einer Wortart nicht erst von E. Hermann im Jahre 1928, wie Glinz bemerkt, sondern schon von Adelung verbunden. Wir führen diese Tatsachen an, um zu betonen, daß einzelne Abänderungen im System der traditionellen Morphologie keineswegs einen Umbau des ganzen Systems erfordern.

Eine Übersicht der Einteilungsversuche des deutschen Wortartensystems bringt W. Schmidt (54—71), der auch einen neuen Vorschlag zur Einteilung der Wortarten macht (73—74). Sein System sieht 7 Wortarten vor (1. Substantiv, 2. Adjektiv, 3. Verb, 4. Stellevertreter und Begleiter des Substantivs, 5. Fügewort, 6. Kennzeichnungswort, 7. Interjektion), wobei 3 von diesen Wortarten aus je zwei Funktionsklassen bestehen (die vierte aus Artikel und Pronomen, die fünfte aus Präposition und Konjunktion, die sechste aus Adverb und Partikel).

Die aspektmäßige Betrachtung, die wir also bei der Aussonderung der Redeteile als einzige mögliche ansehen, erfordert eine klare Bestimmung der Aspekte (Kriterien), die man dabei zu beachten hat. W. W. Winogradow schlägt fünf Kriterien vor: 1. die syntaktische Funktion, 2. die morphologische Struktur des Wortes und der Wortform, 3. die lexikalen Bedeutungen der Wörter, 4. die Verschiedenheiten in der Art, wie die Wirklichkeit widergespiegelt wird, 5. die Verschiedenheiten in der Natur der grammatischen Kategorien, die mit dem betreffenden Redeteil in Verbindung stehen (vgl. 23, 38—39).

Aber einige von diesen Kriterien fallen paarweise leicht miteinander zusammen (3 mit 4, 5 mit 2). Die Art, wie die Wirklichkeit widergespiegelt wird, ist von der lexikalen Bedeutung nicht zu trennen, denn nur zusammen ergeben sie den verallgemeinerten abstrahierten Bedeutungsgehalt, der so wichtig für die Aussonderung der einzelnen Wortarten ist.

Die Verschiedenheiten in der Natur der grammatischen Kategorien sind schwer von der morphologischen Struktur des Wortes zu scheiden, da sich in dieser Struktur in erster Linie eben die grammatischen Kategorien des Wortes kundgeben. So wird die Zahl der Kriterien

auf drei reduziert: 1. die syntaktische Funktion, 2. die morphologische Struktur des Wortes, 3. die abstrahierte Bedeutung.

Ähnliche Kriterien treten bei Bestimmung der Redeteile bei den deutschen Grammatikern auf. Schon L. Sütterlin hat drei Einteilungsmerkmale konstatiert, die bei der Feststellung «der Arten des Wortes» verwendet werden: 1. Formveränderlichkeit (Beugbarkeit), 2. Bedeutung, 3. Verwendung im Satze (97—100). Dabei hat aber Sütterlin nur das Kriterium der Beugbarkeit als verläßlich anerkannt, weshalb seinem System der Redeteile eben die morphologische Struktur des Wortes zugrunde gelegt ist. In den letzten Jahren wird besonders auf die Bedeutung und syntaktische Funktion hingewiesen. W. Jung sieht das Wesen der Wortart darin, daß sie «ein natürliches Beziehungsmittel ist», worunter man aber den verallgemeinerten abstrahierten Bedeutungsgehalt zu verstehen hat. («Die Wortarten bilden die Erscheinungsformen der Außenwelt sprachlich nach», 103—104.) H. Brinkmann fordert möglichst genaue und sorgfältige Detaillierung bei der Behandlung der Wortarten (149, XVII—XVIII).

So wiederholen sich in verschiedenen Konzeptionen immer dieselben Erscheinungen, die man als Kriterien bei der Bestimmung der Wortarten hervorheben will. Bei dieser Musterung versuchten wir zu zeigen, daß einerseits die Einführung von einigen Kriterien überflüssig und daß andererseits die dominierende Stellung eines einzigen Kriteriums nicht gerechtfertigt ist. Wie oben angedeutet wurde, gibt es unserer Meinung nach (wenigstens in Anwendung auf solche Sprachen wie die deutsche oder die russische, da die gänzlich verschiedenen Arten des Sprachbaus verschiedene Kriterien erfordern) drei miteinander eng verbundene, aber nicht verschmelzende Hauptkriterien für die Festlegung der grammatischen Wortarten. Das sind (in etwas anderer Reihenfolge als vorhin): 1. der verallgemeinerte abstrahierte Bedeutungsgehalt, 2. die morphologische Struktur, 3. die syntaktische Funktion. Bei Behandlung jeder Wortart sind diese Kriterien unbedingt zu berücksichtigen.

Äußerlich fallen diese Kriterien mit dem Kriteriensystem zusammen, das L. Sütterlin aufgestellt hat. Aber die Auffassung dieser Kriterien, besonders des ersten und des zweiten, ist hier eine andere. So verstand Sütterlin unter der Bedeutung als einem der Einteilungsmerkmale die lexikale Bedeutung des Wortes als solche. Deswegen sah er eine Inkonsequenz darin, daß *Freude* und *Sprung* als Substantive aufgefaßt werden, obgleich sie keine Substanz bezeichnen. Hier aber, im Anschluß an manche Forscher, wird als Kriterium bei der Bestimmung der Wortarten der verallgemeinerte abstrahierte grammatische Bedeutungsgehalt hervorgehoben, der die unmittelbare konkrete Semantik des Wortes überlagert. Auch unter der morphologischen Struktur wird hier nicht nur das flexivische Paradigma verstanden, sondern auch die analytischen (analytisch-morphologischen und analytisch-syntaktischen) Mittel, die bei der Bildung der Wortformen irgendeiner Wortart gebraucht werden. (So ist es erforderlich, bei der Erforschung des morphologischen Baus der Substantive den Artikel und andere monoflektive Mittel zu berücksichtigen.)

Sehr wichtig für das Kriterium der morphologischen Struktur des Wortes ist der Grad der Einheitlichkeit in der Gestaltung der zum betreffenden Redeteil gehörenden Wörter. Wenn irgendwelche grammatischen Merkmale solcher Wörter konsequent, sozusagen frontal durch gleiche (oder sehr ähnliche) Formen zum Ausdruck gebracht werden, so steigert es die Zusammengehörigkeit dieser Wörter und ballt sie zu einer Einheit zusammen, die man mit größerem Recht als einen besonderen Redeteil betrachten kann. Dies gilt z. B. für das System der Negationen, das nicht nur durch scharf umrissene Verneinungssemantik der zu diesem System gehörenden Wörter zementiert wird, sondern auch dadurch, daß als Grundmorphem aller dieser Wörter letzten Endes *n-* erscheint (mit Ausnahme der Negation *kein* und der von dieser Negation gebildeten Wörter).

Die Begründung, weshalb die betreffende Wortart als eine besondere grammatische Klasse der Wörter ausgesondert ist, wird bei der Behandlung jeder Wortart gegeben. Wir ziehen vor, diese Wortarten als die wichtigsten grammatischen Wortgruppierungen terminologisch von den anderen Typen der Wortarten abzusondern und sie mit dem alten Fachausdruck «Redeteile» zu bezeichnen. Hier bringen wir nur eine allgemeine Übersicht der Redeteile im Deutschen (in Klammern stehen die verbreitetsten deutschen Fachausdrücke, die den lateinischen entsprechen):

1. Das Substantiv (Hauptwort);
2. Das Adjektiv (Eigenschaftswort);
3. Das Numerale (Zahlwort);
4. Das Pronomen (Fürwort);
5. Die Negation (Verneinung);
6. Das Verb (Zeitwort, Tätigkeitswort);
7. Das Adverb (Umstandswort);
8. Das Modalwort;
9. Der Artikel (Geschlechtswort);
10. Die Präposition (Verhältniswort);
11. Die Konjunktion (Bindewort);
12. Die Partikel (Füllwort);
13. Die Interjektion (Empfindungswort).

Vier von diesen dreizehn Wortarten (Artikel, Präposition, Konjunktion, Partikel) umfassen die Hilfs- oder Formwörter, d. h. solche Wörter, die ausschließlich zur morphologischen und syntaktischen Bestimmung und Gestaltung anderer Wörter, Wortgruppen und Sätze dienen. Aber zu den Hilfswörtern gehören auch einige Arten der Verben (Hilfsverben und Kopula), Pronomina (Reflexivpronomina, *es*, zum Teil Personalpronomina) und Negationen. Den Hilfswörtern stehen andere Wörter als Vollwörter gegenüber. Die Arten der Hilfswörter (Artikel und Präpositionen), die völlig auf die grammatische Charakterisierung des Substantivs eingestellt sind, werden im Zusammenhang mit dem Substantiv besprochen.

Manche Wortarten von geringerem Umfang werden sich auch bei diesem Klassifizierungssystem als Übergangserscheinungen qualifizie-

ren und im Begriffe sein, sich zu gleicher Zeit an verschiedene Redeteile anzuschließen, z. B. die Wörter *manche, einige* und ähnliche, die zugleich zu Adjektiven, Numeralien und Pronomina neigen. Mannigfache Kreuzungen mit anderen Redeteilen und Grenzfälle werden fast bei jedem Redeteil zu verzeichnen sein — und das ist eine selbstverständliche Folge des allgemeinen Aspektreichtums der sprachlichen Erscheinungen. Das alles wird weiter unten zur Sprache kommen. Aber es wird sich hoffentlich auch bestätigen, daß das hier aufgestellte System der Redeteile, das sich nur unwesentlich von den traditionellen Systemen unterscheidet, doch keineswegs als eine Anzahl von unverbindlichen und zufälligen Wortgruppierungen anzusehen ist, sondern daß diese Redeteile gewisse Verdichtungen und Anstauungen von wesentlichen und verschiedenartigen aspektmäßigen grammatischen Merkmalen des Wortbestandes sind (ihre Synthesierung), die dem Wesen des deutschen Sprachbaus selbst entsprechen.

Eine besondere Stellung nehmen unter den Wortarten die Interjektionen ein, da sie eine ganz eigenartige Bedeutung besitzen (der Ausdruck einer Gemüts- oder Willensregung), die Rolle eines Satzgliedes nicht spielen können und eine vollständige und selbständige Äußerung bilden. Wegen des Raummangels werden in diesem Buche die Interjektionen speziell nicht behandelt (vgl. 173, 338—344; 343, 235). (Über die Unterschiede zwischen den Systemen der Wortarten, auch zwischen ihren Benennungen in 15 zeitgenössischen Grammatiken der deutschen Sprache s. 209.)

Um Wiederholungen vorzubeugen, die unumgänglich wären, falls man einige bei mehreren Wortarten vorkommende grammatische Erscheinungen jedesmal bei der Analyse der betreffenden Wortart besprechen würde, werden in diesem Kapitel zusammenfassend drei Fragen behandelt: das System der Deklination im Deutschen, die Komparation, die Fügungswerte der Wortformen.

§ 11. Das Deklinationssystem im Deutschen

Die typische Form der Deklination im Deutschen ist die Veränderung des Wortes nach Kasus und Zahl. Bei den Adjektiven, Partizipien und einigen Unterarten der Pronomina (sogenannte «geschlechtige Pronomina») kommt noch die Veränderung nach dem grammatischen Geschlecht hinzu.

Es werden sehr viele Wortarten im Deutschen dekliniert: Substantive (selbstverständlich auch alle substantivierten Wörter), Adjektive, die meisten Unterarten der Pronomina, Zahlwörter, Artikel, Partizipien. Die anderen Formen der Beugung erstrecken sich auf eine viel geringere Anzahl von Wortarten: Die Konjugation nur auf das Verb, die Komparation auf das Adjektiv und (teilweise) auf das Adverb und Modalwort.

Beim Substantiv werden Kasus und die Zahl in gewisser Hinsicht durch verschiedene Morpheme ausgedrückt. Bei den übrigen deklinierbaren Wortarten drückt diese Kategorien (gewöhnlich auch das

Geschlecht, wo es möglich ist) ein und dasselbe Morphem aus, z. B. Dat. Pl. *Wört/er/n, d/en, schön/en* usw.

Der flexivische Ausdruck von Kasus, Zahl und Geschlecht, der das System der Deklination ausmacht, ist sehr ungleichmäßig. Einige Wortarten oder ihre Unterarten verfügen hier über mehrere ausdrucksfähige formbildende Morpheme. Andere sind an solchen Morphemen arm. Gerade auf diesem Gebiete tritt der Unterschied zwischen grammatisch neutralen (Null, *-(e)n, -e*) und grammatisch ausdrucksfähigen Hilfsmorphemen auf und es erscheinen Wortarten mit variabler Flexion, die zu den Haupteigentümlichkeiten des deutschen Sprachbaus gehören und der Monoflexion günstig sind (vgl. § 4).

Wenn man die einzelnen deklinierbaren Wortarten oder ihre Unterarten jede für sich betrachten wollte, so könnte man zu dem Schluß kommen, daß für einige Wortklassen der Begriff der Deklination überhaupt nicht existiere, sondern daß sie höchstens die grammatische Kategorie der Zahl besitzen. Das gilt in erster Linie für die Substantive weiblichen Geschlechts, die das Paradigma haben: Nom., Gen., Dat., Akk., Sg. *Gabe, Frau;* Nom., Gen., Dat., Akk. *Gaben, Frauen.* Von den anderen Substantivarten losgelöst, scheinen solche Substantive überhaupt keine Kasus zu besitzen.

Aber die traditionelle Grammatik hat immer, und mit vollem Recht, auch in bezug auf diese Substantive, von einem Kasussystem gesprochen. Es gibt zwei schwerwiegende Gründe dafür. Erstens kommen die Kasusunterschiede an den Gliedern der Substantivgruppe zum Vorschein, die mit den Feminina kongruieren (Monoflexion: Z. B. Gen. Pl. *der Frauen,* Dat. Pl. *den Frauen* usw.). Zweitens besitzen die Wortklassen, die zu den Feminina mit dem Pluralsuffix *-(e)n* eine genaue grammatische Parallele bilden, d. h. alle anderen Substantivarten, mehr oder weniger die Kasusendungen. Ihnen ist also die Kategorie des Kasus auch im rein morphologischen Sinne eigen. Sie ist ein wesentlicher Bestandteil des grammatischen Systems der Substantive, und die in Frage kommenden Feminina stehen entweder außerhalb dieses Systems, sind keine ⟨richtigen⟩ Substantive, oder besitzen auch morphologische Kasus, d. h. sie haben im Singular überall eine Nullflexion (Nom., Gen., Dat., Akk. Sg. *Frau* + Null), während im Plural das neutrale Pluralsuffix *-en* zugleich Flexionsendung ist. Da aber alle sprachlichen Tatsachen (der verallgemeinerte Bedeutungsgehalt, die syntaktischen Funktionen) beweisen, daß diese Feminina ganz und gar Substantive sind, so muß die zweite Annahme richtig sein. Es ist ein krasses Beispiel für den entscheidenden Einfluß, den das allgemeine System irgendwelcher grammatischen Formen auf den paradigmatischen Charakter einer zu diesem System gehörenden Form haben kann.

Auch manche anderen Substantivarten verfügen über ein sehr mangelhaftes, einförmiges Paradigma der Kasusendungen. So erscheint in allen Kasus Sg. und Pl. der schwachen Deklination (außer Nom. Sg. mit der Endung *-e)* die Endung *-en.* Anderseits fallen in allen anderen Substantivarten Nom. und Akk. zusammen. Das wahre

Kasusparadigma kann nur durch Heranziehung von allen verschiedenartigen Fällen der Kasusbezeichnung (oder Nichtbezeichnung) erkannt werden, aus dem gesamten System, wobei dieses System im Deutschen auch die Deklinationstypen aller deklinierbaren Wortarten umfassen soll, nicht nur der Substantive, da gerade beim Sibstantiv die grammatisch neutralen Endungen überwiegen.

Als Ganzes betrachtet, und ohne die Arten der Pluralbildung zu berücksichtigen, hat das Deklinationssystem im Deutschen folgende fünf Haupttypen, wovon der eine (Demonstrativpronomina) im Singular drei Untertypen (nach den Geschlechtern) hat (s. die Tabelle auf S. 76).

Es wird somit bewußt keine Rücksicht auf die Bildung des Plurals genommen und auf viele kompliziertere Deklinationstypen. Die Tabelle hat nur die Aufgabe, die vorhandenen verschiedenen Möglichkeiten von Kasusbezeichnungen zu veranschaulichen.

Die Anzahl der Wörter, die zum Typus der ungeschlechtigen Pronomina gehören, ist zwar sehr gering, aber der außerordentlich häufige Gebrauch dieser Pronomina macht ihr formales Kasussystem besonders wichtig, um ein allgemeines Bild von dem System der deutschen Deklination zu geben. Sie tragen z. B. dazu bei, die Unterscheidung Nominativ — Akkusativ als eine vorherrschende Gesetzmäßigkeit der deutschen Deklination zu gestalten. Deswegen zählen wir die Formenbildung dieser Pronomina zu den Haupttypen der Deklination im Deutschen.

Zwischen diesen Haupttypen gibt es gewisse Berührungspunkte. Besonders eng sind die starke Deklination der Substantive und die des Demonstrativpronomens miteinander verbunden (*-(e)s* im Gen. Sg., *-n* im Dat. Pl.). Das *-n* im Dat. Pl. erscheint aber auch bei den Feminina vom I. Haupttypus und in der schwachen Deklination — diese beiden Typen werden übrigens dadurch vereinigt, daß bei ihnen als formbildendes Morphem im Plural *-(e)n* vorkommt. Dasselbe Pluralmorphem ist aber auch bei den starken Maskulina und Neutra vorhanden: *Strahl — Strahl/en, Aug/e—Aug/en.* Die schwache Deklination ist ihrerseits mit den Paradigmen des Demonstrativpronomens Mask. und des ungeschlechtigen Pronomens durch den Nicht-Zusammenfall von Nom. Sg. und Akk. Sg. verbunden, obgleich materiell die kasusbildenden Morpheme hier ganz verschieden sind. Bei den mannigfaltigen Wortarten, deren Deklinationssysteme auf diesen fünf Haupttypen aufgebaut sind, kommen auch Kreuzungen von Formmerkmalen der Haupttypen vor.

Von den fünf Haupttypen sind nur drei an grammatisch ausdrucksfähigen Formen reich: die starke Deklination des Substantivs und besonders die beiden Pronominaldeklinationen. Auch in ihnen kommt freilich eine Homonymie der Kasusformen vor. Wenn man aber alle Typen als ein zusammenhängendes System betrachtet, so ergibt es sich, daß jeder Kasus genügend scharf von anderen Kasus formell geschieden ist. So fällt z. B. beim ungeschlechtigen Pronomen, das übrigens die Kasusformen streng unterscheidet, der Dativ mit dem Akkusativ im Plural zusammen: *Wir freuen* **uns** — *Wir wählen* **uns**

Singular	*Nom.*	Frau	Knabe	Held
	Gen.	Frau	Knaben	Helden
	Dat.	Frau	Knaben	Helden
	Akk.	Frau	Knaben	Helden
Plural	*Nom.*	Frauen	Knaben	Helden
	Gen.	Frauen	Knaben	Helden
	Dat.	Frauen	Knaben	Helden
	Akk.	Frauen	Knaben	Helden

	M	*F*	*N*	
Mann	dieser	diese	dieses	ich
Mann(e)s	dieses	dieser	dieses	mein(er)
Mann(e)	diesem	dieser	diesem	mir
Mann	diesen	diese	dieses	mich

	M F N	
Männer	diese	wir
Männer	dieser	unser
Männern	diesen	uns
Männer	diese	uns

Deklination)

Singular	*Nom.*	–	(-e)	–
	Gen.	–	-en	-(e)s
	Dat.	–	-en	(-e)
	Akk.	–	-en	–
	Nom.	–	-	–

M	*F*	*N*	
-er	-e	-es	(supplet. Grundmorphem 1) –
-es	-er	-es	(supplet. Grundmorphem 2) + (er)
-em	-er	-em	(supplet. Grundmorphem 3) + r
-en	-e	-es	(supplet. Grundmorphem 3) + ch

M F N	
-e	(supplet. Grundmorphem 4) + r

neue Bücher aus. Auch beim Reflexivpronomen *sich,* das formell dem Singular des ungeschlechtigen Pronomens folgt, unterscheiden sich die Dativformen von denen des Akkusativs nicht: *Er kämmt* **sich** — *Er wählt* **sich** *ein Buch.* Aber alle anderen ausdrucksfähigen Deklinationstypen (nicht so streng nur im Singular der starken Deklination) halten sowohl im Singular als auch im Plural Dativ und Akkusativ scharf auseinander: *Mann(e) — Mann, Männern — Männer, dem — den, der — die, dem — das, den — die, mir — mich,* so daß diese Unterscheidung im ganzen außerordentlich fest in der deutschen Literatursprache begründet ist. (Selbst bei den Feminina, die im Plural kein *-(e)n* bekommen, tritt diese Gegenüberstellung auf: *Kräften — Kräfte.)*

Der scharfen Unterscheidung von Dativ und Akkusativ entspricht eine scharfe Unterscheidung von Nominativ und Genitiv: *Mann — Mannes, der — des, die — der, das — des, die — der, ich — mein(er).* Auch hier gibt es unter den grammatisch ausdrucksfähigen Deklinationstypen nur eine Ausnahme — wieder die starke Deklination, aber in diesem Falle der Plural: *Männer — Männer.* Dafür tritt diese Unterscheidung von Nominativ und Genitiv im Singular der schwachen Deklination auf: *Knabe — Knaben.*

Genitiv und Dativ sind etwas schwächer voneinander abgegrenzt (Fem. *Frau — Frau, dieser — dieser*), aber doch mit genügender Schärfe. Dasselbe gilt für die Gegenüberstellung Genitiv — Akkusativ. Viel konsequenter, wie gesagt, fallen Nominativ und Akkusativ zusammen. Und dies scheint kein Zufall zu sein, wobei es sich nicht nur um Beibehaltung der historischen Formverteilung handelt. Auch die syntaktischen Vorbedingungen können hier eine Rolle spielen, und zwar die Verteilung der Kasus nach verschiedenen Wortgruppen.

Nominativ und Akkusativ gehören zu grundsätzlich verschiedenen Wortgruppen. Sie stoßen nur selten miteinander zusammen. Der nichtpräpositionale Akkusativ steht in der Gruppe des Verbs, wo der Nominativ (ohne *als*) nicht vorkommt. In Sätzen mit Nominativprädikat ist in der Regel kein Akkusativobjekt möglich. Der Zusammenfall ihrer Formen wirkt also nicht störend auf den deutschen Satzbau, der sich im wesentlichen auf strenge Organisierung und scharfe Scheidung der Wortgruppen stützt. Dagegen treten solche Kasus wie Dativ und Akkusativ sehr oft in einer und derselben Wortgruppe zusammen: in der Gruppe des Verbs, wo sie die Rolle der Objekte spielen. Die Notwendigkeit, das direkte und das indirekte Objekt zu unterscheiden, arbeitet also dem lautlichen Zusammenfall von Dativ und Akkusativ entgegen. (Die Wortstellung, die z. B. im Englischen diese Unterscheidung bewerkstelligt, ist im Deutschen mit anderen Funktionen belastet und erfreut sich einer so großen Freiheit, daß sie nicht imstande ist, die Erfüllung dieser Aufgabe zu sichern.) Der Genitiv ist vor allem der Kasus des Attributs. Daher wird er von allen anderen Kasus ziemlich scharf abgegrenzt, besonders vom Nominativ und Akkusativ, da er am häufigsten mit ihnen in Verbindung steht.

Diese in der I. Auflage des vorliegenden Buches ausgesprochene Vermutung scheint jetzt durch die von L. N. Inosemzew unternommenen

Zählungen bestätigt zu sein, die den unterschiedlichen Umfang der Substantivgruppe in Abhängigkeit vom Kasus und der Kasusfunktion in verschiedenen Sprachstilen charakterisieren. Es hat sich z. B. ergeben, daß die Zahl der Vollwortbestimmungen im Dativ in allen Sprachstilen bedeutend geringer ist als die im Nominativ und Akkusativ (im Durchschnitt 1, 94 gegen 2, 79 und 2, 43) (vgl. DSB, 69).

E. H. Antonsen schlägt eine Vereinfachung des hier dargestellten Systems vor, indem er in der schwachen Flexion die Nominativendung des Singular *-e* eben nicht als Endung, sondern als zum Grundmorphem zugehörig betrachtet. Aber im Zusammenhang mit dem ganzen deutschen morphologischen System, wo das *-e* so oft als Flexionssilbe erscheint (*ich trag-***e**, *die Tisch-***e**), scheint dies zu willkürlich (vgl. 118, 140).

Die in der Tabelle dargestellten Haupttypen des deutschen Deklinationssystems bilden die Grundlage, auf welcher die Paradigmen aller übrigen deklinierbaren Wortarten und -unterarten aufgebaut sind, zuweilen mit einigen Abweichungen und Schwankungen.

Auf dem System der schwachen Substantivdeklination beruht die schwache (nominale) Deklination des Adjektivs und aller dem Adjektiv parallelen Wortklassen (Partizipien, Ordinalia), auch einiger demonstrativ-identifizierenden Pronomina *(derjenige, derselbe)* und des Zahlworts *ein* (nach dem bestimmten Artikel). Dabei erscheinen hier entsprechende Formen auch im Femininum und Neutrum, obgleich schwache Substantive nur Maskulina sind. (Es ist kennzeichnend, daß das Paradigma der schwachen Adjektive im Sg. Fem. und Neutr. die Akkusativform auf *-e* hat, so daß Akkusativ und Dativ geschieden werden.)

Auf dem System der starken Substantivdeklination beruht bis zu einem gewissen Grade, vom synchronischen Standpunkt aus, die Deklination des Zahlwortes *ein* (in seinem «starken» Paradigma) und der Possessivpronomina. (Mask. und Neutr. Nom. Sg. und Neutr. Akk. Sg. haben Nullflexion, was bei den Demonstrativpronomina unmöglich ist: *mein — Wort.*) Zu diesem Typus gehört auch die Bildung der Pluralformen der Feminina, die als Pluralsuffixe *-e* oder Null haben: *Gäste, Gäste, Gästen, Gäste = Nächte, Nächte, Nächten, Nächte.*

Besonders mannigfaltig sind die Wortklassen, deren Deklinationssystem auf dem Paradigma des Demonstrativpronomens beruht. Zum Teil hängt es auch mit dem Deklinationssystem der starken Substantive zusammen. Es kommen hier in Betracht: 1. der bestimmte Artikel; 2. die starke (pronominale) Deklination des Adjektivs und aller gleich dem Adjektiv flektierenden Wortklassen; 3. die Interrogativpronomina *(wer, welcher)*; 4. die Relativpronomina *(der, welcher)* — einige Abweichungen von dem Paradigma des Demonstrativs werden weiter unten besprochen; 5. das Possessivpronomen, der unbestimmte Artikel, das Zahlwort *ein* und die Verneinung *kein;* 6. die meisten Formen des Personalpronomens der dritten Person (in Verbindung mit Suppletivformen des Grundmorphems); 7. das Indefinitpronomen *jemand* und die Negation *niemand;* 8. die Kardinalzahlen (außer Nom.

Sg.), insoweit sie überhaupt dekliniert werden (*ein* nur im artikellosen Gebrauch).

Nach dem Paradigma des Personalpronomens der 1. Person geht nur das Personalpronomen der 2. Person (mit anderen Suppletivmorphemen im Stamm) und das Reflexivpronomen. Auch hier gibt es einige Abweichungen: Dat., Akk. Pl. der 2. Person besteht aus dem suppletiven Grundmorphem *eu*+Kasusendung *-ch*.

Auch der erste Deklinationstypus (Feminina mit dem Pluralsuffix *-(e)n*) steht nicht ganz vereinzelt da. Nur daß die Verbindungen zwischen ihm und den Wortarten, die ihm in ihrem Formsystem folgen, etwas komplizierter sind, entweder nur zum Teil bestehen oder mit gewissen syntaktischen Vorbedingungen verknüpft sind. Auch ist hier in den meisten Fällen die Verbindung nicht so innerlich, jedenfalls nicht genetisch oder unmittelbar assoziativ bedingt — eher ein Zusammenfall, von parallelen Tendenzen der Sprachentwicklung hervorgerufen. Eben deswegen kommt die Erörterung der Formen, die mit diesem Deklinationstypus zusammenhängen, erst jetzt.

Besonders nah stehen diesem Typus die Feminina mit anderen Pluralsuffixen (*-e* und Null: *Nächte, Mütter*). Im Singular sind sie unveränderlich, aber im Plural steht der Dativ mit seinem formbildenden Morphem *-(e)n* anderen Kasus gegenüber — nach dem Muster der starken Deklination.

Auch die Kardinalia (Grundzahlwörter) kommen hier in Betracht. Außer den Fällen, wo sie pronominale und starke Kasusendungen annehmen (*zwei, drei,* Gen. Pl. *zweier, dreier;* vgl. Paul, II, 184, 189), stehen sie überhaupt ohne Endung oder mit der Endung *-en(mit fünf Genossen, auf allen vieren)*. Doch verändern sich die Kardinalia nicht nach der Zahl, sie stehen immer im Plural, während die in Frage kommenden Feminina völlig flexionslos im Singular sind. Also ist die Analogie auch hier sehr uvollkommen.

Genauer stimmt mit dem ersten Typus das Deklinationsschema einiger Fremdwörter überein. Die Maskulina auf *-us,* z. B. *Typus, Numerus, Terminus* bleiben im Singular unveränderlich, und im Plural bewahren sie die lateinische Endung *-i* oder bekommen das deutsche Suffix *-en*, das die Singularendung *-us* ersetzt. Es kommt also zu einer nahen, wenn auch nicht vollständigen Analogie: Sg. Nom., Gen., Dat., Akk. *Frau — Terminus, Typus;* Pl. Nom., Gen., Dat., Akk. *Frauen — Termini, Typen.* Aber die Zahl solcher Wörter ist sehr beschränkt, und sie treten eben als Fremdwörter auf, die vom deutschen Sprachbau nur teilweise beeinflußt sind.

Vielleicht bestehen gewisse Berührungspunkte auch zwischen dem ersten Deklinationstypus und einer kleinen Gruppe von Pronomina und Adjektiven mit hervorhebender, identifizierender und begrenzender Semantik: *welcher, solcher, mancher, viel, wenig, alle.* In gewissen Fällen erhalten sie im Singular keine Kasusendungen: *welcher, solcher, mancher* beim Gebrauch vor dem unbestimmten Artikel (**Welch** *ein Bild!* **Solch** *eine Frau!* **manch** *eine Begegnung), viel, wenig* beim Gebrauche vor artikellosem Substantiv, konkrete Einzelwesen ausgenommen *(mit* **viel** *Glück, Er hat* **wenig** *Geschick),* zuweilen auch im Plural *(mit* **wenig**

Worten, doch daneben: *mit* **wenigen** *Worten).* Zum Teil gehört hierher auch die Form *all* vor dem bestimmten Artikel oder Pronomen (**all** *mein Glück,* **all** *die Neuigkeiten*).

Es bestehen aber gewisse (sogar noch stärkere) Verbindungen auch zwischen den Formen *welch, solch* usw. und den Partikeln mit hervorhebender, identifizierender und begrenzender Bedeutung: *nur, sogar, etwas* usw., die auch vor dem Artikel oder Demonstrativpronomen stehen und unveränderlich sind. Vgl. **Welch** *ein Bild!* — **nur** *ein Bild;* **solch** *eine Frau* — **sogar** *eine Frau; mit* **viel** *Glück — mit* **etwas** *Glück.* Die Unveränderlichkeit der Wortformen *welch, solch* usw. führt sie, dank ihrer Semantik, ihrer formellen Berührung mit den Adverbien und Partikeln und ihrer Stellung außerhalb des Rahmens Artikel — Substantiv überhaupt aus dem Bereiche der deklinierbaren Wörter in den Bereich der undeklinierbaren über, wogegen die Feminina mit dem Pluralsuffix *-(e)n* doch so fest mit dem Substantivsystem verbunden sind, daß ihnen die grammatische Kategorie des Kasus trotz ihrer Unveränderlichkeit nicht verloren gehen kann.

Mit größerem Recht könnte man mit den betreffenden Feminina die Substantivformen in Verbindung bringen, die unter dem Einfluß der Tendenz zur Monoflexion in einigen Arten von Substantivgruppen keine Kasusunterschiede aufweisen. Es sind die Substantive mit variabler Flexion. Vgl. die Unveränderlichkeit im Singular der Form *Doktor* in Verbindung mit dem Familiennamen (im Nominativ **Doktor** *Schmidt,* im Genitiv **Doktor** *Schmidts Rede*) oder die Unveränderlichkeit der Form *Fleisch* in der Fügung *eines Pfund(e)s* **Fleisch.** In allen diesen Fällen sind vom Standpunkt der heutigen deutschen Sprache aus die unveränderlichen Formen *Doktor, Fleisch* nicht kasusfremd, aber sie überlassen die formelle Bezeichnung des Kasus den Gliedern der Substantivgruppe, mit welchen sie im Kongruenzverhältnis stehen. In dieser Hinsicht sind sie den Zahlwörtern (Kardinalia) gleichartig.

So wird es ersichtlich, daß die verschiedenen Typen der Deklination im Deutschen nicht nur assoziativ miteinander in Verbindung stehen und auf diese Weise ein paradigmatisches System bilden, sondern auch syntaktisch aufeinander bezogen sind, voneinander abhängen und ein funktionales System darstellen. Darin drückt sich eben die ganze Bedeutung der Tendenz zur Monoflexion aus (vgl. 296, 200—201; 298, 44).

In der Umgangssprache tritt die Tendenz zur Monoflexion noch stärker hervor als in der Norm der Literatursprache. So stellt E. Appel, die zu ihren Untersuchungen die verschiedensten Sphären der deutschen Sprache (die Mundarten ausgenommen) herangezogen hat, das verhältnismäßig häufige Fehlen des Genitiv *-s* bei Substantiven auf *-en (Bogen),* Diminutiven *(Häuschen, Rößlein),* zusammengesetzten Substantiven *(Lebensjahr, Grabstein),* Substantivierungen *(des Nebeneinander, des Ich)* fest, wogegen nach den Untersuchungen von I. Ljungerud, der seine Belege nur der Schönen Literatur entnommen hat, das Genitiv *-s* hauptsächlich bei Eigennamen und Fremdwörtern fehlt (284, 127ff.). Die Meinung Brinkmanns, daß die Ursache der von Ljungerud beobachteten Tatsachen die schriftsprachliche Herkunft der

betreffenden Wörter ist (sie leben «vornehmlich durch die Schrift»), mag zum Teil richtig sein, obgleich es fraglich erscheint, ob z. B. die Namen der Wochentage und Monate wirklich «durch den Kalender» leben (148, 12—16), aber es sind jedenfalls nur zusätzliche Motive, die das Eindringen der Monoflexion, und namentlich variabler Kasusendungen, in das Deklinationssystem des Substantivs begünstigen. Das Entscheidende dabei bleibt doch das Vorhandensein eines grammatisch ausdrucksfähigen kongruierenden Gliedes der Substantivgruppe (vgl. *des Belvedere, des ganzen Deutschland* usw.).

In der letzten Zeit scheint die Monoflexion beim Substantiv noch weiter um sich zu greifen. Nach den Angaben der kleinen Enzyklopädie ‹Die deutsche Sprache› kommen jetzt in den Zeitungen solche Bildungen vor wie *die Literatur des 18. und 19. Jahrhundert, die Schichten eines kultivierten Bürgertum* usw. (1, 267).

Zu den vielfältigen Erscheinungsformen der Tendenz zur Monoflexion gehört z. B. auch der Hang, die Präposition *trotz* nicht mit dem Genitiv, sondern mit dem Dativ zu gebrauchen, wenn *trotz* «vor einem allein stehenden starken Substantiv im Plural steht *(trotz Beweisen, trotz Büchern)*» (vgl. 233, 601—602). Die Dativ-Endung des Substantivs *-(e)n* ist in diesem Fall grammatisch ausdrucksfähig im Gegensatz zur Null-Flexion des Genitiv Plurals. Allerdings gibt es auch andere Triebkräfte, die den Gebrauch der Präposition *trotz* mit dem Dativ begünstigen (s. 233, 602).

Die fortschreitende Entwicklung der Monoflexion zeigt sich auch in der Verbreitung der Form des Gen. Sg. auf *-en* bei den hinweisenden und interrogativ-relativen Pronomina *solcher, welcher* (auch *anderer*) und bei den Adjektiven mit indefiniter und allgemein-quantitativer Bedeutung *(einige, jedweder, jeglicher, viele)*, die den Pronomina sehr nahe stehen, z. B. *anderen Tages, jeglichen Getiers* (vgl. 283, 180ff.). Schwankend ist die Flexionsart, wenn sich zwei oder mehrere Adjektive unter den kongruierenden Gliedern der Substantivgruppe befinden. Doch beweisen die Zählungen Ljungeruds, daß, im Gegensatz zu der Meinung Behaghels (I, 212), die Dativform mit der Monoflexion einen beträchtlichen Teil der Gesamtzahl der Belege ausmacht (244 gegen 474). Bei einem und demselben Autor können entgegengesetzte Strukturen vorkommen: *in einfach***em** *braun***en** *Kleid, in schlicht***em** *graublau***em** *Kleid*. Übrigens ist hier die Wirkung solcher Faktoren wie die rhythmisch-semantische Schwere der betreffenden Adjektive und ein gewisser Anklang des Adjektivs *einfach* an das Wort *ein* nicht ausgeschlossen (vgl. 284, 256ff.).

Auch manche anderen Schwankungen im Gebrauch der Kasusendungen sind wenigstens zum Teil mit der Monoflexion verbunden. Die fast gleiche morphologische ‹Neutralität› der Endungen *-e* und *-en* hat das Nebeneinander der entsprechenden Formen bei den Adjektiven ermöglicht, die in der Anrede oder als verselbständigte Attribute zu den Personalpronomina auftreten, z. B. *ihr, Gut***e** — *ihr, Gut***en**; *lieb***e** *Freund***e** — *lieb***en** *Freunde*.

Doch muß der Begriff der Monoflexion auch etwas modifiziert und erweitert werden.

Es kommt in der deutschen Substantivgruppe überaus häufig vor, daß die betreffende Kasussemantik nicht durch die Flexionsform eines der kongruierenden Wörter der Gruppe, sondern durch das Zusammenwirken, durch die Kooperation der Flexionsformen von zwei solchen Gliedern bezeichnet wird. In der Gruppe *dieser schönen Hände* ist weder die Form *dieser* noch die Form *Hände* allein imstande, die Kasussemantik der ganzen Gruppe klar zum Ausdruck zu bringen. Die Endung *-er* in der Form *dies***er** kann sowohl Nom. (Sg. Mask.) als auch Gen. (Sg. Fem. und Pl. aller Geschlechter) und Dat. (Sg. Fem.) bezeichnen, die Form *Hände* — auch alle Kasus (im Pl.) mit Ausnahme des Dativs. Aber zusammengefügt, bestimmen sie sich wechselseitig, und es ergibt sich die grammatische Semantik: Genitiv Plural. Die Wichtigkeit einer solchen «Kooperation» wird besonders offensichtlich, wenn man bedenkt, daß auch die grammatisch ausdrucksfähigen formbildenden Morpheme des Deklinationssystems eigentlich homonymisch sind. Mehrere unverwechselbare Kasusendungen gibt es nur in dem Paradigma des ungeschlechtigen Pronomens. Die schwache und die starken Substantive und die Demonstrativpronomina haben je eine völlig unhomonymische Form: die schwachen Substantive — Nom. Sg. *-(e)*, die starken Substantive — Gen. Sg. *-(e)s*, die Demonstrativpronomina (die drei Geschlechter als ein Paradigma behandelt) — Dat. Sg. Mask. *-em*. Aber wenn man alle Deklinationstypen als ein zusammenhängendes System betrachtet, so erscheint eigentlich nur die pronominale Dativendung *-em* als völlig homonymiefrei. Selbst wenn man die monoflexivische «Kooperation» berücksichtigt, drückt in vielen Fällen die Flexion der kongruierenden Glieder der Substantivgruppe den betreffenden grammatischen Wert nicht eindeutig aus. So ist die Gruppe *der schönen Hand* sowohl Gen. Sg. als auch Dat. Sg., die Gruppe *die schönen Hände* sowohl Nom. Pl. als auch Akk. Pl. Hier treten im Satz schon andere Mittel (Wortstellung, Stimmführung, Kontext und Situation) ins Spiel, um den grammatischen Wert (die syntaktische Funktion und den damit verbundenen morphologischen Rang) einer solchen Gruppe zu klären.

Dennoch spielt die monoflexivische «Kooperation», wie die Tendenz zur Monoflexion überhaupt, eine außerordentlich große Rolle im gesamten Deklinationssystem der deutschen Sprache.

Die Monoflexion bestimmt auch den Bau der Formen, die mit doppelter Flexion versehen sind. In den Formen *derjenige, derselbe* wird sowohl der erste Teil *(der)* als auch der zweite Teil *(-jenige, -selbe)* dekliniert. Dabei richtet sich der erste Teil natürlich nach der Deklination des Demonstrativpronomens und ist grammatisch ausdrucksfähig, während der zweite Teil schwach (also grammatisch neutral) dekliniert wird: *derjenige, desjenigen, demjenigen, denjenigen* usw. So entsteht hier sozusagen eine verkappte grammatische Monoflexion.

Es kommen noch einige Neben- und Mischformen hinzu.

So erscheint bei einer beschränkten Anzahl von Substantiven im Gen. Sg. Mask., Neutr. die Endung *-ns*. Es sind Substantive vom Typus *Friede — Fried***ens** und, etwas veraltet, die Eigennamen auf *s, ß, x, z* und einige andere: *Fritz — Fritz***ens**, *Marie — Mari***ens**.

Einige Nebenformen finden wir auch im Deklinationssystem der Relativpronomina (als vorherrschende Variante auch bei dem Demonstrativpronomen *der*): Gen. Sg. Mask. *dessen*, Fem. *deren*, *derer* (nur bei Demonstrativ), Neutr. *dessen*, Gen. Pl. *deren*, *derer* (nur bei Demonstrativ), Dat. Pl. *denen*; z. B. *ein Werk,* **dessen** *Vollendung wir erwarten; Errungenschaften,* **deren** *Bedeutung unermeßlich ist; Ich erinnere mich* **derer,** *die dieses Problem schon früher behandelt haben.*

Das bedeutet gewiß eine Steigerung der grammatischen Ausdrucksfähigkeit der Kasusendungen und führt zu einer Differenzierung der demonstrativen und relativen Pronomina von dem bestimmten Artikel (teilweise auch zur Differenzierung dieser Pronomina selbst). Es ist auch nicht zu verkennen, daß hier (in den Formen auf *-en*) eine eigenartige Parallele zu der ⟨verkappten⟩ Monoflexion (vom Typus *derselbe*) vorliegt.

Der grammatische Bau dieser Formen ist durchsichtig. An die Kasusformen des Demonstrativs, und namentlich an die Form des Genitivs *(des-, der-)* und des Dativs *(der-, den-)*, wird noch eine Flexionsendung angehängt: entweder eine grammatisch neutrale — *-en: dessen, wessen, deren, denen* oder eine viel ausdrucksfähigere — *-er: derer. Dessen = des* (die Form des Gen. Sg. Mask., Neutr. von *der*) + *-en* (grammatisch neutrale Endung, die auch im Gen. Sg. erscheinen kann).

Diese Bildungsweise bringt solche Formen auch dem Possessivpronomen nah, obgleich ihre Muster nicht unmittelbar identisch sind. Nur die Form *derer* gleicht ihrem Aufbau nach der Form Gen. Sg. Fem. und Gen. Pl. *ihrer*.

In beiden Fällen wird an den Stamm ein relativ ausdrucksfähiges Hilfsmorphem *-er* angehängt; auch vom historischen Standpunkt aus sind es gleichartige Erscheinungen: ahd. *dera — ira*. Sonst steht der Reihenfolge ausdrucksfähige Endung — neutrale Endung bei den Relativa-Demonstrativa die Reihenfolge neutrale (oder halb ausdrucksfähige) Endung — ausdrucksfähige Endung bei den Possessiva gegenüber, vgl. *dess*/**en** — *mein*/**es**, *der*/**en** — *ihr*/**er**. Doch zeugt schon die Anhäufung von formbildenden Mitteln in der Struktur dieser Wörter von der Tendenz, sie von homonymen Bildungen schärfer zu unterscheiden.

Allerdings gibt es Schwankungen im Gebrauch der Formen *derer* und *deren* im Gen. Sg. Fem. und Gen. Pl. Die Form *derer*, die normativ nur als Demonstrativpronomen verwendet werden sollte, wird tatsächlich auch als Relativpronomen gebraucht (vgl. 176). Dies beruht wohl letzten Endes auf der Neigung zur ausdrucksfähigeren, sozusagen doppelt ausdrucksfähigen Form und zur Aufhebung des Systems der ⟨verkappten⟩ Monoflexion dort, wo eine solche Form die Rolle eines wichtigen Knotenpunkts in der Struktur eines Satzgefüges spielt.

§ 12. Die Komparation

Die Komparation (Steigerung) ist eine Biegungsform, die dem Adjektiv, Adverb und Modalwort eigen ist, also den Redeteilen, die eine Eigenschaft, ein Merkmal bezeichnen. Sie drückt den Grad aus, in welchem die Dinge oder Prozesse eine Eigenschaft, ein Merkmal besitzen, wobei dieser Grad im allgemeinen durch die Vergleichung der betreffenden Dinge und Prozesse mit anderen Dingen und Prozessen, die dieselbe Eigenschaft besitzen, bestimmt wird.

Es gibt drei Stufen der Komparation:

1. **Der Positiv** (Grundstufe), der den Grad der Eigenschaft als etwas Absolutes, Normales zum Ausdruck bringt, ohne sich auf irgendwelche Vergleiche zu stützen. Der Positiv wird morphologisch negativ, durch ein Nullmorphem charakterisiert. Es fehlen ihm die Morpheme, die den anderen Komparationsstufen eigen sind, z. B. *der lange Weg; Die Stadt ist groß; Wahrscheinlich kommt er erst morgen.* Vergleiche als solche sind auch beim Positiv möglich, aber nur zur Bezeichnung der Gleichwertigkeit (im bejahenden oder verneinenden Sinn) der betreffenden Dinge oder Prozesse in bezug auf den Grad irgendeiner Eigenschaft, z. B. *Anna lief ebenso schnell wie Peter; Anna lief nicht so schnell wie Peter.* Die Verschiedenheiten in dem Grad der Eigenschaft können beim Positiv zum Ausdruck gebracht werden durch Anwendung von Maßadverbien und Partikeln: *der sehr lange Weg; Die Stadt ist nicht besonders groß* und in einigen Fällen durch Zusammensetzung mit desemantisierten Wortstämmen oder dem Präfix *erz-* (**stein***reich,* **erz***dumm*).

2. **Der Komparativ** (Mehrstufe, Vergleichsstufe), der den höheren Grad irgendeiner Eigenschaft im Vergleich mit dem Grad derselben Eigenschaft bei einem anderen Ding oder Prozeß (oder bei einigen anderen Dingen oder Prozessen) bezeichnet. Morphologisch wird der Komparativ durch das formbildende Suffix *-er* und bei umlautfähigen Vokalen vielfach durch die innere Flexion (den Umlaut) bezeichnet. Der Vergleich kann unmittelbar und vollständig mit lexikalen Mitteln ausgedrückt werden (dann wird das Wort, mit welchem der Vergleich stattfindet, durch *als*, sehr selten durch *denn* eingeleitet) oder aber das Wort, mit welchem der Vergleich stattfindet, kann fehlen, da es der Kontext oder die Situation überflüssig machen oder die Vergleichung überhaupt ganz allgemein gedacht ist. Vgl. *Dieser Weg ist länger als jener — Dieser Weg ist länger* (eine Konstruktion dieser Art ist situationsbedingt und wird oft von einer hinweisenden Geste begleitet) — *Man muß die längeren Wege meiden; Berlin ist größer als Leipzig — Berlin ist größer* (eine Konstruktion dieser Art ist oft kontextbedingt, z. B. wenn im Gespräche kurz vorher irgendeine Stadt erwähnt wurde) — *Er lebt in einer größeren Stadt.*

Im letzten Fall, wenn der Vergleich ganz allgemein gehalten wird, ohne daß dabei dem Sprechenden irgendein konkretes Vergleichswort vorgeschwebt hat, bezeichnet der Komparativ eigentlich schon keinen Vergleich mehr, sondern unmittelbar einen gewissen Grad der Eigenschaft. Merkwürdigerweise bedeutet dann der Komparativ eine

gewisse Abschwächung des Grades, der vom entsprechenden Positiv bezeichnet wird: eine größere Stadt ist nicht so groß wie eine große Stadt, ein jüngeres Mädchen ist nicht so jung wie ein junges Mädchen (vgl. 260, 327). Es ist dadurch zu erklären, daß beim absoluten Gebrauch die den Komparativ kennzeichnende Vergleichssemantik von dem Vergleich der Dinge oder Prozesse, an welchen die betreffende Eigenschaft haftet, auf den Vergleich der Eigenschaften selbst, auf die Bestimmung ihres Maßes übertragen wird. Wenn die Form *jünger* im absoluten Gebrauch erscheint (z. B. in der Fügung *ein jüngeres Mädchen*), so wird sie einerseits auf den Positiv und Superlativ desselben Wortes bezogen, und gerade die Zusammenstellung mit dem Superlativ verleiht dem Komparativ die Semantik einer Eigenschaft, die nicht ihre höchste Entfaltungsstufe erreicht hat. Im Vergleich mit *das jüngste Mädchen* macht *jünger* in *ein jüngeres Mädchen* den Eindruck einer begrenzten, abgeschwächten Eigenschaft. Anderseits ist die Bedeutung dieser Form in derselben Fügung aus der semantischen Reihe *jung — alt* zu verstehen, und zwar aus der Reihenfolge *jung — jünger — älter — alt,* wobei *jünger* eines der Übergangsglieder von *jung* zu *alt* ist (das andere Übergangsglied ist *älter*). So entsteht eine Reihe, die die Abschwächung einer und die Stärkung einer anderen (der entgegengesetzten) Eigenschaft demonstriert: *eine* **junge** *Frau — eine* **jüngere** *Frau — eine* **ältere** *Frau — eine* **alte** *Frau.* Es gelangt hier die Intensität der Eigenschaft als solche zum Ausdruck. Doch erscheint diese Art des absoluten Komparativs bei einer sehr begrenzten Anzahl von Adjektiven, und vor allem bei solchen, die eine deutliche und exakte Reihe von entgegengesetzten Begriffen bilden.

Eingehend beleuchtet diese Erscheinung H. Brinkmann, der sie mit der «Polarität» in der Bedeutungsstruktur des Adjektivs verbindet, d. h. mit der Tatsache, daß «mit einem Adjektiv zugleich (wenn auch unausgesprochen) jeweils das Gegenwort gesetzt wird». Nämlich kann die Vergleichsstufe einen geringeren Grad als die Grundstufe bezeichnen, wenn der Vergleich sich am Gegenpol orientiert. «Wenn wir von einer höheren Schule sprechen, beziehen wir uns auf die niedere, nicht auf die höhere Stufe» (148, 120—121).

Andererseits wird die konkrete quantitative Bestimmung der polarisierten Eigenschaft auf die «höhere Stufe» bezogen, z. B. *fünf Meter* **lang,** *zwanzig Jahre* **alt.** Die Angabe des «Ausdehnungsgrades» solcher Eigenschaft kann ja eben nur auf der Basis der adjektivischen Form geschehen, die die betreffende Eigenschaft als eine ausgedehnte darstellt.

3. **Der Superlativ** (Meiststufe, Höchststufe), der den höchsten Grad irgendeiner Eigenschaft eines Dinges oder Prozesses im Vergleich mit allen anderen Dingen oder Prozessen derselben Gattung bezeichnet. Morphologisch wird der Superlativ durch das Suffix *-(e)st-* und den Umlaut (bei denselben Wörtern, bei welchen der Umlaut auch im Komparativ erscheint) bezeichnet. Eine wichtige formelle Besonderheit des Superlativs besteht darin, daß er keine Kurzform hat. In der Gruppe des Verbs erscheint der Superlativ (außer den Fällen, wo er mit dem Subjekt kongruiert und entsprechend dekliniert wird: *Er war der*

fleißigste *unter allen Schülern*) in der erstarrten Präpositionalform im Dativ *(am+-en): Sie ist* **am schönsten;** *Er läuft* **am schnellsten.** Der verallgemeinerte grammatische Bedeutungsgehalt des Superlativs, der einen Gegenstand aus allen gleichartigen als den Träger des Höchstgrades einer Eigenschaft aussondert, macht es verständlich, daß der Superlativ in einigen Fällen einfach zur Bezeichnung eines hohen Grades der Eigenschaft, ohne den betreffenden Träger der Eigenschaft mit gleichartigen zu vergleichen, verwendet wird (der elative Gebrauch des Superlativs), z. B. *das* **schönste** *Mädchen* (⟨ein **sehr schönes** Mädchen⟩), *in* **bester** *Laune* (⟨in **sehr guter** Laune⟩), *die* **sprechendste** *Ähnlichkeit* (⟨eine **sehr große,** in die Augen fallende Ähnlichkeit⟩), *mit* **ernstester** *Miene* (⟨mit einer **sehr ernsten** Miene⟩). Diese Gebrauchsweise erklärt auch die Möglichkeit der Pluralform bei solchen Superlativen wie *die schönsten Mädchen (Heine), die lieblichsten Täler. (Goethe)* Zuweilen tritt aber der elative Superlativ mit abgeschwächter Bedeutung als eine erstarrte Formel auf: *Bitte, sagen Sie, meine* **Beste! Liebster** *Freund!* usw.

Bei der Bildung der Steigerungsformen sind einige Schwankungen im Umlaut hervorzuheben. Es gibt Parallelformen *gesunder—gesünder, glatter—glätter.* Was die Zahl der semantisch und phonetisch umlautfähigen Adjektive und Adverbien betrifft, die dennoch keinen Umlaut aufweisen, so ist sie erheblich größer als die derjenigen mit Umlaut. Es haben sowohl alle mehrsilbigen Lexeme keinen Umlaut, wie auch die einsilbigen mit dem Diphthong *au,* ebenso einige mit anderen Stammvokalen. Aber im fließenden Text, in der Rede überwiegen die Formen mit Umlaut, weil zu ihnen die gebräuchlichsten Lexeme gehören (*groß, hoch, nah* u. a.) (vgl. 121).

Es gibt mehrere Adjektive und Adverbien, die keine Steigerungsstufen (natürlich außer Positiv) zu bilden imstande sind. Dies wird vor allem durch die Semantik der betreffenden Lexeme hervorgerufen. Z. B. fehlt die Komparation bei den alten Lokaladverbien und Pronominaladverbien, da ihre Semantik keine Möglichkeit der Graduierung gibt (149, 114—115; 300, 31ff.). Eingehender wird diese Frage in den § 30 und 41 behandelt. Suppletiv sind die Steigerungssysteme von *viel (mehr, am meisten), gut (besser, am besten), wenig (minder, am mindesten* — daneben *weniger, am wenigsten*). Die Steigerungssysteme, die von einigen Lokaladverbien gebildet sind, sind defektiv: *hinter — hinterst, mittler — mittelst* usw.

§ 13. Syntaktische Funktionen und Fügungswerte der Redeteile

In § 10 wurde unter anderem auch die Wichtigkeit der syntaktischen Funktion für die Bestimmung der Redeteile betont. Aber die syntaktischen Beziehungen der Redeteile (ihre Fügungswerte) sind so kompliziert, daß man auch ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken hat. Wenn man von «syntaktischen Funktionen» spricht, so denkt man dabei vor allem an die aktive Rolle, die der betreffende Redeteil im Satze spielt, an die Aufgabe, die er erfüllt. Doch hat jeder

Vollwort-Redeteil auch eine passivere Rolle zu spielen, indem er selbst von irgendwelchen Wortarten bestimmt wird. Obgleich das Wichtigste darüber in der Syntax (Wortgruppenlehre) gesagt wird, muß man schon hier das Problem der syntaktischen Beziehungen der Redeteile in seiner Gesamtheit zu beleuchten versuchen.

Erstens ist zu beachten, daß bei den meisten Vollwörtern (im Gegensatz zu den Hilfswörtern) die syntaktischen Beziehungen der einzelnen Wortarten und Wortformen, die zu einem und demselben Redeteil gehören, zum Teil nicht einheitlich sind. So unterscheiden sich beim Substantiv die Fügungswerte der Kasus, beim Verb die Fügungswerte der finiten und der infiniten Verbalformen, wobei die letzteren selbst manche Verschiedenheiten in ihren syntaktischen Beziehungen aufweisen.

Zweitens zerfallen die syntaktischen Beziehungen jedes Redeteils (und jeder Wortart und Wortform: um Raum zu sparen, werden wir weiter unten diesen Zusatz nicht immer wiederholen) in zwei Gruppen nach dem Grade ihrer Notwendigkeit für das Auftreten des betreffenden Redeteils im Satz. Einige Beziehungen sind obligatorisch, d. h. ohne an ihnen teilzunehmen, kann der Redeteil überhaupt im Satz nicht erscheinen. Die anderen sind fakultativ, d. h. der Redeteil kann sie auch entbehren (vgl. 132, I, 22; 148, 41—43).

Obligatorisch ist z. B. für das Adjektiv eine Beziehung zum Substantiv, wobei für die deklinierte Form des Adjektivs in der Regel ein Zusammenschluß attributiver Art notwendig ist. Dagegen ist für das Substantiv die Verbindung mit dem attributiven Adjektiv in der Regel nur fakultativ.

Es gibt noch eine andere Einteilung der Arten der syntaktischen Beziehungen. Der betreffende Redeteil kann in einer Fügung als grammatisch vorherrschend, dominierend, regierend, leitend oder, umgekehrt, als grammatisch abhängig, regiert auftreten. Die «regierende» oder «dominierende» Beziehung fällt oft mit der fakultativen zusammen. So «dominiert» das Verb über das Adverb oder die präpositionalen Gruppen mit adverbialer Bedeutung — und kann zugleich in der Regel syntaktisch ohne sie bestehen. Die «regierte» oder abhängige Beziehung ist ihrerseits in der Regel mit der obligatorischen verbunden. So hängt das Adverb vom Verb ab und kann auch im Satz ohne Verb nicht erscheinen, strebt ihm zu, ohne von ihm angestrebt zu werden.

Doch sind diese Arten der Beziehung nicht identisch: die Beziehung des «abhängigen» Redeteils zum «dominierenden» oder, wie man gewöhnlich sagt, «leitenden» Redeteil ist immer obligatorisch. Aber die Beziehung des «dominierenden» Redeteils zum «abhängigen» kann sowohl fakultativ als auch obligatorisch sein. Freilich hängt es gewöhnlich nur von semantischen Gründen ab. So regieren z. B. solche syntaktisch-relativen Adjektive wie *ähnlich, gleich* Bestimmungen im Dativ, die aber für diese Adjektive unentbehrlich sind (falls der Inhalt der betreffenden Dativbestimmung nicht vom Kontext oder in der Situation gegeben ist). Der Satz *Er ist dem Bruder ähnlich* wird sinnlos, wenn man den Dativ ausläßt. Alle Wörfer («Begriffe»), die aus

semantischen Gründen Verbindung mit anderen Wörtern («Begriffen») erfordern, bezeichnet O. Behaghel als «relativ» (I, 22 bis 23). Aber in einem Fall ist auch aus rein grammatischen Gründen die Beziehung des «leitenden» Redeteils zum «abhängigen» zugleich obligatorisch. Es ist die des Nominativs in seiner wichtigsten Funktion, der Subjektfunktion, zu dem finiten Verb, denn obgleich das Verb formell von der Form des Subjektnominativs abhängt, so ist doch der Subjektnominativ unmöglich ohne das Prädikatsverb oder überhaupt ohne das Prädikat — es sind aufeinanderbezogene und einander zugeordnete Größen.

Es gibt auch solche Formen, die syntaktisch immer abhängig und «regiert» sind, aber von verschiedenen «regierenden» Redeteilen abhängen können. So gehört der Genitiv, immer als «regierte» Form, bald zu einem Substantiv, bald zu einem Adjektiv, bald zu einem Verb. In jedem von diesen Fällen ist die syntaktische Beziehung für den Genitiv obligatorisch, d. h. irgendeine derartige Beziehung muß der Genitiv obligatorisch eingehen. Er ist aber nicht an einzelne von diesen Beziehungsarten gebunden, und man kann sie deswegen als «alternativ-obligatorische» syntaktische Beziehungen bezeichnen.

Jeder Redeteil enthält also in sich eine ganze Reihe von Fügungspotenzen, die bei seiner Einschaltung in den Satz als Ausdruck der vom Redenden beabsichtigten Bedeutungsfüllung des Satzes und unter dem Einfluß von Kontext und Situation zum Teil aktualisiert werden. Diese Potenzen «schlummern» im Redeteil und werden erst durch Berührung mit dem konkreten Redeprozeß zum Leben erweckt. Aber selbst in dem Redeteil, wenn wir ihn außerhalb des Redeprozesses, kontextfrei und situationsfern, betrachten, sind diese Fügungspotenzen eben als Potenzen da und bestimmen das ganze Wesen des betreffenden Redeteils. Sie werden von dem Redeteil «ausgestrahlt» — sie sind in ihm als Projektionen, die außerhalb des betreffenden Wortes führen, vorhanden. Um einen Ausdruck von K. Bühler zu gebrauchen, hat jede Wortart einige «Leerstellen», d. h. solche Stellen, an welchen die Verknüpfung der betreffenden Wortart mit anderen zu erfolgen hat (157, 173). Bühler denkt dabei nur an solche Beziehungsarten (Fügungspotenzen), die hier als obligatorische bezeichnet wurden. Wir werden aber unter dem Begriff der «Leerstellen» alle Fügungspotenzen verstehen, über welche ein Redeteil verfügt, und sie in Leerstellen der obligatorischen (oder alternativ-obligatorischen) und der fakultativen Fügungspotenzen einteilen.

Jedem Redeteil und jeder Wortform wohnen alle ihre Fügungspotenzen inne. Aber besonders wichtig sind dabei die obligatorischen Fügungspotenzen (namentlich, wenn es sich um alternativ-obligatorische Fügungspotenzen handelt), die mit der wichtigsten, entscheidenden Funktion der betreffenden Form verbunden sind. Eine solche Fügungspotenz wird von dieser Form besonders aktiv «ausgestrahlt». Die syntaktische Komponente, welche als das zweite Glied der Fügung erscheinen soll, wird von der betreffenden Form «projiziert», d. h. sie wird auf irgendeine Weise in ihrem allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt mitgedacht, wenn man sich die Ausgangsform situationsfern und kontextfrei vorstellt.

So wird bei der Nennung der Form des Akkusativs, und zwar in der grammatisch unzweideutigen und semantisch sehr allgemeinen Form des Pronomens *ihn,* nicht nur die Vorstellung von irgendeinem unbestimmten dinghaften Wesen (wahrscheinlich von einer Person) lebendig, sondern auch von irgendeiner Einwirkung, die auf dieses Wesen gerichtet ist oder gerichtet werden kann. Obgleich dabei vieles vom subjektiven Empfinden abhängen kann, ist die Tatsache einer solchen Ausstrahlung, die etwas auf den Akkusativ Einwirkendes andeutet, nicht zu leugnen und eben diese Ausstrahlung erklärt die mannigfaltigen Fälle des elliptischen (verblosen) Gebrauchs des Akkusativs. Wir meinen nicht nur die Sätze vom Muster *Den Bleistift!* mit der Bedeutung «Geben Sie mir den Bleistift!» Auch in solchen isoliert gebrauchten satzbildenden Akkusativen, die den Adverbialakkusativen (oder dem Akkusativ des Inhalts) der vollen Satzform entsprechen, spürt man dieselbe «Ausstrahlung», z. B.

Der Minister hatte seine Gemahlin umarmt: «Mir aus der Seele gesprochen. Nichts von Intrigen! **Den geraden Weg!»** *(Alexis).*

Bei solchen Ellipsen spielt gewiß auch die Intonation eine außerordentlich große Rolle, aber die Wahl des Kasus ist doch sehr bezeichnend. Je mehr eine Wortform isoliert steht, desto klarer gibt sich die von ihr ausgehende Projektion kund.

Jeden Redeteil, jede Wortform könnte man also graphisch als einen Kreis oder ein Vieleck darstellen, an welchem mehrere Punkte angebracht sind, die die Leerstellen dieses Redeteils symbolisieren; und von diesen Punkten strahlen Projektionen von verschiedener Stärke aus, die auf Glieder der betreffenden Fügungen weisen.

Um solchen Reichtum der grammatischen Wortformen an Leerstellen / Projektionen zu veranschaulichen, habe ich in der vorigen Ausgabe des vorliegenden Buches ein Schema erstellt, in dem alle Fügungspotenzen des Substantivs im Akkusativ berücksichtigt wurden. Hier gebe ich nur die Seiten an, die dieses Schema im DSB einnimmt (82—83), allerdings mit Hinweis auf die Bemerkungen, die zu ihm von Kolde gemacht wurden (268, 375). Es sei nur betont, daß bei einem einzelnen Substantiv im Akkusativ in der Regel nicht alle alternativ-obligatorischen Fügungspotenzen möglich sind, da manche von diesen Fügungen eine spezifische Semantik des Substantivs verlangen. So kann z. B. der Akkusativ vom Substantiv *Stock* als absoluter Akkusativ auftreten (*Er stand,* **den Stock** *in der Hand*), kommt aber nicht als innerer Akkusativ vor. Auch die Formen, die vom substantivischen Akkusativ abhängig sind, können nie alle gleichzeitig gebraucht werden.

Bei der morphologischen Schilderung einzelner Redeteile, Wortarten und Wortformen werden nur solche Fügungspotenzen erwähnt, die dem betreffenden Redeteil usw. erlauben, seine Funktionen im Satz auszuführen, oder zur Differenzierung seiner Unterarten dienen. Die anderen Fügungspotenzen (und dazu gehören die meisten fakultativen) werden im syntaktischen Teil des Buches im Anschluß an das Problem der Wortgruppen charakterisiert.

Es bleibt noch hinzuzufügen, daß sich der Begriff absolut auf

solchen syntaktischen Gebrauch der Wortarten und Wortformen bezieht, der sie in der Rede auftreten läßt, auch wenn die Wortarten und Wortformen fehlen, mit welchen sie sonst obligatorisch verbunden werden.

Wie oben angedeutet wurde, berühren sich die grammatischen Fügungspotenzen mit den lexikalen, d. h. mit solchen Fügungspotenzen, die den Wörtern auf Grund ihrer lexikalen Semantik und des Gebrauchsusus eigen sind. Die lexikalen Fügungspotenzen bilden ein wichtiges Gebiet, das sowohl in den Bereich der Lexikologie und der Stilistik, als auch in den der Syntax gehört. In Fortführung der Gedanken von W. Porzig hat P. Grebe den Begriff des «semantisch-syntaktischen Worthofes» (oder einfach «Worthofes») aufgestellt, um den Umkreis zu bezeichnen, der das gesamte semantisch-syntaktische Potential eines Wortes umschließt, d. h. alle «Sinnkoppelungen», die mit dem betreffenden Wort möglich sind.

Für die Bildung einiger Arten der Satztypen, die hier als logisch-grammatische bezeichnet werden (s. § 49), sind die obligatorischen Fügungspotenzen des Verbs von besonderer Bedeutung, da sie den Minimalgehalt dieser Satztypen bestimmen, d. h. die Form des «nackten Satzes» (s. § 49), wie sie im betreffenden Satztyp gebildet wird. Das konkrete Material, das die Gesetzmäßigkeiten in den alternativen Fügungspotenzen einzelner Verben aufweist, ist in guten Wörterbüchern enthalten, besonders in den in den letzten Jahrzehnten erschienenen guten einsprachigen Wörterbüchern, die den syntaktischen Gebrauch des Verbs durch typische Satzbeispiele veranschaulichen (z. B. Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. hsg. v. A. Klappenbach und W. Steinitz, Bd. 1—6, Berlin 1961—1977; Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden, Mannheim/Wien/Zürich 1976—1981), auch in speziellen Wörterbüchern der Valenz des deutschen Verbs. Aber man darf die Fügungspotenzen anderer Wortarten im Deutschen zugunsten denen des Verbs keineswegs vernachlässigen, wie es eine Zeitlang unter dem Einfluß der Dependenzgrammatik geschehen ist. Es widerspricht auch der sprachlichen Realität, wenn man den Bau aller logisch-grammatischen Satztypen als Ergebnis der Fügungspotenzen des Verbs erklären wollte, wie es wiederum die von L. Tesnière stammende Richtung der Dependenzgrammatik tut.

Das Substantiv

§ 14. Das Wesen des Substantivs

Der verallgemeinerte grammatische Bedeutungsgehalt, der die lexikale Bedeutung jedes Substantivs überlagert, ist die Bedeutung eines Dinges. Jeder Begriff und jede Vorstellung, die in der Form eines Substantivs zum Ausdruck gelangen, werden als ein Ding, als etwas Dinghaftes, als eine Substanz (bei H. Glinz als Größe) aufgefaßt. Die lexikale Bedeutung des Substantivs kann mit dieser grammatischen Substantivbedeutung zusammenfallen. Dies geschieht, wenn das Substantiv unmittelbar den Begriff eines Dinges (im weitesten Sinne des Wortes) bezeichnet: *Baum, Katze, Stadt, Schule, Gesellschaft, Peter* usw. Aber die lexikale Bedeutung des Substantivs kann der grammatischen Substantivbedeutung widersprechen. Dies geschieht, wenn das Substantiv unmittelbar den Begriff nicht eines Dinges, sondern eines Prozesses, einer Eigenschaft oder einer Beziehung bezeichnet: *Bewegung, Röte, Liebe* usw.

Das Substantiv gehört zu den Redeteilen, die besonders unmittelbar den großen Widerspruch zum Ausdruck bringen, der überhaupt dem Worte als solchem eigen ist und der darin besteht, daß ein Wort an und für sich das Allgemeine ausdrückt, aber im Redeprozeß auch das Einzelne, das Besondere zu bezeichnen hat. Bei dem Substantiv enthüllt sich dieser Widerspruch in der Fähigkeit eines und desselben Wortes, nicht nur einen dinghaften Begriff in seiner Allgemeinheit, als eine ganze Gattung, sondern auch einzelne Dinge, die zu dieser Gattung gehören, zu bezeichnen, d. h. das Substantiv kann in generalisierender und in individualisierender Bedeutung auftreten. Auch für das Pronomen ist diese Doppelheit von großer Wichtigkeit. Die Überwindung dieses Widerspruchs wird durch den Kontext und die Situation mit Hilfe von verschiedenen grammatischen Mitteln ermöglicht.

(Über die Rolle des Artikels bei der Wiedergabe der generalisierenden und der individualisierenden Bedeutung des Substantivs s. § 25.)

Die morphologische Struktur des Substantivs ist im Deutschen durch zwei Merkmale gekennzeichnet. Erstens wird das Substantiv dekliniert, also nach Kasus und Zahl verändert, wobei aber die Formen dieser grammatischen Kategorien sehr ungleichmäßig und zum Teil sehr unzureichend in der Struktur des Substantivs selbst bezeichnet werden (vgl. § 11, 14). Als Folge dieser flexivischen Mangelhaftigkeit des Substantivs werden zweitens in breiterem Umfange die grammatischen Kategorien des Substantivs durch die Form anderer Wortarten wiedergegeben, die zur Gruppe des Substantivs gehören und mit ihm kongruieren (das Prinzip der Monoflexion). Am wenigsten kommt dies bei der Bezeichnung der Zahl in Betracht, aber bei der Bezeichnung der Kasus spielt diese Erscheinung eine außerordentlich große Rolle, und sie wird zum Hauptmittel bei der Bezeichnung des grammatischen Geschlechts, der individuellen oder generellen Semantik und der

Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Substantivs. Einen wichtigen Anteil am Ausdruck aller grammatischen Inhalte des Substantivs hat der Artikel (vgl. § 26). Diese Eigenart des deutschen Substantivs, im Vergleich mit dem Substantiv in vielen anderen Sprachen, z. B. im Russischen oder im Englischen, ist besonders bemerkbar.

Die syntaktischen Funktionen des Substantivs sind überaus mannigfaltig. Das Substantiv in einer entsprechenden Kasusform kann in der Rolle eines beliebigen Satzgliedes auftreten, das verbale Prädikat ausgenommen. Eingehender wird diese Frage im folgenden Kapitel behandelt. Sehr mannigfaltig sind auch die Verbindungen zwischen dem Substantiv und den Wortarten, die es bestimmen können.

Alle diese Wesenszüge des Substantivs machen es verständlich, daß die Rolle des Substantivs im deutschen Sprachbau außerordentlich groß ist. Dieser Redeteil ist auch der häufigste von allen. Die Anzahl der Dingbegriffe, die der Mensch in seinem gesellschaftlichen Leben der Praxis zu entnehmen und gedanklich und sprachlich auszudrücken hat, ist ungeheuer groß und nimmt ununterbrochen zu.

§ 15. Die grammatischen Kategorien und die semantisch-grammatischen Klassen des Substantivs

Man kann beim Substantiv drei unbestrittene grammatische Kategorien entdecken, wie es auch in der Grammatik üblich ist, und einige Erscheinungen, die mit den grammatischen Kategorien ziemlich nah verwandt sind.

Zu den unzweifelhaften grammatischen Kategorien gehören Numerus (Zahl, s. § 14, 17), Kasus (Fall, s. § 14, 17—21), Genus (grammatisches Geschlecht, s. § 15). Zu den Erscheinungen, denen einige Züge der grammatischen Kategorie eigen sind, gehören die Bezeichnung der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des im Substantiv ausgedrückten Begriffes, die Hervorhebung des Umfangs, in welchem dieser Begriff gedacht wird, und die Angabe seines semantisch-grammatischen Charakters vom Standpunkt der Zählbarkeit und Konkretheit aus. Die zwei ersten eng miteinander verknüpften Erscheinungen, die grammatisch in erster Linie durch den Gebrauch des Artikels zum Ausdruck gelangen, werden auch im Anschluß an die Analyse der Funktionen des Artikels besprochen (s. § 25). Die dritte Erscheinung, obgleich auch für sie der Artikel von großer Bedeutung ist, kommt in diesem Paragraphen zur Sprache.

Es gibt im Wortbestand der Substantive eine fast unbeschränkte Anzahl von semantischen Richtlinien, nach welchen man die unübersehbare Masse der Substantive ordnen könnte. Es wäre durchaus möglich, solche semantische Bereiche («Felder») von verschiedenstem Umfang auszusondern, wie z. B. Hausgerät, Maschinenteile, Krankheitsbenennungen, Schreibutensilien, Käferarten, Papiersorten, Literaturgattungen, aus Holz oder aus Eisen verfertigte Gegenstände usw. Das Wort, das einen und denselben Gegenstand bezeichnet, könnte dabei zugleich zu einigen von solchen Bereichen gehören, z. B. *der Bleistift* — zugleich

zu den Schreibutensilien und zu den Holzgegenständen. Aber vom Standpunkt der Grammatik aus sind diese semantischen Wortgruppierungen, diese «Felder», ganz belanglos. Denn allen diesen Gruppierungen liegt kein formales, grammatisches Kriterium der Einteilung zugrunde. Für den Lexikologen oder für den Fachmann, der auf dem entsprechenden Gebiete der Wissenschaft, Technik usw. tätig ist, können solche Substantivlisten (übrigens auch ähnliche Listen von Verben und Adjektiven) von großem Nutzen sein (vgl. die zwei- und mehrsprachigen technischen Wörterbücher, die dem Sprachunterricht dienenden Bildwörterbücher usw.). Für den Grammatiker haben aber solche Listen unmittelbar keinen Wert (vgl. 237).

Doch gibt es Ansätze auch zu solchen semantischen Wortklassen, die in grammatischer Hinsicht auf irgendwelche Weise einheitlich sind.

So führt man in den Grammatiken gewöhnlich mehrere semantische Wortklassen an, die dadurch grammatisch zu gewissen Einheiten verbunden werden, daß alle Wörter, die zu einer von diesen Wortklassen gehören, eines und desselben grammatischen Geschlechts sind. Die Wochentage sind alle männlich (*der Montag* usw.— sogar *der Mittwoch,* obgleich sowohl *die Woche* als auch *die Mitte* Feminina sind), Maskulina sind auch die Himmelsgegenden (*der Osten, Westen* usw.), Winde (*der Föhn, Passat* usw.) und einige andere semantische Gruppierungen. Neutra sind die Metalle (*das Eisen, Gold* usw.— aber *der Kobalt, der Stahl*), Feminina die Benennungen der Baumarten (*die Fichte, Birke, Tanne* — aber *der Ahorn, der Baobab*) (vgl. 401, 81—83).

Aber wenn die Substantive, die an solchen Wortklassen teilnehmen, grammatisch auch wirklich durch die Einheit des Genus näher zusammenhängen, so werden sie doch durch diese Einheit von der kolossalen übrigen Masse der Substantive noch nicht geschieden, weil zu jedem grammatischen Geschlecht mehrere semantische Gruppierungen und sehr viele semantisch vereinzelte Wörter gehören. Die Einheitlichkeit einer solchen Wortklasse wird also durch das grammatische Geschlecht nur von innen, aber nicht von außen gebildet. Und ohne äußerliche Abgeschlossenheit, ohne formale Abgrenzung gegen ähnlich geartete Erscheinungen gibt es keine vollwertige grammatische Klasse, keine grammatische Kategorie.

Dasselbe gilt mehr oder weniger auch für solche Substantivgruppierungen, die vermittels eines und desselben Suffixes gebildet sind. So werden Substantive auf *-ung* oder *-heit* oder *-schaft* zu besonderen Substantivarten sowohl durch das Vorhandensein dieser Suffixe selbst als auch durch das grammatische Geschlecht und eine relative (aber keineswegs vollständige) Einheitlichkeit der Semantik gestempelt, die die Bildungen mit jedem von diesen Suffixen charakterisiert. So werden mit dem Suffix *-ung* vor allem Substantive von verbalen Stämmen mit der Bedeutung eines Prozesses in seinem Verlauf (*Bewegung, Errichtung, Verarbeitung* usw.) oder des Resultats eines Prozesses (*Erscheinung, Ladung, Verblendung* usw.) gebildet. Aber Substantive mit ähnlicher Bedeutung (Nomina actionis und Nomina acti) können auch auf andere Weise geformt werden: die Bedeutung der Nomina actionis haben z. B. normalerweise die substantivierten Infinitive

(*Verarbeitung — das Verarbeiten, Errichtung — das Errichten* usw.), die Bedeutung der Nomina acti können verschiedenartig geformte Substantive haben (vgl. *Ladung — Last, Stellung — Position, Vorbestimmung — Prädestination*). Es kommt noch hinzu, daß von vielen Verben Substantive auf *-ung* nicht gebildet werden (*nehmen — das Nehmen,* aber nicht**Nehmung,* obgleich *Vernehmung* möglich ist; *stehen — das Stehen, der Stand,* aber nicht **Stehung,* obgleich *Entstehung* möglich ist; *schmieden — das Schmieden, Schmiedearbeit,* aber nicht **Schmiedung* usw.) und daß manche Bildungen auf *-ung* weder die Bedeutung der Nomina actionis noch die der Nomina acti haben, z. B. *Kleidung, Rüstung, Holzung, Zeitung, Niederung* (vgl. 405. II, 374—383; 203, 164—174; 400, 94—95; 192, 88). Übrigens läßt sich das System der Nomina acti selbst keineswegs als ein semantisch einheitliches bestimmen (vgl. 268, 373). Dies alles macht die Masse der Substantive auf *-ung* höchstens zu einer sehr komplizierten lexikalen, aber nicht zu einer grammatischen Kategorie. Mehr oder weniger ähnlich verhält es sich mit den meisten Substantivgruppierungen, die vermittels anderer Suffixe gebildet werden. (Sehr wichtig in diesem Zusammenhang sind die auf ein reichhaltiges Material gestützten Ausführungen von Brinkmann, 2, 16ff.)

Viel begründeter sind die Ansprüche auf den Rang einer grammatischen Kategorie, die von seiten einer anderen und allgemeineren, umfassenderen semantischen Klassifikation des Substantivbestandes erhoben werden. Es ist die von der traditionellen Grammatik gewöhnlich durchgeführte Einteilung der Substantive in konkrete und abstrakte, wobei die ersteren in Gattungsnamen, Stoffnamen, Eigennamen und Sammelnamen zerfallen.

Freilich kann hier von einer grammatischen Kategorie nur in einem ganz anderen Sinne die Rede sein, als es bei der Behandlung solcher Kategorien wie der Zahl oder des Kasus der Fall ist. Diese Kategorien sind, von ihrer äußeren Ausdrucksform abgesehen, jedem Substantiv eigen, und die Veränderungen nach ihrem Formensystem vollziehen sich innerhalb des Formensystems eines und desselben Wortes. Jene Kategorie dagegen ist alternativ. Jedes Wort kann nur zu einer Abart dieser Kategorie gehören, d. h. kann entweder ein Abstraktum oder ein Konkretum, entweder ein Gattungsname oder ein Stoffname oder ein Eigenname sein. Die Träger der kategorialen Verschiedenheiten sind hier also nicht die Wortformen, sondern die Wörter selbst. Daß an und für sich grammatische Kategorien solcher Art durchaus möglich sind, beweist das grammatische Geschlecht bei den Substantiven, das auch alternativ ist — die Verschiedenheit von Maskulina, Feminina und Neutra ist an die Verschiedenheit der Wörter und nicht an die der Wortformen gebunden.

Die grammatische Einteilung des Bestandes einer Wortart wird überhaupt zu einer grammatischen Kategorie, wenn sie sich auf den Gesamtbestand dieser Wortart ausdehnt, also wenn jedes Wort (einige Ausnahmen sind allerdings zulässig) sich irgendeiner Klasse der betreffenden Einteilung anschließt.

Der semantische Gehalt solcher Substantivklassen wie die

Abstrakta, Gattungsnamen usw. ist ohne weiteres klar. Komplizierter ist die Frage nach den formalen Ausdrucksmitteln, die dieser semantischen Unterscheidung grammatisches Gepräge geben.

Diesem Zweck dient ein ganzes Bündel von grammatischen Erscheinungen. Es kommen hier in Betracht: 1. der Gebrauch des Artikels (speziellere Fälle, wie z. B. der Gebrauch des Artikels vor einem mit Adjektivattribut versehenen Substantiv oder in einer Präpositionalgruppe, werden in diesem Zusammenhange nicht erörtert); 2. die Bildung der Pluralformen; 3. einige Besonderheiten der Kasusformen. Keine von diesen grammatischen Erscheinungen ist allein imstande, die betreffenden Typen klar voneinander zu sondern. Aber alle zusammen geben sie ein grammatisch interessantes, wenn auch etwas unvollkommenes und verschwommenes Bild.

Von allen diesen Substantivklassen ist es am leichtesten, die Gattungsnamen zu charakterisieren. Sie sind sozusagen ⟨normal⟩ vom grammatischen Standpunkt aus. Sie können sowohl in individualisierter als auch in genereller Bedeutung auftreten und bilden (mit wenigen Ausnahmen) ein vollständiges Deklinationsparadigma. Sie werden in üblicher Weise mit dem Artikel verknüpft. Es kann sich dabei um Substantive mit sehr verschiedener Semantik handeln — um Benennungen der Lebewesen *(Fisch, Katze, Mensch)*, der leblosen Gegenstände *(Haus, Berg, Teller)*, der sozialen Körperschaften und Institutionen *(Gesellschaft, Kultur, Stand)*, der physikalischen Grundeinheiten *(Molekül, Atom, Neutron)*, der Vorgänge des menschlichen Gemütslebens *(Empfindung, Gefühl, Wahrnehmung)* usw. Auch die Wörter, die ihrer Grundbedeutung nach zu anderen semantisch-grammatischen Klassen gehören, treten oft als Gattungsnamen auf, z. B. *Brot* als Stoffname — *Brot* als Brotlaib, Pluralform *Brote,* Gattungsnamen bilden den Ausgangspunkt, die Grundlage für das ganze System der semantisch-grammatischen Substantivklassen.

Die Stoffnamen, wenn sie in ihrer eigentlichen Bedeutung gebraucht werden, weisen Artikellosigkeit und Plurallosigkeit auf:

Brot ist Freiheit, Freiheit — Brot. (Herwegh) Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Er trinkt Milch.

Doch erscheint oft auch bei den Stoffnamen der Artikel, besonders wenn ihre Bedeutung in Hinblick auf den Kontext und die Situation etwas verengt und konkretisiert wird:

Der Speck schrumpfte immer mehr, der langte nicht mal bis Neujahr. (Seghers) Noch waren die Beete mit Matten bedeckt ... aber der Schnee war fort. (Th. Mann)

Pluralformen von Stoffnamen: **Golde,* *Milche* existieren nicht. Die Form *Brote* existiert zwar, bedeutet aber eine Vielheit von Einzeldingen. Das Fehlen des Artikels und Plurals ist eine Folge der Unzählbarkeit der Stoffbegriffe. Auch in der Bildung der Kasusformen weisen Stoffnamen gewisse Besonderheiten auf, indem sie in Verbindung mit Maßbezeichnungen unflektiert bleiben (eine besondere, aber sehr konsequent durchgeführte Abart der Monoflexion): Nom., Akk. *ein Stück* **Brot,** Gen. *eines Stückes* **Brot,** Dat. *einem Stück(e)* **Brot.**

Einige Ähnlichkeit mit den Stoffnamen haben die Sammelnamen. Da

sie selbst eine Vielzahl darstellen, ohne sich dabei in gleichartige Einzelerscheinungen einteilen zu lassen, brauchen sie in vielen Fällen keine Pluralform. Sie können inhaltlich eine kleinere oder eine größere Anzahl von betreffenden Erscheinungen ausdrücken, ohne die Zahlform zu verändern — falls diese Erscheinungen lokal und temporal zusammenhängen.

Die Eigennamen werden ohne Artikel gebraucht, weil sie schon von vornherein individualisiert sind (in der Umgangssprache kommt der Artikel allerdings ziemlich oft vor). Die Pluralform wird in der Regel sehr selten gebraucht, da sie praktisch nur in Ausnahmefällen notwendig ist, aber wenn sie doch gebildet wird, hat sie gewöhnlich nichts Sprachwidriges: *Karle, Marien, Fritze.* Sehr bedeutend sind bei den Eigennamen die Besonderheiten der Kasusformen. Weibliche Eigennamen können im Singular — im neueren Sprachgebrauch übrigens ziemlich selten — Kasusendungen erhalten (Nom. *Marie,* Gen. *Mariens,* Dat., Akk. *Marien*). Maskulina können im Singular die gemischte, besonders ausdrucksfähige Endung *-ens* aufweisen (Gen. *Fritzens, Maxens*). Die erhöhte flexivische Kraft der Eigennamen ist syntaktisch verursacht: die Eigennamen werden ohne Artikel und meistens überhaupt ohne jegliche kongruierende Bestimmungswörter gebraucht, so daß der Kasus auf dem Wege der Monoflexion nicht zum Ausdruck gelangen kann.

Doch geht im 19. und besonders im 20. Jahrhundert der Gebrauch von flektierten Eigennamenformen ganz entschieden zurück. In der Umgangssprache werden die Flexionsendungen zuweilen monoflexivisch durch den Artikel ersetzt. Z. B. *Sag's* **dem** *Karl!* Oder es wird einfach auf den Ausdruck des Kasus verzichtet, da die Kasusbedeutung der Form in der Regel der Situation und dem Kontext, der Wortstellung und der Intonation fast unfehlbar zu entnehmen ist.

Auch die Abstrakta werden manchmal ohne Artikel gebraucht und bilden keine Pluralform.

Das erste Merkmal (die Artikellosigkeit) ist sehr schwankend. Ohne Artikel stehen die Abstrakta, wenn der in ihnen enthaltene Begriff im vollen Umfang gedacht wird. Aber viel häufiger, sogar in ähnlichen Verwendungsfällen, wird das Abstraktum mit dem bestimmten Artikel gebraucht, vgl. *in Angst — in der Angst. Liebe denkt in süßen Tönen. (Tieck) — Die Liebe muß sein platonisch. (Heine) Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die schmeichelnde Göttin. (Goethe) — Doch überredete die Hoffnung mich, die Gleißnerin. (Goethe)*

Wenn eine einzelne Handlung oder ein Zustandsmoment ausgedrückt werden sollen, steht bei dem Substantiv der unbestimmte Artikel — außer den Fällen, wo das Abstraktum mit dem Verb eine phraseologische Einheit bildet: *Er machte eine Bewegung — sich Bewegung machen; Wollen Sie mir einen Dienst leisten? — Dienst tun* (vgl. 132, I, 68—72).

Das zweite Merkmal ist viel stärker ausgeprägt. Die Pluralformen von solchen Wörtern wie *Liebe, Glück, Zorn* und viele andere existieren eigentlich in der deutschen Sprache nicht. Die Pluralform *Lieben* gehört nicht zu *Liebe,* sondern zum substantivierten Adjektiv *der* oder *die Liebe*

mit der Bedeutung «die geliebte Person». Die Form *Glücke* scheint überhaupt unmöglich zu sein, kommt aber in seltenen Fällen vor, doch mit der Bedeutung «Glücksfälle, Glückswendungen»: *Man denke hierbei nur an Glücke, wie der Rasumowski, Orlow. (Arndt)* Allerdings kommen doch, wie Öhmann zeigt, bei einigen namhaften Schriftstellern im 18. Jh. auch Pluralformen von dem Abstraktum *Liebe* vor (z. B. bei Hippel und Jean Paul) und bei Goethe von solchen Abstrakta wie *Gunst (Günste), Untreue (Untreuen)* usw., was die Traditionen des deutschen Pietismus fortsetzt, aber möglicherweise auch unter französischem Einfluß steht (304, 34—36). Doch scheinen diese Formen der modernen Sprache ganz fremd zu sein. Die konsequente Durchführung der Plurallosigkeit bei den Abstrakta, wenn sie in ihrer eigentlichen Bedeutung gebraucht werden, ist übrigens eine selbstverständliche Folge der Unzählbarkeit der abstrakten Begriffe. Falls man aber die entsprechenden Wörter zur Bezeichnung der Einzelerscheinungen, Einzelhandlungen usw. verwendet, so werden sie schon zu einer Abart von Gattungsnamen und bekommen dementsprechend Pluralformen. Wenn Substantive solche Sinneszustände und Empfindungen ausdrücken, die in der Regel als eine Reihe von Einzelakten auftreten, so haben sie regelrechte Pluralformen: *Hoffnungen, Freuden, Bewegungen* usw. Es muß also betont werden, daß ein wahres Abstraktum als ein unteilbarer Gesamtbegriff erscheint, der irgendein Merkmal (eine Eigenschaft, einen Vorgang) dinghafter Wesen selbst als ein dinghaftes Wesen (eine Substanz) wiedergibt.

Deswegen ist es verfehlt, die Abstrakta als solche zu den Gattungsnamen zu zählen. Die Abstrakta im eigentlichen Sinne des Wortes kennen eben die Gegenüberstellung der individualisierenden und der generalisierenden Wahrnehmung und Darstellung des Dinges nicht, die das Wesen der Gattungsnamen ausmacht.

Man kann sich auch nicht der weitverbreiteten Ansicht anschließen, der zufolge auch die Benennungen der sozialen Körperschaften und Institutionen Abstrakta sind: *Staat, Klasse* usw. Das alles sind dinghafte Wesen in der realen Wirklichkeit selbst, nur daß sie eine eigenartige Existenzform haben. Es sind normale Gattungsnamen, die auch normale Pluralformen bilden: *Staaten, Klassen, Gesetze* usw. Wenn z. B. bei Bezeichnungen der einzelnen Klassen die Pluralform sehr selten ist (solche Formen wie *Bourgeoisien, Proletariate* klingen ganz ungewöhnlich), so hat es seinen Grund darin, daß man es hier eigentlich mit einer Abart von Sammelnamen zu tun hat.

Die Sammelnamen haben in der Tat einige Ähnlichkeit sowohl mit den Abstrakta als auch mit den Stoffnamen. (Den Grundbestand der Sammelnamen bilden die vom synchronischen Standpunkt aus zusammengefallenen Formen vom Typus *Gebirge, Geplauder* mit substantivischen und verbalen Stämmen.) Da sie selbst eine Mehrheit, ein Kollektivum darstellen, ohne sich dabei in gänzlich gleichartige Einzelerscheinungen einteilen zu lassen, haben sie tatsächlich den Pluralgehalt in der Singularform. *Gebüsch, Gestrüpp, Geäst, Gebälk, Gestirn, Gebell, Geplänkel, Geplapper, Geplauder* und viele andere Wörter dieser Art können eine sich von Fall zu Fall verändernde,

kleinere oder größere Anzahl von betreffenden Gegenständen oder Prozessen bezeichnen: *ein Gebüsch* kann wenige Quadratmeter oder ganze Quadratmeilen bedecken, *ein Gebell* kann von einem Hunde oder mehreren Hunden erzeugt werden und einige Sekunden oder einige Minuten dauern, aber immer ist es eine Einheit und eine Vielheit zugleich — und das macht hier die Pluralform eigentlich überflüssig. Sie wird notwendig in den Fällen, wenn nicht von einer ununterbrochenen Vielheit die Rede ist, sondern von vielen solchen Vielheiten, die voneinander getrennt sind (in Raum oder Zeit), jede für sich eine Einheit bildend: *das Gestirn* (eine geschlossene Einheit von Sternen) — *die Gestirne* (mehrere von solchen geschlossenen Sterneinheiten, die voneinander abgegrenzt sind), dementsprechend: *das Gebirge — die Gebirge, das Gefilde — die Gefilde.*

Nicht bei allen Sammelnamen ist eine solche Auffassung möglich. Sie ist aktuell für Sammelnamen mit ausgesprochen räumlich-gegenständlicher Semantik (vgl. die oben angeführten Beispiele). Hier ist sie sogar praktisch notwendig. Aber in Hinsicht auf einige andere Sammelnamen mit gegenständlicher, aber nicht konkret-räumlicher Semantik *(Gebälk, Gelumpe, Getäfel, Gewölk)* und auf fast alle Sammelnamen mit der Semantik eines Prozesses *(Gebell, Geplänkel, Geplauder, Gezänk, Gezeter* usw.*)* ist eine solche Auffassung unanwendbar. Man könnte gewiß auch z. B. bei dem Worte *Gebell* an die bei jeder Jagd mit Hunden wiederkehrenden, aber zeitlich und räumlich voneinander gänzlich losgelösten Anfälle von Bellen denken und demgemäß im passenden Kontext die Pluralform *Gebelle* zu bilden versuchen. Vom logischen Standpunkt aus wäre es durchaus möglich. Aber in der deutschen Sprache gibt es solche Formen nicht mit Ausnahme einiger Sammelnamen, in deren Semantik die unmittelbare Aktivität des Prozesses abgeschwächt ist, so daß sie eher als Bezeichnungen von ganzheitlichen Begebenheiten erscheinen (z. B. *Gespräch — Gespräche*). Sonst wird bei solchen Sammelnamen ihre Einheitlichkeit empfunden, ohne daß ihre Vielfalt gelöscht wird, d. h. die Vereinigung zu einem ganzen einer kleineren oder größeren Anzahl von einzelnen Erscheinungen *(Wolken — Gewölk)* oder Handlungen *(plaudern — Geplauder)* usw. Mit anderen Worten: sie sind zu sehr Pluralbegriffe, als daß sie noch spezielle Pluralformen bilden könnten.

Wie bei den Stoffnamen und Abstrakta kann bei den Sammelnamen die Annäherung an die Gattungsnamen auf zwei Wegen geschehen. Erstens können die Sammelnamen eine solche Semantik haben, die sie, wie wir schon gesehen haben, den Gattungsnamen im wesentlichen gleichsetzt (vor allem die konkret-räumliche Semantik und die Semantik einer vereinzelten Begebenheit). Zweitens können auch «richtige» Sammelnamen, obgleich sie einen unteilbaren, semantisch einheitlichen Begriff bezeichnen, als Ganzes auf syntaktischem Wege verschiedentlich modifiziert werden, so daß die Bedeutung des Wortes selbst als eine allgemeine und die Bedeutungen der Attributivgruppen (oder Zusammensetzungen) als besondere Bedeutungen erscheinen. Vgl. *das Geplauder — das leise Geplauder, das laute Geplauder, das*

dumme Geplauder, das endlose Geplauder, das trauliche Geplauder, das geistreiche Geplauder, Theatergeplauder, Residenzgeplauder usw. Doch bleibt in diesem Fall ein prinzipieller Unterschied der Sammelnamen von den Gattungsnamen eben darin bestehen, daß der vom Worte bezeichnete Prozeß unzerlegbar ist und man es nur mit seinen verschiedenen «Sorten» zu tun hat.

Aus dieser Übersicht der semantisch-grammatischen Substantivklassen kann man folgende Schlüsse ziehen:

Die Ausdrucksformen der eben besprochenen Wortklassen sind nicht genügend spezialisiert. Besonders universal ist das Fehlen der Pluralform; es kennzeichnet alle semantisch-grammatischen Substantivklassen mit Ausnahme der Gattungsnamen. Die Artikellosigkeit ist bei allen Klassen vertreten, außer den Gattungsnamen und Sammelnamen. Besonderheiten in der Kasusbildung sind die differenziertesten der Ausdrucksformen, sie treten nur bei Stoffnamen und Eigennamen auf und sind bei diesen Klassen verschiedenartig gestaltet. Aber im ganzen fließen die grammatischen Merkmale der verschiedenen Klassen zusammen, was sie in Verbindung mit vielen Schwankungen und Übergangsfällen innerhalb der einzelnen Klassen zu sehr verschwommenen grammatischen Wortarten macht und vor allem als semantische Einheiten charakterisieren läßt. Von grammatischen Kategorien darf hier keine Rede sein. Es sind eben semantisch-grammatische Substantivklassen.

Wie wir schon angedeutet haben, sondern sich die Gattungsnamen von allen anderen semantisch-grammatischen Substantivklassen ab. Eigentlich stehen die Gattungsnamen als die «normale», allertypischste Substantivklasse allen anderen oben genannten Klassen gegenüber. Die Scheidungslinie verläuft hier in der Richtung: Gattungsnamen — Nichtgattungsnamen. Aber für verschiedene Klassen ist der Unterschied ihres verallgemeinerten Bedeutungsgehalts von dem Bedeutungsgehalt der Gattungsnamen verschiedenartig gefärbt. Bei den Stoffnamen ist der Kern dieses Unterschiedes die Gegenüberstellung: Zählbarkeit — Nichtzählbarkeit, bei den Eigennamen: Verbindung in einer Wortform der individualisierten und der generalisierten Bedeutung — Vorhandensein nur der individualisierten Bedeutung, bei den Abstrakta: Zählbarkeit und Teilbarkeit — Unteilbarkeit. Alle diese Unterscheidungen stehen einander gewiß sehr nah, sie stammen alle aus einem Bereich. Zählbarkeit, Teilbarkeit, Individualisierung — das alles sind Erscheinungsformen eines und desselben Wesens der Gattungsnamen, das in der Fähigkeit besteht, sowohl die ganze Gattung der betreffenden Dinge als auch ihre einzelnen Vertreter zu bezeichnen. Aber diese Erscheinungsformen fallen doch nicht zusammen, sie haben ihre Besonderheiten, und indem sich die anderen semantisch-grammatischen Substantivklassen bald der einen, bald der anderen von ihnen gegenüberstellen, bilden sie sogar kein einheitliches semantisches, geschweige denn ein grammatisches System. Es ist kennzeichnend, daß sich die Eigennamen von den Gattungsnamen dadurch unterscheiden, daß sie nur individualisierend sind (also auch zählbar), während z. B. die Stoffnamen gerade keine Individualisierung

zulassen und also nicht zählbar sind. Den Mangel an einer einheitlichen Gruppierung der Substantive nach den semantisch-grammatischen Klassen beweist auch die Tatsache, daß sich die den Gattungsnamen gegenüberstehenden Substantivklassen zum Teil kreuzen: in den Sammelnamen sind sowohl Stoffnamen als auch Abstrakta vertreten.

Die führende Rolle der Gattungsnamen auf dem Gebiete der semantisch-grammatischen Substantivklassen macht sich auch in der beständigen Annäherung der anderen Klassen an die Gattungsnamen geltend, die zum Teil mit einem vollständigen Übertritt aus einer Klasse in die andere endet und zur Bildung von Mischklassen führt.

§ 16. Das grammatische Geschlecht

Das grammatische Geschlecht ist eine alternative grammatische Kategorie, d. h. sie stützt sich auf die grammatischen Verschiedenheiten der Substantive untereinander. Ihren formellen Ausdruck findet diese Kategorie nicht in der Struktur des Substantivs selbst, sondern in der Struktur der kongruierenden Glieder der Substantivgruppe, z. B. des Artikels: *der Strauß, die Maus, das Haus* (eine Abart der Monoflexion). Die Form des Wortes selbst ist imstande, das grammatische Geschlecht nur in einem Falle ganz genau zu bezeichnen: wenn das Substantiv mit Hilfe eines solchen Suffixes gebildet ist, das mit einem grammatischen Geschlecht fest verbunden ist. (Von den wichtigeren Suffixen sind *-ung, -heit, -keit, -schaft, -in, -ie, -tion, -tät* immer mit dem weiblichen Geschlecht, *-ling, -ist, -ant, -ismus* mit dem männlichen, *-chen, -lein* mit dem sächlichen verbunden.)

Die Einteilung nach dem grammatischen Geschlecht der Wörter, die Lebewesen bezeichnen, weist einen Zusammenhang des grammatischen Geschlechts mit dem biologischen auf. Die überwiegende Mehrheit der männlichen Lebewesen sind Maskulina (*der Mann, Knabe, Greis, Vater, Sohn* usw.), die der weiblichen Lebewesen — Feminina (*die Frau, Mutter, Tochter, Magd* usw.). Das war eben der Grund, weshalb man die betreffenden Bezeichnungen (Maskulinum, Femininum, Neutrum) für diese grammatischen Erscheinungen wählte und diese Kategorie überhaupt das grammatische Geschlecht nannte.

Aber ursprünglich war in den indoeuropäischen Sprachen die Einteilung nach den grammatischen Geschlechtern mit der Einteilung nach den natürlichen, biologischen Geschlechtern wahrscheinlich gar nicht verbunden. Und das ist bis heute in allen Sprachen, die das grammatische Geschlecht noch bewahren, mehr oder weniger spürbar, indem es zu vielen Inkonsequenzen und Widersprüchen führt. Die deutsche Sprache ist an solchen Widersprüchen sehr reich. Hier werden nur einige Beispiele der Nichtübereinstimmung des natürlichen Geschlechts mit dem grammatischen angeführt.

Sehr viele Substantive, die leblose Wesen bezeichnen und also kein natürliches Geschlecht haben, sind dennoch Feminina oder Maskulina: *die Bank, die Tür, der Stuhl, der Schrank* usw.

Tiernamen weiblichen Geschlechts bezeichnen sowohl Weibchen als auch Männchen der betreffenden Tiergattung: *die Maus, die Spinne.* Auch umgekehrt: das Maskulinum kann beides bezeichnen, z. B. *der Krebs.*

Eines der wichtigsten Wörter, das zur Bezeichnung der Frau verwendet wird, ist sächlichen Geschlechts: *das Weib.* Einige Substantive, die im übertragenen Sinne weibliche Wesen bezeichnen, bleiben Neutra oder werden erst zu Neutra (*das Ding* — ein junges Mädchen; *das Mensch,* Pl. *Menscher* eine verächtliche Bezeichnung für eine Frau).

Wenn das grammatische Geschlecht, das von einem Suffix verlangt wird, mit dem natürlichen Geschlecht des Lebewesens, das durch das betreffende Substantiv bezeichnet wird, in Widerspruch gerät, so siegt das grammatische Geschlecht, das dem Suffix anhaftet: *das Mädchen, das Männlein.* Dasselbe gilt für Zusammensetzungen, z. B. *das Frauenzimmer* — das Wort richtet sich der allgemeinen Regel gemäß in seinem grammatischen Geschlecht nach dem Grundwort *das Zimmer,* obgleich es sich semantisch nach dem Bestimmungswort *Frauen* richtet.

Schwankungen bestehen in der Bezeichnung der weiblichen Berufe. In einigen Fällen werden dabei in der Regel die Formen mit dem Suffix *-in* gebraucht (*Lehrerin, Pflegerin* u. a.), in anderen Fällen kommen Varianten vor: *Ministerin — Minister, Professorin — Professor* u. a., wogegen bei der Bezeichnung der Frau als Gattin eines Ministers, Professors usw. normalerweise nur die Formen ohne *-in* vorkommen. Wenn bei Berufsbezeichnung vor dem Eigennamen das Wort *Frau* steht, scheint die suffigierte Form zu überwiegen (vgl. Oksaar).

Dennoch kann man nicht bestreiten, daß das biologische Geschlecht eine wesentliche Rolle in dem Aufbau des grammatischen Geschlechts spielt. Es ist die semantische Achse, die das System des grammatischen Geschlechts organisiert. Kleinere semantische Substantivgruppierungen, die je zu einem grammatischen Geschlecht gehören (vgl. § 15), bedeuten in dieser Hinsicht sehr wenig.

Die Verschiedenheit im grammatischen Geschlecht kann bei homonymen Substantiven zur Unterscheidung der Wortbedeutungen dienen und auf diese Weise die Homonymie beheben: *der Hut* (Kopfbedeckung) — *die Hut* (Vorsicht, Verteidigungsbereitschaft), *der Band* (ein Buch) — *das Band* (Verbindung, schmaler Gewebestreifen) usw.

Bei einigen Substantiven, besonders bei Fremdwörtern, schwankt das grammatische Geschlecht: *der Teil — das Teil, der Liter — das Liter* usw.

Die Beibehaltung des grammatischen Geschlechts mit seiner Buntheit und Inkonsequenz ist im Deutschen durch das Vorhandensein einer ziemlich entwickelten Flexion bedingt. Im Englischen ist das grammatische Geschlecht bis auf ganz geringe Reste beseitigt. Außer seiner Hauptfunktion, der Organisierung des Substantivbestandes, erfüllt das grammatische Geschlecht im Deutschen noch eine Funktion — es dient zur Präzisierung der Beziehungen zwischen den Dingbegriffen in den Sätzen und größeren Redekomplexen. Obgleich der Kontext und die Situation hier die größte Rolle spielen, helfen die

Verschiedenheiten im grammatischen Geschlecht den syntaktischen (also auch den logischen) Zusammenhang klären, z. B. im folgenden Satz:

Wieder führte der Pfad eine Weile durch das grüne Dunkel, bis er sich plötzlich wandte ... (C. F. Meyer) Dieselbe Erscheinung findet auch im Russischen statt.

Nach V. Jarnatowskaja (99, 24—30) ist besonders eindeutig formell gekennzeichnet und wird am häufigsten verwendet das weibliche Geschlecht.

§ 17. Die grammatische Kategorie der Zahl

Unmittelbar gründet sich die Kategorie der Zahl beim deutschen Substantiv auf die Gegenüberstellung von Singular und Plural. Diese Gegenüberstellung ist sehr folgerichtig durchgeführt. Der Ausgangspunkt, die «normale» Form im Zahlensystem der Substantive ist der Singular. Der Plural wird durch eine Reihe von besonderen Hilfsmorphemen bezeichnet. Im Laufe der Sprachentwicklung haben sich diese Morpheme von anderen Funktionen befreit, die ihnen früher eigen waren (der Ausdruck der Stammzugehörigkeit und des Kasus) (vgl. 366). Im Gegensatz zu den Kasus, die in der Struktur des Substantivs selbst nur sehr mangelhaft ausgedrückt werden, wird also die Zahl in der Regel schon an der Form des Substantivs sichtbar. Hier kommt sowohl die äußere als auch die innere Flexion in Betracht. (Wir sehen hier von den griechischen und lateinischen Pluralendungen bei Fremdwörtern ab: *Thema — Themata, Verbum — Verba.*)

Die pluralbildenden Morpheme sind:

-(e)n — bei allen drei Geschlechtern: *Bär — Bär*e**n**, *Tafel — Tafel***n**, *Auge — Auge***n**;

-e — bei allen drei Geschlechtern: *Berg — Berg***e**, *Kuh — Küh***e**, *Werk — Werk***e**;

-er — bei Maskulina und Neutra: *Geist — Geist***er**, *Kind — Kind***er**;

-s — bei Fremdwörtern und einigen anderen Wörtern aller drei Geschlechter: *Porträt — Porträt***s**, *Kerl — Kerl***s**, *Mama — Mama***s**, *Mädel — Mädel***s**.

Die innere Flexion (der Umlaut) tritt entweder allein (*Kasten — Kästen, Mutter — Mütter*) oder im Anschluß an die äußere Flexion auf. Sie begleitet immer, wenn nur der Stammvokal umlautfähig ist, das Pluralmorphem *-er* (*Land — Länder, Haus — Häuser*) und das Pluralmorphem *-e* bei den Feminina (*Gans — Gänse, Frucht — Früchte*). Das *-e* bei den Maskulina wird vom Umlaut nur teilweise begleitet: *Gast — Gäste,* aber *Tag — Tage.*

In den Dialekten ist der Umlaut als pluralbildendes Mittel noch mehr verbreitet, was mit der Abschwächung der äußeren Flexion im Zusammenhang steht: *Täg — Tage, Hünd — Hunde.* Das morphologisch besonders starke Pluralmorphem *-er* greift um sich: *baimər — Bäume, wejər — Wege* (vgl. 39, 387).

Es bleibt jedoch eine Anzahl von Substantiven, die in ihrer Struktur die Gegenüberstellung Singular — Plural nicht zum Ausdruck bringen. Es sind Maskulina und Neutra mit Grundmorphemen, die mit *-er, -el, -en* enden (*der Jäger — die Jäger, der Schlegel — die Schlegel, das Zeichen — die Zeichen*), Neutra mit Verkleinerungssuffixen *-chen, -lein* (*das Mädchen — die Mädchen, das Männlein — die Männlein*) und Sammelnamen mit dem Präfix *ge-* und Suffix *-e* (*das Gebäude — die Gebäude*). Bei solchen Substantiven übernehmen die syntaktischen Mittel die Aufgabe, die Einzahl von der Mehrzahl zu unterscheiden (die Monoflexion in der Substantivgruppe und die Personalendungen des Verbs, wenn das betreffende Substantiv als Subjekt auftritt): *Der Jäger kommt — Jäger kommen.* Entsprechende syntaktische Mittel sind im Satz auch dann in der Regel vorhanden, wenn das Substantiv selbst die Zahl bezeichnet, doch spielen sie in diesem Fall nur eine nebensächliche Rolle.

Die wichtigsten Substantivklassen, die keine Pluralform bilden (Singulariatantum), wurden bereits in § 13 besprochen. Einige von ihnen (Abstrakta, Stoffnamen) sind in ihrer Beziehung zu der grammatischen Kategorie der Zahl überhaupt indifferent, da sie nicht zählbar sind. Doch treten sie in einer bestimmten Zahlform (in der Singularform) auf und rufen Singularflexion bei den mit ihnen kongruierenden Satzgliedern hervor, so daß sie morphologisch doch an dem Zahlsystem des Substantivs teilnehmen.

Eine viel geringere Anzahl von Substantiven besitzt nur die Form des Plurals (Pluraliatantum): *die Eltern, die Geschwister, die Masern, die Gliedmaßen* usw. (vgl. Duden, 148, 182—183), was die Unterscheidung der grammatischen Geschlechter aufhebt.

Es gibt auch Schwankungen in der Bildung der substantivischen Pluralformen, besonders bei Maskulina und Neutra (vgl. Ljungerud, 11 ff.): *Blocks — Blöcke, Admirale — Admiräle, Krokus — Krokusse* usw. Drei Varianten der Pluralform hat *Dorn: Dornen — Dorne — Dörner.* In einigen Fällen, besonders bei der Gegenüberstellung von *-e — -er,* ist die Differenzierung der Formen mit einer semantischen Differenzierung verbunden: *Worte — Wörter.*

§ 18. Die Deklinationstypen des Substantivs

Eine wichtige Neuerung des deutschen Sprachbaus ist, wie schon oben angedeutet wurde, die Differenzierung der pluralbildenden Morpheme von den kasus- und stammbildenden Morphemen. Von dieser Tatsache ausgehend, betrachten L. Zinder und T. Strojeva die Deklinationsparadigmen des Substantivs als ein reines Kasussystem, das unabhängig von den verschiedenen Arten der Pluralbildung bestimmt werden kann (99—108).

Nach diesem System, das auch im vorliegenden Buche bei der Aufstellung des gesamten Deklinationsschemas der deutschen Morphologie (vgl. § 11) bereits verwertet wurde, gibt es beim deutschen

Substantiv drei Haupttypen der Deklination und zwei Nebentypen: die Deklination der Eigennamen und ein Mischtypus, d. h. die Deklination einer kleinen Gruppe von Maskulina, welche dem schwachen Typus folgen, aber zusätzlich ein *-s* im Gen. Sg. erhalten: *Buchstabe, Friede(n), Funke(n), Gedanke, Glaube(n), Haufe(n), Name(n), Same(n), Schade(n), Wille(n),* auch das Neutrum *Herz.* (Über die Verschiedenheiten in der Gestaltung der einzelnen Wörter dieser Gruppe vgl. Ljungerud, § 51—59.)

Schematisch dargestellt, bietet dieses System im Singular folgendes Bild:

Haupttypen			***Nebentypen***	
Starke Deklination	**Schwache Deklination**	**Feminina-deklination**	**Der Mischtypus**	**Die Eigennamen-deklination**
N. -	**(-e)**	**-**	**(-e)**	**-**
G. -(e) s	**-en**	**-**	**-ens**	**(-s), (-ens)**
D. (-e)	**-en**	**-**	**-en**	**(-en)**
A. -	**-en**	**-**	**-en**	**(- en)**

Im Plural gibt es nur ein einziges Paradigma, das im Nom., Gen., Akk. keine Endung aufweist und im Dat. die Endung *-(e)n.* (Das Dativ *-(e)n* fehlt gänzlich nur beim Pluralmorphem *-s: den Kerls, den Mädels.*)

Die Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit dieses Systems unterliegt keinem Zweifel. Doch werden auch gewisse Einwände, und nicht ohne Grund, gegen dieses System erhoben.

Es fällt namentlich die Kasusendung *-(e)n* im Dativ Plural bei sehr vielen Substantiven mit dem Pluralmorphem *-(e)n* zusammen: *die Genossen — den Genossen, die Namen — den Namen, die Strahlen — den Strahlen, die Augen — den Augen, die Tafeln — den Tafeln.* In allen diesen Formen gibt es tatsächlich, vom Standpunkt der heutigen Sprache aus, keinen formalen Unterschied zwischen Nom., Gen., Akk. Plural und Dat. Plural. Streng genommen ist hier das *-(e)n* also keine Kasusendung, und neben dem Pluralparadigma nach dem Schema Nom.-, Gen.- ,Akk.-, Dat.*-e(n)* erscheint ein anderes Pluralparadigma nach dem Schema Nom., Gen., Dat, Akk.*-(e)n.* Aber wenn das der Fall ist, so muß man auch die Verknüpfung verschiedenen Singulartypen der Deklination mit diesen beiden Pluraltypen berücksichtigen, was schon ein kompliziertes Bild ergibt. Zu den angeführten Typen kommen noch zwei Nebentypen hinzu. Die starke Deklination und die Femininadeklination zerfallen je in zwei Typen (einen Haupttypus und einen Nebentypus), den Verschiedenheiten in ihrem Pluralparadigma (S. 106).

Dabei könnte man auch an eine kleine Gruppe der Fremdwörter denken, die sich auf eine ganz eigenartige Weise dem deutschen

Starke Deklination				Feminina	
	Haupttypus		Nebentypus	Haupttypus	Nebentypus
Singular	N. Tag G. Tag-(e) s D. Tag (-e) A. Tag		Staat Staat -(e) s Staat (-e) Staat	Kraft Kraft Kraft Kraft	Frau Frau Frau Frau
Plural	N. Tage G. Tage D. Tage-n A. Tage		Staaten Staaten Staaten Staaten	Kräfte Kräfte Kräfte-n Kräfte	Frauen Frauen Frauen Frauen

morphologischen System angepaßt haben. Es sind Maskulina auf *-us* und *-ismus*, die teilweise das Hilfsmorphem *-us* im Plural mit dem Suffix *-en* vertauschen: *Rhythmus — Rhythmen, Antagonismus — Antagonismen* (aber *Omnibus — Omnibusse, Rebus — Rebusse* usw.). Im Gen. Sg. nehmen die meisten von ihnen keine Endung an: *des Rhythmus, des Sozialismus* (aber *des Omnibusses* usw., zuweilen schwankt der Gebrauch: *des Pfiffikus — des Pfiffikusses*). Das Formenparadigma dieser Wörter gehört also eigentlich nicht zur starken Deklination, sondern eher zu der Deklination der Feminina, und zwar zu ihrem Nebentypus (Sg. Nom., Gen., Dat, Akk. *Frau — Rhythmus*, Pl. Nom., Gen., Dat., Akk. *Frauen — Rhythmen*). Aber in diesem Fall wäre es nicht angebracht, diesen Typus als Feminina zu bezeichnen. Passender wäre vielleicht die Benennung «unveränderliche Deklination» (so schon bei Sütterlin, 210—211) mit dem Vorbehalt, daß es sich hier, übrigens wie auch bei der starken und schwachen Deklination, um den Formcharakter des Singulars handelt.

Auch die Besonderheiten der Pluraldeklination mit dem Pluralmorphem *-s* werden in dem Schema nicht berücksichtigt. Anderseits werden dabei oft der Mischtypus und die Eigennamen als zwei verschiedene Nebentypen betrachtet, obgleich die Bildungsweise ihrer Kasusformen eigentlich identisch ist.

Weiter wäre zu erwägen, daß eine völlige Absonderung der Pluralbildung von der Kasusbildung zu einem Zerfall des Gesamtbildes führt, das in Wirklichkeit das Formensystem des Substantivs darstellt. Die Synthese der Kasusformen und Zahlformen, die das reale Wesen der morphologischen Veränderungen des Substantivs ausmacht, wird hier nicht berücksichtigt.

Besonders die letzten Erwägungen machen es verständlich, warum die meisten in der traditionellen Grammatik aufgestellten Systeme der deutschen Substantivdeklination viel differenzierter und komplizierter sind, als das Dreitypensystem: stark — schwach — unveränderlich, d. h. die Anzahl der Haupttypen bleibt gewöhnlich dieselbe, aber sie

werden anders aufgefaßt und in mehrere Unterabteilungen eingeteilt. (Übrigens erschien eine ganz ähnliche Einteilung bei Albertus, einem der ältesten deutschen Grammatiker, im Jahre 1573. Er unterscheidet die Deklination der schwachen Maskulina und Feminina, die der starken Maskulina und Neutra und die der starken Feminina (vgl. 258, II, 223).

Als Grundlage des Systems der Substantivdeklination betrachtete man im 19. Jahrhundert die von J. Grimm in Hinsicht auf sprachgeschichtliche Tatsachen und unter Anlehnung an die Typen der Adjektivdeklination durchgeführte Einteilung in starke und schwache Deklinationen, die sich von den vokalischen Stämmen, resp. von dem *n*-Stamm der Substantive herleiten. So finden wir bei Heyse die Einteilung der Deklination der Gattungsnamen in drei Haupttypen (stark, schwach und gemischt — also im Singular stark, im Plural schwach), wobei aber der erste Haupttypus in drei «Formen» erscheint, die sich nach dem pluralbildenden Suffix richten (1. Form — Pluralsuffix *-e,* 2. Form — Pluralsuffix Null, 3. Form — Pluralsuffix *-er*). Außerdem wird als ein besonderer Typus die Deklination der Eigennamen anerkannt (245, 215—226).

Oft wird die Zahl der Unterabteilungen noch beträchtlich höher (bei Beibehaltung derselben Haupttypen). So bringt L. Sütterlin bei den starken Substantiven 11 Deklinationsmuster (8 männliche und sächliche und 3 weibliche), bei den schwachen 4 Muster, bei den gemischten 5 Muster. Im ganzen sind es also 20 Unterarten des Deklinationsparadigmas, die alle möglichen Kombinationen aller Variationen aller Kasus- und Zahlmorpheme darstellen.

W. Jung sondert die Deklination der Fremdwörter und Eigennamen aus. Die Deklination aller übrigen Substantive wird in starke, schwache und gemischte eingeteilt, aber die Deklinationsmuster sind nach dem grammatischen Geschlecht gruppiert, wobei fast alle Variationen sowohl der Kasusendungen als auch des Plurals in jedem Geschlecht berücksichtigt werden. Die Maskulina sind im ganzen durch 6 Muster vertreten (3 stark — *Tag, Mann, Vati,* 2 schwach — *Bär, Löwe,* 1 gemischt — *Strahl*), die Feminina durch 5 (3 stark — *Maus, Mutter, Mutti,* 2 schwach — *Frau, Treue*), die Neutra wieder durch 6 (4 stark — *Lamm, Schaf, Segel, Wetter,* 2 gemischt — *Ohr, Herz*). Es macht im ganzen 17 Muster aus (ohne Fremdwörter und Eigennamen). Unerwähnt bleiben noch die Maskulina mit Nullsuffix im Plural (*Jäger, Kasten*), nur in einer Anmerkung wird die Mischgruppe (*Friede, Gedanke*) erwähnt. Es ist bemerkenswert, daß bei Jung infolge der Gruppierung der Deklinationstypen nach Geschlechtern tatsächlich die Feminina eine besondere Abart der Deklination bilden und daß die Maskulina und Feminina mit Plural-*s* zu gleichberechtigten Deklinationsmustern geworden sind.

Auf diese Weise wird gewiß der konkreten Mannigfaltigkeit des morphologischen Abwandlungssystems im Deutschen Rechnung getragen. Aber die wichtigsten, entscheidenden Strukturtypen in ihrer allgemeinen Form kommen, wenigstens in paradigmatischer Form, nur sehr ungenügend zum Vorschein. Es scheint uns deswegen

zweckmäßig, die drei Haupttypen (stark, schwach, unveränderlich) der Deklination beibehaltend, sie durch eine Reihe von Nebentypen zu ergänzen, ohne daß die führende Rolle der Haupttypen (selbst in schematischer Wiedergabe durch eine Anzahl von Paradigmen) darunter leidet.

Einige Substantive schwanken in ihrer Zugehörigkeit zu den Deklinationstypen. So ist z. B. das Wort *der Nachbar* stark und schwach (Gen. Sg. *des Nachbars — des Nachbarn*). Geschichtlich betrachtet, ist eine gewisse Neigung der Maskulina unverkennbar, aus der schwachen Deklination in die starke überzutreten. So war die ganze Mischgruppe *Friede, Gedanke* früher schwach und hat sich allmählich der starken Deklination angenähert, ohne noch vollständig mit ihr zusammengefallen zu sein.

Zum Teil hängt dieser Prozeß mit der unsicheren, aber doch spürbaren Tendenz zusammen, der strukturell-morphologischen Einteilung der Substantive nach den Deklinationstypen einen verallgemeinerten grammatischen Bedeutungsgehalt zu verleihen.

Manchen Vermutungen nach waren die alten Stämme, nach welchen die Substantive im Indoeuropäischen eingeteilt und die Deklination aufgebaut waren, irgendwie semantisch bestimmt. Aber schon in den altgermanischen Dialekten haben sie ihren semantischen Gehalt bis auf geringe Reste (*r*-Stämme mit der Semantik der Verwandtschaftsnamen, *în*-Stämme weiblichen Geschlechts mit der Semantik der Adjektivabstrakta) eingebüßt. Die neuen großen Deklinationstypen (stark und schwach) entstehen als durchaus formale, rein strukturelle Bildungen. Doch werden diese Typen allmählich teilweise mit gewisser Semantik verbunden. Die Aussonderung der Feminina bedeutet die Verknüpfung eines Deklinationstypus mit der ziemlich unbestimmten, aber doch nicht völlig mangelnden Semantik des betreffenden grammatischen Geschlechts, die schwache Deklination stößt alle Substantive, die leblose Wesen bezeichnen, von sich und wird auf diese Weise semantisch einheitlicher (zu ihr gehören jetzt nur Lebewesen). Die wenigen Fälle des Übergangs der Maskulina aus der starken Deklination in die schwache beziehen sich gerade auf Sibstantive mit entsprechender Bedeutung (von den älteren Fällen z. B. *Genosse,* von den jüngeren *Bursche*).

Doch ist dieser Prozeß nur in Ansätzen vorhanden. Sehr viele Substantive, die Lebewesen bezeichnen, gehen nach der starken Deklination. Es fanden sogar manche Übergänge der Maskulina mit solcher Semantik aus der schwachen in die starke Deklination statt (vollendet ist dieser Übergang z. B. bei *Greis,* schwankend — bei *Nachbar, Untertan* u. a.). Schon diese Tatsache beweist, daß die Einteilung nach den Deklinationstypen auch heute im Grunde genommen strukturell ist. Von einer grammatischen Kategorie kann hier keine Rede sein. Dieser Schluß wird besonders dadurch bekräftigt, daß in der starken Deklination überhaupt keine vereinheitlichende semantische Tendenz zu finden ist.

Neuerdings wurden neue Versuche, das System der deutschen Substantivdeklination zu bestimmen, von skandinavischen Germanisten

Deklinationssystem des Substantivs

Haupttypen			
I. Haupttypus Starke Deklination		II. Haupttypus Schwache Deklination	III. Haupttypus Unveränderliche Deklination
Singular	N. - G. - (e) s D. (- e) A. -	N. (- e) G. -en D. -en A. -en	N. - G. - D. - A. -

Nebentypen		
Mischtypus (Eigennamen eingeschlossen)		Nebentypus der unveränderlichen Deklination
Singular	N. (-e) G. (-ens) D. (-en) A. (-en)	N. -us G. -us D. -us A. -us

	Veränderliche Deklination	Unveränderliche Deklination
Plural	N. -e, -er, - G. -e, -er, - D. -en, -ern, -n A. -e, -er, -	N. -(e) n, -s, - G. -(e) n, -s, - D. -(e) n, -s, - A. -(e) n, -s, -

gemacht (vgl. 201). Der dänische Forscher P. Jørgensen legt der Klassifikation der substantivischen Deklinationstypen die Endung im Genitiv Singular zugrunde. Er kommt auf diese Weise zu fünf Haupttypen: 1. *-(e)s*, 2. *-(e)n*, 3. *-ns*, 4. *-ens*, 5. Nullendung (Feminina). Auf Grund der Unterschiede in der Bildung des Plurals werden mehrere Unterabteilungen in den Typen 1 und 5 ausgesondert. Vier Klassen der

substantivischen Deklination stellt nach der Art der Pluralbildung G. Bech auf, indem er die endungslosen Pluralformen der Substantive *-er, -en, -el* zu den Pluralformen mit Endung *-e* rechnet. Seine Klassen (nach der Form der Pluralendung) sind: 1. *-(e)n*, 2. *-(e)*, 3. *-(e)* mit Umlaut, 4. *-er* mit Umlaut. Auf dieser Grundlage stellt Bech auch manche Unterklassen auf und zeigt verschiedene Berührungspunkte zwischen den einzelnen Klassen (130). L. Hermodsson, die Versuche von Jørgensen und Bech weiterführend, berücksichtigt in seinem Klassifikationssystem sowohl die Verschiedenheiten in der Pluralform, als auch die in der Form des Genitivs Plural. Er kommt zum folgenden Schema:

Plur. Nom.			*Sing. Gen.*		
				Mask. Neutr.	*Fem.*
1.	-	(Umlaut)		-(e) s	-
2.	-e	(Umlaut)		-(e) s	-
3.	-er	(Umlaut)		-(e) s	
4.	-s			-(e) s	-
5.	-en			-(e) s	-
			A.	-(e) s	-
			B.	-(e) ns	
			C.	-(e) n	

Doch ist es bedenklich, von der Pluralbildung bei der Aufstellung des Deklinationssystems auszugehen, da das Hauptgewicht in der Deklination als solcher eben auf der Bezeichnung der Kasus liegt. Übrigens haben wir auch in unserem oben erwähnten Deklinationssystem die Verbindung zwischen Kasusformen, und Pluralformen zu berücksichtigen versucht.

Kasusbedeutungen und Kasusfunktionen

§ 19. Allgemeine Bemerkungen über den Kasus

Der Kasus dient dazu, die syntaktische Funktion des Substantivs und aller substantivischen und substantivierten Wörter in ihrer morphologischen Struktur zum Ausdruck zu bringen. Aber die Zahl der Kasus ist viel geringer als die Zahl der syntaktischen Funktionen (im weiten Sinne des Wortes) des Substantivs. Also sind sie homonymisch, wie es weiter ausführlich geschildert wird, aber sie bleiben doch vom Standpunkt der Semantik aus mehr oder weniger einheitlich. Anderseits können die Kasus synonymisch sein (z. B. Genitivadverbiale und Akkusativadverbiale: *Ich gehe des Weges — Ich gehe den Weg*). Das alles macht sie zu komplizierten und vielseitigen grammatischen Kategorien, die in mancher Hinsicht wie die Redeteile zu behandeln sind.

Von drei Seiten aus muß jeder Kasus betrachtet werden: in Hinblick auf seine strukturell-morphologische Form, auf seinen verallgemeinerten Bedeutungsgehalt und auf seine syntaktischen Funktionen.

Die strukturell-morphologische Form der Kasus wurde eingehend in den § 11 und 18 erörtert. Neues Material aus diesem Gebiete wird nur im Zusammenhang mit dem problematischen Gemeinschaftskasus gebracht werden (s. § 23).

Die Homonymik der Kasus veranlaßte manche Grammatiker, sowohl vom genetischen Standpunkt aus als auch in Anwendung auf das moderne Deutsch zu behaupten, daß sich der allgemeine Bedeutungsgehalt der Kasus überhaupt nicht feststellen läßt (375, 317). Doch gibt es sehr einfache Mittel, diese Bedeutung, sei es auch annähernd und nur in groben Zügen, zu umreißen. Man muß sich nämlich an den zusätzlichen allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt halten, der bei der situationsfernen und kontextfreien Nennung einer Kasusform zutage tritt, die lexikale Semantik und den allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt der Wortart überlagernd. Die Schulgrammatik jedenfalls hat auf ihre Weise vermittels der Kasusfragen die allgemeine Bedeutung der Kasus immer im Auge gehabt (Nominativ: *wer? was?* Genitiv: *wessen?* usw.). Wenn auch dabei Mißverständnisse und Schwankungen entstanden, so erscheint das Verfahren selbst keineswegs als widersinnig. Es gibt tatsächlich Widersprüche zwischen der allgemeinen Bedeutung einiger Kasus (besonders der des Genitivs) und ihren Nebenbedeutungen, aber eine entscheidende vorherrschende Bedeutung kann man doch im Deutschen für jeden Kasus oder wenigstens für jede der wichtigsten syntaktischen Kasusfunktionen feststellen.

§ 20. Nominativ

Der Nominativ (der Werfall) nimmt einen ganz besonderen Platz im Kasussystem ein. Erstens ist es der Kasus des grammatischen Subjekts. Zweitens ist es die Form, in welcher man den vom Substantiv bezeichneten Dingbegriff in ganz allgemeiner Form, von allen syntaktischen Bindungen losgelöst, bezeichnen kann. Seine allgemeinste Bedeutung ist eben die Benennung des Begriffs, weshalb er oft durch den Ausdruck «Nennfall» verdeutscht wurde. Deswegen kann man ihn auch als die Form der «syntaktischen Ruhelage» im Kasussystem auffassen (vgl. 235, 68).

Diese Hauptbedeutung des Nominativs tritt mehr oder weniger in allen seinen Funktionen auf. Besonders klar ist sie im Gebrauch des Nominativs für die Bezeichnung der Stichwörter in Wörterbüchern, Wortlisten ausgeprägt. Sonst ist diese Bedeutung im Kommunikationsprozeß etwas verschleiert. Sie gehört funktionell mehr der inneren Rede des Menschen an. Als eine Tatsache der gesprochenen Rede kommt sie vielleicht am klarsten in dem von Peschkowski genannten «Vorstellungsnominativ» zum Vorschein (Prolepse im Nominativ):

Bah, diese blaue, duftige Ferne, wie oft hab'ich mich von ihr verlocken lassen. (Raabe)

Ein Dingbegriff wird hier zuerst eben nur genannt, sozusagen vor den inneren Blick des Redenden und auch des Hörenden geführt, so daß entsprechende Vorstellungen in beiden entstehen müssen. Doch von der reinen Benennung dürfte eigentlich auch hier keine Rede sein. Der Nominativ steht hier, um die Aufmerksamkeit des Hörenden (zuweilen auch des Redenden selbst) auf den betreffenden Gegenstand zu lenken und auf diese Weise den Ausgangspunkt für eine nachfolgende Mitteilung zu schaffen, deren psychologisches (oft auch grammatisches) Subjekt der Nominativ ist. Die Benennung steht hier also nicht an und für sich, sondern zielt syntaktisch auf etwas, was außerhalb des Nominativs im Redestrom gegeben ist. Und eine solche, oder irgendwelche andere, wenn auch zuweilen getarnte, syntaktische Einstellung ist in der Regel bei den Vorstellungsnominativen und anderen alleinstehenden Nominativen (z. B. bei dem vokativischen Nominativ) vorhanden. Sogar in den meisten Wörterbüchern (in Enzyklopädien, zweisprachigen Wörterbüchern) steht der Nominativ als Stichwort in Beziehung zu dem nachfolgenden Text, so daß auch hier die Benennung nicht völlig als die einzige Funktion des Nominativs zu gelten hat.

Die Anzahl der Funktionen des Nominativs ist sehr groß. Dennoch wird diese Frage in den großen grammatischen Werken von H. Paul, O. Behaghel, W. Wilmanns, L. Sütterlin mit Stillschweigen übergangen. Ausführlich werden die Funktionen des Nominativs nur bei Erdmann — Mensing (56—118) behandelt, aber etwas unsystematisch und mit besonderer Hervorhebung der Rolle des Nominativs in Ausrufen. Von den bedeutenden deutschen theoretisch-praktischen Grammatiken gibt Blatz eine ausführliche Übersicht der Funktionen des Nominativs (II, 299—315). In der russischen wissenschaftlichen Grammatik widmete

man dagegen den Funktionen des Nominativs große Aufmerksamkeit (besonders aufschlußreich ist die Konzeption Peschkowskis), was auch in den deutschen Grammatiken der sowjetischen Germanisten zum Ausdruck kommt — in den meisten von ihnen sind mehrere Funktionen des Nominativs erwähnt. Eine ausführliche Aufzählung der Funktionen des Nominativs in einigen indoeuropäischen Sprachen wird von W. Havers gebracht.

Die wichtigste Besonderheit des Nominativs vom funktionellen Standpunkt aus besteht darin, daß er (in seinen Hauptfunktionen) syntaktisch unabhängig ist, während alle anderen Kasus in der Regel als syntaktisch abhängig auftreten. Der Nominativ ist der direkte Kasus, im Gegensatz zu anderen Kasus, die oblique sind.

Syntaktisch unabhängig tritt der Nominativ in folgenden Funktionen auf:

1. **Das grammatische Subjekt** (vgl. § 46).
2. **Der «Benennungsnominativ»** (in den Wörterbüchern, Wortlisten usw.).
3. **Der Vorstellungsnominativ.**
4. **Der vokativische Nominativ** (*Karl! Karl, komm!* usw.).
5. **Der «emotionale» Nominativ,** als Ausdruck der Gemütsbewegungen gebraucht und sich den Interjektionen nähernd (*Donnerwetter! Teufel!* usw.).

Sehr wichtig für die zwei nächstfolgenden Funktionen des Nominativs sind die Ausstrahlungen (Projektionen), die von der Form des Nominativs als Auswirkung seiner Hauptfunktionen ausgehen. Erstens wirkt sich hier die Subjektsfunktion aus, die der Form des Nominativs so sehr eigen ist, daß auch ein Nominativ, wenn er im Redeprozeß kein Verbum finitum neben sich hat und auch keine Abhängigkeit von irgendeinem anderen Worte aufweist, sich doch als potentiales Subjekt aufzuspielen geneigt ist, das auf ein lexikal nicht bezeichnetes Prädikat hinstrebt. Anderseits ist hier auch die Prädikativfunktion des Nominativs von Belang. Auch sie ist dem Nominativ so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ein Nominativ, wenn er keine andere Funktion im Satze hat, leicht seine Fügungspotenz als Prädikativ aktualisiert und auf ein Subjekt hinstrebt, das nur im Kontext oder sogar nur in der Situation (also lexikalisch überhaupt nicht ausgedrückt) enthalten ist. Es wird hier sozusagen ein (im sprachlichen Sinne) scheinbares Subjekt errichtet, das sich grammatisch auf die vom Nominativ ausgehende Ausstrahlung (Projektion) und sachlich auf den Kontext oder die Situation stützt. Zuweilen ist der absolute Prädikativgebrauch des Nominativs von seinem absoluten Subjektgebrauch nur schwer zu unterscheiden.

Unmittelbar beziehen sich diese Erwägungen auf zwei folgende Funktionsarten des Nominativs:

6. **Die Bildung der Existenzialsätze.** Diese Sätze bestehen nur aus dem Nominativ (oder aus dem Nominativ mit seinen Attributen), dessen auf das Prädikat gerichtete Ausstrahlung deswegen ohne lexikale Bezeichnung des Prädikats zu bestehen vermag, weil als Gehalt des Prädikats hier die allgemeinste Daseinsform eines Gegenstandes — die

Existenz als solche, das Sein selbst erscheint. So genügt hier die Form des Nominativs in Verbindung mit der Satzintonation, um einen vollständigen Satz zu bilden:

Laue Wärme, kühle, tiefschwarze Nacht und helles Licht, Stimmen vorbei, Gestalten. (Schlaf) Ach, wenn doch etwas dazwischen käme! dachte die Fürstin, und der Himmel erbarmte sich ihrer. Ein heftiger Krach, ein prasselndes Knallen, und der Wagen senkte sich. (Alexis)

7. **Die Bildung der Benennungssätze.** Diese Sätze, die auch nur aus dem Nominativ (oder aus der attributiven Nominativgruppe) bestehen, sind im Gegensatz zu den Existenzialsätzen an den Kontext oder die Situation geknüpft. Die syntaktische Ausstrahlung (Projektion), die vom Nominativ ausgeht, richtet sich auf irgend etwas, was im Kontext oder in der Situation gegeben ist, um dieses Etwas zu benennen und zu bestimmen. Dementsprechend kann man die Sätze dieser Art in zwei Unterarten einteilen.

a) Situative Benennungssätze. Sie benennen unmittelbar ein Ding, das in der Situation gegeben ist, und werden oft von einer hinweisenden Geste begleitet. Gewöhnlich sind sie emotional gefärbt und haben einen wertenden Charakter, was durch Tonbewegung und entsprechende Attribute zum Ausdruck gebracht wird: *Welch ein Bild! Ein schönes Bild! Was für ein schönes Bild!* Ob diese Formen dem Subjekt oder dem Prädikat des zweigliedrigen Satzes (vom Typus *Dieses Bild ist ein schönes Bild!*) entsprechen, ist schwer zu sagen. Manches hängt von der Situation selbst ab.

Nicht als eine besondere Abart des Existenzialsatzes oder des situativen Benennungssatzes, sondern als zweigliedrige verblose Sätze, in welchen der Nominativ die Funktion des gewöhnlichen Subjekts hat, sind die hinweisenden Benennungssätze zu verstehen: *Vor mir zwei nickende Pferdeköpfe (Liliencron).* Der Nominativ entspricht hier dem Subjekt des verbalen Satzes (vom Typus *Zwei Pferdeköpfe sind vor mir*), und die hinweisende Komponente des Satzes entspricht dem nichtverbalen Teil des erweiterten Prädikats.

b) Kontextbenennungssätze. Sie benennen ein Ding, das grammatisch im Redestrom isoliert steht, aber auf Grund seiner syntaktischen Fügungspotenzen und unter Einwirkung des Kontextes die Projektion der prädikativen Beziehung zu irgendeinem Wort des Kontextes ausstrahlt:

... während zu gleicher Zeit dort hinten im Portale etwas Hellrotes aufblitzt ...Die roten Röcke der beiden Ratsdiener, Kaspersen und Uhlefeldt, welche in Gala erscheinen. (Th. Mann) Freilich, ich muß es sagen, es wird nichts mit ihm. Aber ein guter Junge, der mir alles zuliebe tut. (Fontane)

Im ersten Beispiel scheint der satzbildende Nominativ *Die roten Röcke* usw. ein Existenzialsatz zu sein. Aber er behauptet die Existenz des von ihm bezeichneten Gegenstandes nicht als solche, sondern in Beziehung zu dem vorhergenannten *etwas Hellrotes*. Es wird hier eine Art des prädikativen Verhältnisses angedeutet. Und in derselben Beziehung steht im zweiten Beispiel der satzbildende Nominativ *ein guter Junge* zu dem vorhergehenden *ihm*. Daß die betreffenden

Nominative hier satzbildend sind, ist aus der Zeichensetzung ersichtlich. Sie sind von dem Wort, das sie prädikativ «anstrahlen», durch einen Punkt getrennt. In einigen Fällen, wenn ähnliche Bildungen nur durch Kommas ausgesondert sind, ist es schwer, eine Grenze zwischen dem Kontextbenennungssatz und dem nicht kongruierenden verselbständigten Attribut zu ziehen:

Außerdem gab es ehemals eine Britzer Heide, ein übelberüchtigter Wald. (Alexis)

8. **Der absolute Nominativ** in zweigliedrigen (oder sogar eingliedrigen) Konstruktionen, die sich an einen Satz anlehnen:

Dir ist der alte Müller bekannt, bettlägerig ins zwanzigste Jahr, der Geist noch kräftig, heiter und klar (Chamisso). Die Waldfrau wollte Heribald das Geleck verschneiden, der höchste Schimpf eines Geistlichen (vgl. 141, II, 308—309).

Doch wird der Nominativ in einigen Funktionen auch syntaktisch abhängig gebraucht. Diese Abhängigkeit besteht darin, daß der Nominativ als solcher infolge seiner Bezogenheit auf einen anderen Nominativ im Satz erscheint, und drückt sich in der Kongruenzangleichung im Genus und in der Zahl aus, wenn die Semantik und die Form des Substantivs eine solche Angleichung erlauben. Hier kommen folgende Funktionen in Betracht:

9. **Das Prädikativ** (vgl. §46, 47). Er richtet sich gewöhnlich nach dem Subjekt, wenn sie beide Personen bezeichnen. *Ich bin Student — Wir sind Studenten; Er ist Student — Sie ist Studentin.* Doch gehört die Prädikativfunktion zu den wichtigsten Funktionen des Nominativs.

10. **Das unselbständige und verselbständigte Attribut (die Apposition)** in dem Falle, wenn das leitende Wort (Substantiv oder Pronomen) im Nominativ steht: **der Lehrer** *Schmidt; Schmidt,* **der Lehrer.** Zuweilen erscheint der appositionelle Nominativ auch bei dem leitenden Wort in obliquen Kasus, indem es sich einerseits dem Nominativ der Kontextbenennungssätze, anderseits dem «Gemeinschaftskasus» nähert:

Diese war an einen Mann in den Fünfzigern verheiratet, **eine hohe vornehme Erscheinung, doch bereits stark verfallen.** *(H. Mann) Ich stand allein in dem Saal,* **ein altertümlich Zimmer.** *(Alexis)*

Eine Sonderstellung nehmen die Verbindungen des Nominativs mit den Präpositionalkonjunktionen *als* und *wie* ein, wie es für die anderen Kasus bei der Verbindung mit den Präpositionen der Fall ist. Diese Fügungen spielen verschiedene Rollen im Satz (z. B. des Prädikativs: *Du bist wie eine Blume*) und können also den anderen Gebrauchsweisen des Nominativs nicht zur Seite gestellt werden. Sie bilden hier nur Nebenformen der Funktionen des Nominativs, und zwar Nebenformen mit der Semantik des Vergleichs oder der teilweisen Identifizierung. Aber es gibt auch solche Funktionen des Nominativs, die er nur mit Hilfe von diesen Wörtchen auszuführen vermag. Diese Tatsache ist es, die den Fügungen des Nominativs mit *als* und *wie* eine ganz andere Bedeutung beizumessen veranlaßt als z. B. den Fügungen des Nominativs mit Partikeln. In den folgenden Funktionen tritt der Nominativ (mit ganz vereinzelten Ausnahmen) nur in Begleitung dieser Wörter auf:

11. **Das prädikative Attribut:** *Er arbeitet* **als Lehrer.** (Als Ausnahmen kommen nur erstarrte Redewendungen vor: *Wache stehen, Posten stehen.)*

12. **Die abverbiale Bestimmung:** *Er kämpft* **wie ein Löwe.**

Von allen diesen Funktionen sind, wie gesagt, besonders wichtig die Benennungsfunktion und die Subjektfunktion. Unmittelbar oder mittelbar bauen sich alle übrigen Funktionen auf einer von diesen zwei Hauptfunktionen oder auf ihnen beiden zugleich auf. Aber sie sind auch eng miteinander verbunden. Das Subjekt bezeichnet, benennt in allgemeiner Form eben einen dinghaften Begriff, der erst im Verlaufe der Satzbildung aktualisiert und in seinem Verhältnis zur Wirklichkeit bestimmt wird. Die ausschlaggebende Rolle dieser Funktionen (und der Prädikativfunktion) erklärt es auch, weshalb der Nominativ so sehr geeignet ist, eine satzbildende Rolle zu spielen (Existenzialsätze und Benennungssätze) oder wenigstens als eine alleinstehende Äußerung zu fungieren (Vokativfunktion, ‹Empfindungsformel› — Verwünschungen, Beteuerungen, die sich oft der Interjektion nähern). Über die Verwertung der Nominativform als eines «Nullfalls» (vgl. 325, 86), d. h. einer universalen Kasusform vgl. § 23.

§ 21. Genitiv

Im modernen Deutsch ist der Genitiv (der Wesfall) in erster Linie ein adnominaler Kasus. Seine Hauptfunktion ist die des Attributs. Dementsprechend ist seine verallgemeinerte Bedeutung die der Beziehung eines dinghaften Begriffes zu einem anderen. Doch kommen noch heute im Deutschen mehrere andere Funktionen des Genitivs zum Vorschein, die zum Teil mit diesem allgemeinen Bedeutungsgehalt nicht zu vereinbaren sind. Es sind aber eher Reste des alten genitivischen Gebrauchs — noch im Frühneuhochdeutschen war der Genitiv einer der wichtigsten adverbialen Kasus. Der Genitiv von heute hat folgende Funktionen:

1. **Das Attribut.** Als Glied der Substantivgruppe ist der Genitiv in der Literatursprache trotz der Konkurrenz von seiten des Präpositionalattributs und der Zusammensetzungen sehr verbreitet. In der Umgangssprache tritt er seltener auf. In manchen Mundarten ist er vollständig verschwunden. Dies alles bedeutet aber noch nicht, daß der attributive Genitiv (und mit ihm der Genitiv überhaupt) eine absterbende Kategorie des deutschen Sprachbaus ist, wie z. B. Behaghel behauptet (I, 479—480). Die deutsche Schriftsprache hält am Genitivattribut bis heute fest, besonders in der Gebrauchssprache. Der Prozentsatz der substantivischen Genitive ist im Vergleich mit der Zahl der anderen Kasusformen des Substantivs durchaus kommensurabel (vgl. 8, 47—73). Jedenfalls ist mein Aufsatz von 1962 (106), in dem ich die «Rettung» des Genitivs in der Schriftsprache unternahm und ihn zu «rehabilitieren» versuchte, auf keinen Widerspruch gestoßen. Semantisch sind die Beziehungen zwischen dem Genitivattribut und dem von ihm bestimmten Worte sehr mannigfaltig. Man kann folgende Hauptar-

ten des Genitivattributs aufgrund ihrer Beziehungen zu den Gliedern verschiedener Entsprechungsparadigmen unterscheiden:

a) Das Genitivattribut steht im Verhältnis der Zugehörigkeit und des Besitzes zum leitenden Wort (genitivus possessivus): *Annas Hut, Klaras Hand, das Bein des Stuhls, die Arbeiter der Fabrik, Karls Heimat.* Aus den Beispielen ist ersichtlich, daß das Verhältnis des Teiles zum Ganzen (genitivus partitivus) zu der Semantik dieses Typus gehört.

b) Das Genitivattribut steht semantisch im Verhältnis des Subjekts oder des Objekts zum regierenden Wort (genitivus subjectivus und genitivus objectivus). Das regierende Wort ist ein Nomen actionis: *Karls Drohung, Tonis Lächeln, die Errichtung des Denkmals.* Bei einem Substantiv können zugleich ein Subjekt- und ein Objektgenitiv stehen: *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Engels)* (s. 280). An der Grenze zwischen dem genitivus subjectivus und dem Genitiv der Zugehörigkeit stehen Gruppen, deren leitendes Wort kein Nomen actionis ist, sondern die Bezeichnung eines Kunstwerks, ein Buchtitel, überhaupt ein Substantiv, das das Ergebnis irgendeiner Tätigkeit (vor allem auf dem Gebiete der Kunst) bezeichnet: *Goethes Gedichte, Schillers* 〈Wallenstein〉, *Liebknechts Rede.* Anderseits berührt sich dieser genitivus auctoris mit dem Genitiv der Zugehörigkeit, da hier nicht der Prozeß der Hervorbringung, sondern das schon gewordene, sozusagen «ewige» Verhältnis zwischen dem Künstler und dem von ihm hervorgebrachten Kunstwerk zum Ausdruck kommt. Keine Handlung, sondern das Ergebnis einer Handlung, das zu einer Eigenschaft ihres Urhebers wird, drücken die Wortgruppen vom Typus *die Kunst des Dichters, die Macht des Staates* aus. Auch sie bilden einen Übergang vom genitivus subjectivus zum Genitiv der Zugehörigkeit.

c) Das Genitivattribut steht semantisch im Verhältnis der inhaltlichen Konkretisierung und qualitativen Charakterisierung zum leitenden Wort (genitivus explicationis und genitivus qualitatis): *die Klasse der Arbeiter, die Art des Lernens, die Eigentümlichkeiten eines Landes, das Glück des Wiedersehens, der Mann der Wissenschaft, ein Substantiv männlichen Geschlechts, ein Blick matten Mißmutes.* Alle diese Beispiele zeigen eine gewisse innere Verknüpfung der Begriffe, die vom Genitiv und vom leitenden Substantiv bezeichnet sind. Es sind nicht zwei Dinge, die auseinandergerissen werden können, wie es z. B. bei dem possessiven und selbst partitiven Verhältnis der Fall ist. Es ist auch nicht das Verhältnis der handelnden Person und ihrer Handlung, die von der Person getrennt und (allerdings nicht immer) verselbständigt, absolutisiert werden kann. In den Beispielen wie *die Art des Lernens* usw. vollzieht sich eben eine Konkretisierung des allgemeineren Begriffs, der im leitenden Wort enthalten ist, seine Füllung durch einen anderen Begriff, der entweder an sich verhältnismäßig konkreter ist oder durch ein Adjektiv konkretisiert wird *(Menschen guten Willens).* So bilden diese Begriffe eine innere Einheit, durchdringen einander wechselseitig, wie es den Beziehungen zwischen dem Allgemeinen und Besonderen und zwischen dem Gegenstand und seiner Eigenschaft eigen ist. Es gibt freilich auch manche Übergangsfälle zwischen diesem

«inneren» Genitivattribut und den vorhergenannten Typen. So gehören die Bildungen vom Muster *die Blässe seiner Haut* sowohl zum «inneren» Genitiv als auch zum genitivus possessivus. Man soll auch nicht vergessen, daß in allen diesen semantischen Beziehungen letzten Endes die Semantik der Zugehörigkeit enthalten ist.

Wie gesagt, stoßen alle Typen des attributiven Genitivs auf eine erbitterte Konkurrenz von seiten der Präpositionalkonstruktionen, Zusammensetzungen und (in der ungepflegten Umgangssprache) des possessiven Dativs *(Vaters Haus — dem Vater sein Haus)*. Es scheint, daß im heutigen Deutsch von allen Genitivarten besonders gut die Genitive subjectivus, objectivus, possessivus und explicationis ihren Platz behauptet haben.

Nur zwei Arten des Genitivattributs unterscheidet W. Schmidt, der zu seiner Einteilung von M. Regula angeregt wurde. Nach W. Schmidt kann der Genitiv bezeichnen: 1. den Merkmalträger (d. i. den Träger bzw. Erleider einer Handlung, einer Eigenschaft, eines Zustandes, den Besitzer oder Schöpfer), 2. das Merkmal (d. i. eine Beschaffenheit, Eigenschaft, die Zugehörigkeit, ein Zeit- oder Maßverhältnis, die Art oder den Inhalt) (vgl. 350, 136).

2. **Die Bestimmung des Zahlworts:** *zwei der Genossen, der zweite der Genossen*. Der Genitiv hat dabei immer partitive Bedeutung.

3. **Das Objekt:** *Ich harre deiner; Ich bedarf deiner Hilfe; Ich erinnere mich seiner; Er belehrte mich eines Besseren; Er schämte sich seiner Tat; Er beraubte ihn des Lebens*. Ziemlich verbreitet ist der Gebrauch des Genitivobjekts nur bei reflexiven Verben und überhaupt bei den Verben, die außer dem Genitiv noch ein Akkusativobjekt bei sich haben. Da sich das Genitivobjekt seiner grammatischen Bedeutung nach dem direkten Objekt nähert, so dient es dazu, den Gebrauch von zwei identischen Formen in der Gruppe des Verbs zu verhüten, wenn die Semantik des Verbs zwei direkte Objekte erfordert. Alle anderen Fälle muten etwas archaisch an — entweder ist das Verb selbst archaisch gefärbt *(harren)* oder seine Verbindung mit dem Genitivobjekt, das durch andere Formen (das Akkusativobjekt) verdrängt wird *(Ich vergaß seiner Worte — Ich vergaß seine Worte)*. Übrigens konkurrieren auch bei den Reflexivverben andere Formen (Präpositionalkonstruktionen) mit dem Genitivobjekt *(Ich erinnere mich deiner — Ich erinnere mich an dich)*. Die Verdrängung des Genitivs aus der Gruppe des Verbs ist eine Folge der anwachsenden strukturellen Absonderung der Gruppe des Verbs von der des Substantivs im deutschen Sprachbau. Doch ist in der deutschen Literatursprache das Genitivobjekt keineswegs tot.

4. **Die adverbiale Bestimmung.** Dieser Gebrauch des Genitivs in der Gruppe des Verbs ist besonders stark zurückgegangen. Es werden jetzt nur einzelne, zum Teil halb erstarrte formelhafte Wendungen gebraucht (mit Semantik des Ortes, der Zeit und der Art und Weise): *des Weges (gehen), des Tages, des Abends, unverrichteter Dinge*. Von alters her war diese Art des Genitivs eine ergiebige Quelle der Nominaladverbien *(des Morgens — Morgens — morgens)*.

5. **Der adjektivbestimmende Genitiv:** *des Sieges gewiß, einer Hel-*

dentat fähig, des Erfolges würdig. Nach Behaghel (I, 552) sind die dazugehörenden Adjektive «wenigstens in der vorliegenden Bedeutung der lebendigen Rede fremd». Aber in der Literatursprache treten sie nicht selten auf, obgleich auch hier der Genitiv als Adjektiverläuterung von den konkurrierenden Formen (Akkusativ und Präpositionalkonstruktion) beträchtlich zurückgedrängt wurde. Bei einigen Adjektiven schwankt der Gebrauch:

Ich bin des Treibens müde. (Goethe) — Sie wurden diesen Unfug müde. (Goethe)

Adjektive mit quantitativer Semantik *einige, viele* werden sehr oft mit dem partitiven Genitiv verbunden: *einige der Studenten, viele der Anwesenden.*

6. **Die Genitivbestimmung bei den Interjektionen:** *Oh, des Esels!* Im modernen Sprachgebrauch selten.

7. **Der präpositionale Genitiv:** Dieser Gebrauch des Genitivs sollte eigentlich nicht als gleichartig mit den vorhergenannten betrachtet werden, da der Genitiv mit einer Präposition in denselben Funktionen auftreten kann, die schon oben erwähnt sind. Aber wenn der reine Genitiv als Adverbialbestimmung in seiner Anwendung sehr beschränkt ist, so tritt der Präpositionalgenitiv als Adverbialbestimmung sehr häufig auf und dabei in solchen Abarten dieses Satzgliedes, die der reine Genitiv nicht kennt; mit kausaler Bedeutung (*wegen des Diebstahls, infolge seiner Ankunft* usw.), mit konzessiver Bedeutung *(trotz seiner Bemühungen, ungeachtet seiner Ankunft),* mit finaler Bedeutung *(zwecks weiteren Studiums).* Diese Tatsachen zwingen uns, dem präpositionalen Genitiv einen besonderen Platz im Verzeichnis der syntaktischen Funktionen dieses Kasus einzuräumen. Der Genitiv erscheint nur bei jüngeren Präpositionen, die im Frühneuhochdeutschen, vorwiegend von den nominalen Stämmen, gebildet wurden, was eben den Gebrauch des Genitivs in Verbindung mit diesen Präpositionen erklärt (es war ursprünglich der adnominale attributive Genitiv). Eine Zeitlang schwankte zwar der Gebrauch des Genitivs, da mit dem Genitiv bei diesen Präpositionen der Dativ konkurrierte *(wegen des — wegen dem),* aber im Laufe der letzten 50—70 Jahre behauptete sich der Genitiv auf diesem Gebiet von neuem. Die Präposition *wegen* z. B. verbindet sich in der Literatursprache normalerweise wieder mit dem Genitiv. Es ist ein schlagender Beweis für die Lebenstüchtigkeit des Genitivs in der Literatursprache, daß er sich, wenn auch nicht unmittelbar, sondern durch eine Präposition der Gruppe des Verbs anschließt.

In allen obenerwähnten Funktionen tritt der Genitiv als ein syntaktisch abhängiger Kasus auf und spielt die Rolle eines nicht notwendigen Satzgliedes, was auch seinem Wesen entspricht. Aber in zwei Fällen kann der Genitiv auch als ein unabhängiges und notwendiges Hauptglied des Satzes erscheinen.

8. **Das partitive Subjekt eines zweiteiligen** (nicht zweigliederigen) **Satzes:** *Der zuerst Eintretenden waren zwei (Gutzkow).* Diese Konstruktion kommt allerdings nur sehr selten vor. Doch vgl. aus der modernen Prosa: *...und der Unterhaltungen gerade über diesen Gegenstand waren unzählige. (R. Lettau)*

Es besteht hier eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen der partitiven ersten Komponente, die dem Subjekt des nominativischen Satzes entspricht, aber im Genitiv steht, und dem Prädikativ mit der quantitativen Semantik (einem Zahlwort). Die Form des Genitivs ist ja ein Ausdruck seiner attributiven Abhängigkeit vom Zahlwort, aber das Zahlwort selbst ist hier als Prädikativ auf den Genitiv ausgerichtet und hängt von ihm ab, da er die Subjektrolle spielt. Es gibt allerdings eine solche wechselseitige Beziehung auch in den Wortgruppen, in denen das herrschende Glied ein adjektivisches Wort mit quantitativer Semantik ist. Z. B. *eine der Frauen*. In dieser Gruppe wird ja die Zahl und das Geschlecht des Adjektivs durch die monoflektiv ausgedrückte Semantik der Adjektiverläuterung bestimmt und bildet semantisch seine Bestimmung, obgleich die Genitivform der Adjektiverläuterung eben die Abhängigkeit dieses Lexems vom Adjektiv ausdrückt. Gerade die Konstruktionen mit wechselseitiger Abhängigkeit bilden überhaupt die Grundlage sowohl für die zweiteiligen Sätze mit Genitiv statt Subjekt als auch für die Distanzierung des Genitivs und Präpositionalattributs von dem herrschenden Substantiv: *Davon weiß ich kein einziges Wort*.

9. **Das Prädikativ.** Es erscheint fast ausschließlich bei dem kopulativen Verb *sein*. Ziemlich verbreitet sind die Genitivprädikative mit der Semantik der Zugehörigkeit, des inneren Zustands, zum Teil auch der Beschaffenheit: *Dieses Substantiv ist männlichen Geschlechts; Dieses Wort ist lateinischen Ursprungs; Ich bin der Meinung, ...*Einige Ausdrücke mit dem prädikativen Genitiv sind schon erstarrt. *Ich bin guter Dinge; Ich bin willens.* Sehr selten kommt der possessive Genitiv im Prädikat vor: *Die Mütze ist Pauls; ...daß sie eines anderen ist. (Hebbel)*

Es ergeben sich manche Schwankungen im Gebrauch des Genitivs in verschiedenen Funktionalstilen des Deutschen, selbst in der Schriftsprache. So kommt der Genitiv bekanntermaßen viel häufiger in den wissenschaftlichen, publizistischen und ähnlichen Texten vor als in der Schönen Literatur. Nach T. S. Glušak (277, 85—87) gilt dasselbe auch für das Verhältnis im Gebrauch des «reinen» und des präpositionalen Genitivs: Der letztere soll in den wissenschaftlichen Texten fast eine Hälfte der Gesamtzahl der Genitive ausmachen, in der Schönen Literatur ungefähr nur ein Drittel. Übrigens kommt in der Schönen Literatur Genitiv in verschiedenen Funktionen vor, auch als Prädikativ. Z. B. *Ich bin der Ansicht. (Handke)*

§ 22. Akkusativ und Dativ

Diese beiden Kasus gehören zur Gruppe des Verbs. Ihre Hauptfunktion, wenn sie ohne Präposition auftreten, ist die des Objekts. Der Akkusativ (der Wenfall) spielt die Rolle des direkten Objekts, d. h. des Objekts, das von der Handlung des Subjekts betroffen oder umfaßt wird, der Dativ (der Wemfall) die Rolle eines indirekten Objekts, auf welches die Handlung orientiert ist. Diese Hauptfunktionen bestimmen auch den

allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt der Kasus: der Akkusativ, situationsfern und kontextfrei betrachtet (z. B. in der Form *ihn*), bedeutet den unmittelbaren Gegenstand der Handlung, der Dativ, auf dieselbe Weise betrachtet (z. B. in der Form *ihm*), bedeutet den Gegenstand, dem die Handlung zustrebt, ohne ihn unmittelbar zu erfassen (vgl. 148, 399—454; 337).

Die Aktivität der im Verb ausgedrückten Handlung verteilt sich also bei diesen beiden Kasus ungleichmäßig. Sie treten mit Handlungen von verschiedener Dynamik in Verbindung. Der Akkusativ setzt eine dynamische, aktive Handlung voraus, der Dativ ist auch bei einer «milderen», gemäßigteren (im Sinne der Dynamik) Handlung möglich. Das tritt sehr klar bei den homonymen Verben zutage, die verschiedenartig vom Standpunkt der Intensität aus gefärbt sind. So steht bei dem Verb *begegnen* der Dativ *(Ich begegnete meinem Freunde)* und bei dem Verb *treffen* in derselben Bedeutung der Akkusativ *(Ich traf meinen Freund)*, was mit der größeren Intensität des letzteren verbunden ist (vgl. *Die Kugel traf ihn)*. Wenn aber die beiden Kasus bei einem Verb stehen, was sehr oft vorkommt, so verteilt sich die Aktivität der Handlung zwischen diesen beiden Kasus auf entsprechende Weise. Auf den Akkusativ richtet sich die ganze Intensität der Handlung, der Dativ wird von ihr nur gestreift oder überhaupt nicht berührt *(Ich gebe dir das Buch; Ich öffne dir die Tür)*. Deswegen bezeichnet der präpositionslose Dativ sehr oft die Person und seltener eine Sache, wogegen für den Akkusativ die Bedeutung der Sache sehr charakteristisch ist. (Von einer Verbreitung des Akkusativs der Person im modernsten Deutsch spricht L. Weisgerber.)

Die Intensität der auf das Akkusativobjekt gerichteten Handlung und das Umfassen dieses Objekts bedeuten nicht immer eine unmittelbare Einwirkung auf einen Gegenstand oder seine unmittelbare, handgreifliche Umkreisung. Auch das Denken über einen Gegenstand, sein Umfassen als eines gedanklichen, räumlichen, akustischen Objektbildes durch den Gedanken oder die Wahrnehmung, die Empfindung des Subjekts, selbst wenn dies nicht durch einen Willensakt hervorgerufen, sondern unwillkürlich und zufällig sein sollte, sind mit gewisser geistig-seelischer Dynamik und Auswirkung der Aufnahmefähigkeit verbunden und können somit als Abarten des intensiven bzw. umfassenden Verhaltens des Subjekts dem Objekt gegenüber gelten. Z. B. *Ich erkenne, weiß, sehe, höre, fühle es.* Was die Semantik der in solchen Sätzen auftretenden Verben betrifft, so dürfte man solche Verben vielleicht als Verben «der inneren Handlung» und des «inneren Umfassens» bezeichnen.

Allerdings gibt es viele Fälle im Gebrauch von Akkusativ und Dativ, die dem oben umrissenen Bedeutungskomplex nicht entsprechen. Synonyme Verben können verschiedene Fügungspotenzen aufweisen. Z. B. *gratulieren:* Dativ — *beglückwünschen:* Akkusativ; *helfen:* Dativ — *unterstützen:* Akkusativ usw. Der Akkusativ kann auch bei solchen Verben stehen, die weder eine Handlung noch ein Umfassen des Gegenstands bezeichnen: *Das Brot wiegt drei Pfund, Ich habe Angst, Es gibt gute Leute* usw. Der Dativ seinerseits bei solchen, die durchaus

intensiv und auf keine Person, sondern auf eine Sache gerichtet sind: *Er entkam dem Gefängnis, Er wich dem Schlag aus, Er diente dem Staat.* Seit je hat dies mehrere Grammatiker veranlaßt, einen allgemeinen Bedeutunsgehalt weder dem Akkusativ- noch dem Dativobjekt zuzusprechen (z. B. 375, 317; 325), gewöhnlich mit Ausnahme der Konstruktionen, in denen das Verb mit beiden Objekten zugleich verbunden ist.

In den meisten Gebilden, die von den oben formulierten semantischen Zügen der beiden Objekte abweichen, sind aber gewisse Triebkräfte im Spiel, die solche Abweichungen hervorrufen. Oft sind es die Vorsilben, von denen einige fast automatisch dem Verb einen aktiven Charakter verleihen und somit das Akkusativobjekt erfordern. Dies gilt vor allem für die Verben mit der Vorsilbe *be-*, die nur in sehr seltenen Fällen, mit dem Objekt eine phraseologische Einheit bildend, mit dem Dativ verbunden werden *(Es bekommt ihm gut)*. Andererseits ruft die Vorsilbe *ent-*das Dativobjekt hervor, obgleich der durch die Verben mit dieser Vorsilbe ausgedrückte Prozeß intensiv und gewissermaßen objektbezogen ist, da sie die Entfernung von einem Gegenstand, sozusagen eine zentrifugale Bewegung ausdrückt: *Er entkam der Gefahr.* Aber man muß berücksichtigen, daß es sich hier eben um Entfernung handelt und daß manche Verben mit *ent-* zugleich ein Akkusativobjekt haben, das ein unmittelbares Objekt der Handlung bezeichnet: *Ich entnehme dem Schrank eine Mappe.* Bei den Verben mit Vorsilbe kann es aber auch das verbale Grundmorphem selbst sein, das die Wahl des Objektkasus beeinflußt. Dies ist wahrscheinlich der Fall bei dem Verb *unterstützen*, in dem die Semantik des Verbs *stützen* klar durchscheint und die Wahl des Akkusativs statt des Dativobjekts erklärt. Als Triebkräfte können hier auch semantische Analogien auftreten. So ist wohl die Semantik des Umfassens, die solchen Verben eigen ist, wie *fassen, messen* (z. B. *Der Saal faßt hundert Menschen, Ich messe 1,72 m)* auch bei solchen Verben spürbar wie *kosten, wiegen (Das Kleid kostet 50 Mark, Das Brot wiegt drei Pfund)*.

Alle solche und sehr viele ähnliche Fälle widersprechen somit dem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt der beiden Kasusformen des Objekts nicht, sondern bilden die Peripherie ihrer eng miteinander verbundenen Felder, deren Mittelpunkt die Verben des Sagens und Gebens darstellen, die sich mit beiden Objekten zugleich verbinden. Und in ihrer Gesamtheit ergeben sie eine solche massive sprachliche Erscheinung, die keineswegs als sprachliche Realität in Frage gestellt werden kann. Das System der objektbezogenen Verben darf somit nicht zu einer endlosen Reihe von Einzelfällen degradiert und zu einer Angelegenheit der Wörterbücher gemacht werden. Man hat es eben mit einer für das grammatische System sehr kennzeichnenden Feldstruktur zu tun, wenn auch dieses Feld in der deutschen Sprache zu den kompliziertesten gehört.

Dies bedeutet aber nicht, daß alle Konstruktionen in diesem Bereich restlos von diesem Feld umfaßt werden. Dieses Feld muß unbedingt berücksichtigt werden, aber es erschöpft den Bereich der Objektkasus nicht. Schon deswegen, weil die Objekte nicht nur durch Akkusativ und

Dativ, sondern auch durch Präpositionalkonstruktionen und Genitiv gebildet werden. Allerdings spielt der Genitiv dabei eine bescheidene Rolle (vgl. § 21). Aber die Präpositionalobjekte sind sehr verbreitet und konkurrieren mit den Akkusativ- und Dativobjekten auf verschiedene Weise. Besonders wichtig sind hier die Präpositionalobjekte mit *an, auf, nach, von, über* (vgl. 149, 153—155, 172; 173; 483—484; 189, 148—149; 240; 140). Näheres darüber in den § 27, 49.

Auch unter den Objektkonstruktionen mit Akkusativ und Dativ selbst gibt es aber einige Unterarten, die sich wirklich weit von dem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt dieser Konstruktionen entfernen und in zwei Fällen sich sogar als besondere logisch-grammatische Satztypen auffassen lassen. Es sind die Konstruktion *Es gibt* + Akkusativ und die Konstruktionen mit *haben,* in denen sich *haben* durch «besitzen» nicht ersetzen läßt. Im ersten Fall ist der eigenartige Status der Konstruktion formell scharf umrissen: durch den Übergang in die unpersönliche *es*-Konstruktion und die völlige Änderung der verbalen Semantik. Im zweiten Fall ist die Lage komplizierter, aber auch hier reicht die völlige Änderung sowohl der verbalen Semantik als auch der Gesamtsemantik des Satzes aus, um von einem speziellen logisch-grammatishen Satztyp zu sprechen (vgl. § 49, Punkt d). In den beiden Konstruktionen wird ja die Handlungssemantik durch die Semantik der Existenz ersetzt.

Gerade durch die Ausscheidung dieser beiden Konstruktionen aus dem Gesamtbestand der Sätze mit Akkusativobjekt wird die feldmäßig strukturierte semantische Einheitlichkeit der überwältigenden Mehrheit von anderen Realisierungen dieses formalen Typs gesichert.

Die eigentlichen Funktionen des Akkusativs sind:

1. **Das direkte Objekt.** Oben wurde diese Funktion im allgemeinen schon charakterisiert. Es gibt hier aber eine Reihe von Schattierungen:

a) Der äußere Akkusativ. Er bezeichnet einen Gegenstand, der unabhängig von der Handlung existiert und von ihr nur umfaßt oder irgendwie verändert wird: *Ich nehme das Buch; Ich öffne die Tür; Ich sehe den Baum.*

b) Der Akkusativ des Resultats. Er bezeichnet einen Gegenstand, der erst im Verlauf der Handlung entsteht: *Die Arbeiter bauen ein Haus; Ich schreibe einen Brief.*

c) Der innere Akkusativ (oder der Akkusativ des Inhalts). Er erscheint gewöhnlich bei den intransitiven Verben und bezeichnet in nominaler Form den Tätigkeitsbegriff, der im betreffenden Verb zum Ausdruck kommt. In der Regel hat der innere Akkusativ dasselbe Grundmorphem wie das Verb: *Er springt einen Sprung; Er geht einen Gang* (vgl. aber auch: *Er tanzte einen Walzer*). Auch bei den transitiven Verben ist der innere Akkusativ möglich: *Er schlug einen Schlag* (im Gegensatz zu: *Er schlug den Hund).*

2. **Die adverbiale Bestimmung.** Im Einklang mit seinem allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt bezeichnet hier der Akkusativ einen Raum-oder Zeitabschnitt, auf welchen sich die Handlung erstreckt (zum Teil steht er dem Akkusativ des Inhalts nahe): *Er ging seinen*

Weg; Den ganzen Tag bin ich zu Hause. Auch bei den Datierungen kommt der Akkusativ vor: *Sonntag, den 21. Januar.*

3. **Die Akkusativbestimmung des Adjektivs.** In dieser Funktion ist der Akkusativ verhältnismäßig verbreitet. Er steht hauptsächlich bei solchen Adjektiven, deren Semantik eine Erstreckung auf irgendein Gebiet zuläßt, was der Grundbedeutung des Akkusativs entspricht: *drei Meter hoch, eine Elle lang, keinen Heller wert, drei Mark schuldig* (vgl. 309, III, 343—344).

4. Sehr zahlreich sind die Verbindungen des Akkusativs mit den Präpositionen. Der **präpositionelle Akkusativ** erfüllt nicht nur dieselben Funktionen wie der präpositionslose, sondern auch gewisse besondere Funktionen.

Eine sehr große Rolle spielt der präpositionelle Akkusativ als adverbiale Bestimmung — es werden auf diese Weise adverbiale Bestimmungen mit mannigfaltiger Semantik gebildet. Dabei kommt es zu einer Abgrenzung gegen den präpositionellen Dativ, die dem ganzen Unterschied in dem allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt dieser Kasus entspricht: bei den Präpositionen *an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor, zwischen,* die sowohl mit dem Akkusativ als auch mit dem Dativ verbunden werden, steht der Akkusativ bei den Verben der Bewegung, also bei den «intensiveren» Verben, während der Dativ bei den Verben steht, die das Verweilen an einem Orte bezeichnen: *Er geht in die Bibliothek — Er liest in der Bibliothek.* Bei der Bildung des präpositionellen Objekts (mit der Bedeutung des direkten Objekts) werden die Präpositionen *an, auf, über* auch mit dem Akkusativ und nicht mit dem Dativ gebraucht, was eben dem aktiven, dynamischen Charakter des betreffenden syntaktischen Verhältnisses entspricht: *Ich denke an dich; Ich denke über dieses Ereignis nach; Diese Frage bezieht sich auf ihn.*

5. **Die Funktion des Attributs,** an welcher der Akkusativ nur mit Hilfe der Präposition teilnehmen kann: *die Reise um die Welt, der Weg durch den Wald, Hans ohne Land.*

In allen diesen Funktionen, mit Ausnahme der Adverbialfunktion, ist der Akkusativ syntaktisch von irgendeinem Redeteil abhängig. Aber auch als adverbiale Bestimmung behält der Akkusativ die Semantik eines Dinges, auf welches sich die Handlung erstreckt, so daß eine gewisse Abhängigkeit vom Verb doch zu spüren ist. Nur in einem Fall erscheint der Akkusativ im syntaktischen Sinn unabhängig.

6. **Der absolute Akkusativ.** Er tritt in zweiteiligen Konstruktionen auf, die sich strukturell an einen Satz anlehnen, aber formell von ihm nicht regiert werden. Diese Konstruktion gibt gewöhnlich irgendwelche Merkmale des Subjekts oder (seltener) des Objekts an und ist mit dem Prädikat temporal verbunden. So wird sie in mancher Hinsicht dem prädikativen Attribut ähnlich, obgleich sie zuweilen einer adverbialen Bestimmung gleichkommt. Der Akkusativ ist in dieser Konstruktion in mancher Hinsicht dem Subjekt eines Satzes, das zweite Konstruktionsglied dem Prädikat analog:

Er stand in der Tür, in einem kurzen Mantel, den Hut in der Hand (Kellermann). Sie gingen, das rhythmische Rauschen der

langgestreckten Wellen neben sich, den frischen Salzwind im Gesicht. (Th. Mann) Diederich... sah ihm nach, den Mund noch offen. (H. Mann)

Das zweite Konstruktionsglied ist entweder eine Präpositionalgruppe (fast immer im Dativ) in der Adverbialfunktion oder ein Adjektiv in der Kurzform oder ein Adverb. Sie entsprechen, wenn man die Analogie mit dem Satz weiterführt, dem eigentlichen Prädikativ oder dem Prädikativ des erweiterten Prädikats bei fehlender Kopula.

Die Funktionen des Dativs sind mannigfaltiger als die des Akkusativs. Geschichtlich hängt es damit zusammen, daß der germanische Dativ vermutlich aus der Verschmelzung von einigen anderen alten Kasus (Dativ, Lokativ, Ablativ, Instrumentalis) entstanden ist und wenigstens zum Teil ihre Funktionen übernommen hat, die aber jetzt, insoweit sie nicht den anderen Kasus anheimgefallen sind, vorwiegend nicht der reine, sondern nur der präpositionelle Dativ auszuführen vermag. Für den Dativ ist der präpositionelle Gebrauch überhaupt besonders charakteristisch. Dennoch nimmt auch der präpositionslose Gebrauch in den Gebrauchsweisen des deutschen Dativs einen bedeutenden Platz ein, wobei sich gerade sein allgemeiner grammatischer Bedeutungsgehalt offenbart, den wir oben in Gegenüberstellung zu dem des Akkusativs bestimmt haben. Der Dativ hat folgende Funktionen:

1. **Indirektes Objekt.** Es zerfällt in drei Unterarten:

a) Das notwendige indirekte Objekt, das bei solchen Verben erscheint, die ohne den Dativ dem Satz keinen vollständigen, abgeschlossenen Sinn verleihen können: *Er ähnelt seinem Vater; Es entspricht unseren Erwartungen.* Läßt man den Dativ in diesen Sätzen weg, so werden sie entstellt. Bei einigen Verben erlaubt der Kontext, das Dativobjekt auszulassen, wenn die durch den Dativ bezeichnete Person verallgemeinert oder im Kontext ausgedrückt wird oder in der Situation vorhanden ist: *Die Arznei hilft* (d. h. hilft überhaupt, hilft jedem); *Er gibt das Buch* (aus dem Kontext oder aus der Situation ist zu entnehmen, wem das Buch gegeben wird). Sonst wäre auch in diesen Sätzen das Dativobjekt unbedingt notwendig.

b) Das nicht notwendige indirekte Objekt, gewöhnlich bezeichnet als freier Dativ (vgl. 132, I, 624—629). Es erscheint dann, wenn der Satz auch ohne das Dativobjekt vollendet wäre, aber dieses Objekt bezeichnet doch einen solchen Gegenstand (in der Regel eine Person), der mit der betreffenden Handlung als ihr unmittelbares Orientierungsziel tatsächlich verbunden ist:

Ich öffne die Tür — Ich öffne dir die Tür; Ich kaufe ein Buch — Ich kaufe dir ein Buch; Ein neues Lied, ein besseres Lied, o Freunde, will ich euch dichten! (Heine)

In allen diesen Fällen ist der Dativ durchaus erläßlich, da die Handlung auch im Interesse des Subjekts selbst vollzogen sein könnte. Aber wenn der Dativ erscheint, so bedeutet es, daß sich die Handlung wirklich in der Richtung auf diese Person entwickelt. Hierher gehören auch die Sätze mit nominalem Prädikat und die unpersönlichen Sätze, die einen Zustand oder Sachverhalt ausdrücken, der bei der Einführung

des Dativs sich nur in Hinsicht auf ihn realisiert: *Die Sache ist mir klar; Es ist mir zu dunkel* (dativus commodi und incommodi). Einzelne Komponenten des Sachverhalts in solchen Sätzen können mit dem Dativ in nähere Berührung treten (dativus sympatheticus): *Mir schmerzt der Kopf; Er strich ihr das Haar; Er lachte ihr ins Gesicht.* Einen besonderen Fall bilden die Dative bei unpersönlichen Konstruktionen vom Muster *Es ist mir kalt — Mir ist kalt; Mir ist angst* usw. Der Dativ bezeichnet hier den Träger des Zustands, der im Prädikat zum Ausdruck gebracht wird. Es gibt freilich sehr viele Fälle, wo die Grenze zwischen dem notwendigen und dem nicht notwendigen Dativ fließend ist. Noch schwieriger ist es, eine Grenze zu ziehen zwischen dem nicht notwendigen Dativobjekt und der nachfolgenden Art des Dativgebrauchs.

c) Die dritte, ganz eigenartige Unterart des Dativobjekts nennt man dativus ethicus. Dieser Dativ bezeichnet eine Person, die an dem Sachverhalt des Satzes interessiert ist und an ihm emotionell teilnimmt, aber der Sachverhalt selbst entwickelt sich (oder existiert) ohne jegliche Rücksichtnahme auf diese Person. Der Dativ ist hier meistens ein Personalpronomen, was dem emotionalen Charakter dieser Konstruktion entspricht:

Wie herrlich leuchtet mir die Natur! (Goethe) Du bist mir ein Vergnügungsobmann. (Bredel) Du bist mir zu schlau! Was denkst du dir dabei?

Das erste Beispiel steht freilich noch dem vorher geschilderten Typus sehr nahe, da hier eine konkrete Einwirkung der Handlung auf die Dativperson stattfindet. Aber die anderen Beispiele weisen eine empfindungsgefärbte Wertung des Sachverhalts der Sätze auf. Im letzten Beispiel betont das Dativpronomen die Subjektivität der Handlung und ist eigentlich eine Abart des Reflexivpronomens.

2. **Die Bestimmung des Adjektivs.** In dieser Funktion wird der Dativ bei vielen Adjektiven gebraucht: *seinem Vater ähnlich, dem Feinde überlegen, dem Vaterlande treu.*

3. **Das Possessivattribut.** Auf der Grundlage des sympathetischen Dativs in der Gruppe des Verbs, der im Verhältnis der Zugehörigkeit zu anderen nominalen Gliedern des Satzes steht, entwickelt sich eine Konstruktion, in welcher der Dativ vom Verb losgelöst und mit Hilfe eines Possessivpronomens zur unmittelbaren Bestimmung eines Substantivs verwendet wird. In die Literatursprache ist diese Konstruktion nicht eingedrungen, aber in der Mundart und in der gröberen Umgangssprache tritt sie als ein wichtiger Konkurrent des genitivus possessivus auf:

Meiner Mutter ihr Sohn repariert sich das allein. (Seghers)

4. **Die Bestimmung der Interjektion:** *Pfui dem Verräter!* Der allgemeine grammatische Bedeutungsgehalt des Dativs (die Person, an welche eine Handlung oder ein Sachverhalt «adressiert» ist) kommt hier klar zum Vorschein.

In Verbindung mit Präpositionen werden noch folgende Gebrauchsweisen des Dativs möglich:

5. **Das direkte Objekt:** *Ich sprach von ihm; Er träumte von ihr.* Diese Konstruktion wird mit Hilfe der Präposition *von* gebildet.

6. **Die adverbiale Bestimmung.** Es werden sehr verschiedene Arten der adverbialen Bestimmung auf diese Weise ausgedrückt (vgl. § 58).

7. **Das Attribut** (nicht nur possessiven Charakters): *die Stadt am Meer, die Bearbeitung von Metallen.*

Als ein Hauptglied des Satzes erscheint der Dativ in einer Funktion, die in der heutigen Literatursprache äußerst selten vorkommt.

8. **Das Prädikativ:** *Wem ist das Kind? (Grillparzer)* (vgl. 309, III, 410).

§ 23. Das Problem des Gemeinschaftskasus

Daß im Deutschen ein Kasus vorhanden ist, der in ganz verschiedenen Funktionen auftritt und unveränderlich bleibt, wurde in den Werken von Erdmann-Mensing (118) und Sütterlin (190) als eine Hypothese in sehr vorsichtiger Form behauptet. Dieser Gemeinschaftskasus fällt formell mit dem Nominativ zusammen. Für Mensing ist die Grundlage der Entwicklung des Nominativs zu diesem Kasus semantischer Art, nämlich die Fähigkeit des Nominativs — im Gegensatz zu den obliquen Kasus —, ein Ding als solches, ganz beziehungslos, zu bezeichnen, «außerhalb der Konstruktion des Satzes zu stehen» (195, 113). Den «allgemeinen Kasus» als solchen erblickt er in formelhaften artikellosen Verbindungen der Substantive, die von einer Präposition abhängen, also Konstruktionen wie: *Er steht auf der Altersstufe zwischen Knabe und Jüngling.* Sütterlin stellt in den Vordergrund die Wirkung der sprachlichen Gesetzmäßigkeiten (es sind hier augenscheinlich die phonetischen gemeint), denen zufolge die Kasusformen ihre «ursprünglich eigentümlichen Ausgänge» verloren haben. Der Gemeinschaftskasus erscheint nach Sütterlin dort, wo kein Vergleich mit ähnlich gebauten, aber, um einen nicht Sütterlinschen Ausdruck zu gebrauchen, grammatisch ausdrucksfähigen Formen zu Hilfe kommen kann. Seine Beispiele sind: *Antrag Kanitz, Schulzes Beruf als Lehrer, Müller-Meiningen, ein Pfund Kirschen* (vgl. auch Ljungerud, 119—121; 55, 85).

Brinkmann behandelt diese Erscheinung, auch solche wie *Anfang Mai,* als Erstarrung der Gestalt des Substantivs (148, 12—16).

Zu erwähnen wären noch die Fügungen mit dem Wort *Art (eine Art Glück, eine Art Platz, eine Art Wechselfieber),* mit dem Wort *Stück* (nicht nur Stoffnamen treten dabei «kasuslos» auf: *ein Stück Welt*) usw.

Doch nimmt diese Erscheinung einen verhältnismäßig bescheidenen Platz im deutschen Kasussystem ein. Und es ist kein Zufall. Im großen und ganzen widersetzt sich der Schaffung eines echten Gemeinschaftskasus im Deutschen vor allem die Tatsache, daß die Nullflexion, wenn wir das ganze Deklinationssystem im Auge behalten, in der deutschen Sprache, im Gegensatz zum Englischen und Französischen, keineswegs überwiegt. Selbst auf dem Gebiete der Substantivdeklination als solcher ist die Nominativform, durch Nullflexion (aber auch nicht immer) charakterisiert, zahlenmäßig schwächer vertreten

als die Form der obliquen Kasus mit der Endung *-en*. Sogar bei den Stoffbezeichnungen beginnt der Gemeinschaftskasus zu schwanken, sobald der Stoffname in Begleitung eines Adjektivattributs erscheint. Wenn die ganze Gruppe in einem obliquen Kasus steht, hat das Adjektiv hier nie die Endung des Nominativs, was besonders bei Maskulina klar zutage tritt:

> *...Sie bringt... eine Schnitte fast heißen Streuselkuchen. (Seghers)*
> Eine Aufforderung im Sinne *(Geben Sie mir...)*
> *Ein Glas Wein, feurigen Wein. (Alexis)*
> Jung bringt als Normalform das Beispiel
> *bei einem Glas(e) kühlem Wein* (2, 66—67) usw.

Also beruht in diesen Gruppen das syntaktische Verhältnis zwischen ihren Gliedern auf der Kongruenz, die in den meisten Fällen monoflexivisch zum Ausdruck gebracht wird. Was die anderen Beispiele des Gemeinschaftskasus anlangt, so ist da eher mit Mensing an die Einwirkung einiger Züge und Verwendungsarten des Nominativs als an das Vorhandensein einer besonderen Kasusform zu denken. In der Gruppe *Antrag Kanitz* erscheint die zweite Komponente als verkürzte Benennung eines Ereignisses (in diesem Fall eines parlamentarischen Vorfalls), die eine gewisse Parallele zu Buchtiteln usw. bildet (vgl. *der Erfolg seines Dramas* ⟨*Die Räuber*⟩). Letzten Endes gründet sich dieser Gebrauch auf die Benennungsfunktion des Nominativs — seine Hauptfunktion, die sich auch in der Bildung der Benennungssätze kundgibt (s. § 20). In der Gruppe *Müller-Meiningen*, in welcher die zweite Komponente eine Ortschaft bezeichnet (eine verkürzte Form der Präpositionalgruppe: *aus Meiningen, von Meiningen*), ist er «parenthetisch» gegeben und steht oft in Kommas oder Klammern. Erst der Kontext stellt die Attributivbeziehung zwischen dieser Form und dem leitenden Wort fest.

Anderseits wirken hier auch die syntaktischen Fügungstendenzen, die eben für den Nominativ charakteristisch sind. Von der Form des Nominativs gehen (vgl. § 20) potentielle syntaktische Strahlungen aus, die sowohl auf das Prädikat vom Subjekt her (wenn der Nominativ die Funktion des Subjekts oder eine analoge übernimmt) als auch auf das Subjekt vom Prädikat her (wenn der Nominativ als Prädikativ oder in einer analogen Funktion auftritt) gerichtet sind. Und solche Strahlungen werden zuweilen bei den Nominativformen spürbar, die in der Substantivgruppe ohne Kongruenz mit dem regierenden Wort erscheinen.

So bekommt der Nominativ in den verselbständigten Attributen, besonders bei einiger Distanzierung vom regierenden Wort, scheinbar eine prädikative Beziehung zu dem im regierenden Worte enthaltenen Begriff, die dem Nominativ im Benennungssatz eigen ist: es wird auf diese Weise die unmittelbare Zugehörigkeit des von ihm bezeichneten Begriffes zu einem anderen Begriff bezeichnet, der im Kontext enthalten ist. Somit wird hier eine unmittelbare prädikative Projektion vom Appositionsnominativ zu dem Begriff hergestellt, der durch das

leitende Wort ausgedrückt ist, ohne die grammatische Form zu beachten, in der er auftritt, wie es bei den nominativischen Benennungssätzen der Fall ist:

Er trug ein Wams von Leder und Beinkleider von grobem blauem Tuche, ein unscheinbarer Anzug, der aber seinen kräftigen Körperbau hervorhob. (Hauff)

Auch die Tendenz zum Übergang in die syntaktische Ruhelage (der Nominativ spielt im syntaktischen System eben die Rolle des Ruhelage-Kasus) dürfte bei Beispielen solcher Art im Spiele sein. Ähnliche Triebkräfte wirken auch bei dem Ersatz der obliquen Kasus durch den Nominativ in den *als*-Appositionen, was zum Teil auch durch die Tendenz zur Monoflexion hervorgerufen werden kann.

Es sind also manche Gebrauchsweisen der Nominativformen, die man zum Gemeinschaftskasus zählt, in Wirklichkeit fest mit den Hauptfunktionen des Nominativs als eines besonderen Kasus verbunden, während einige andere Gebrauchsweisen von diesen Formen auf der Tendenz zur Monoflexion beruhen. Wie weit diese beiden Erscheinungen ihren ursprünglichen Gehalt eingebüßt und sich zu einer strukturell-semantischen Einheit, zu einem Kasus vereinigt haben, ist eine große Frage. Und wenn man bedenkt, daß im Falle der Begleitung des Substantivs durch Artikel oder Adjektiv die Kongruenz mit dem regierenden Wort oft wiederhergestellt wird, so wird es klar, daß man es hier mit einer sehr beschränkten und widerspruchsvollen Erscheinung zu tun hat.

Es sind nur Ansätze zur Bildung eines neuen Kasus da. Und diese Ansätze, was sehr wichtig ist, führen nicht in Richtung Gemeinschaftskasus, wie er im Englischen oder Französischen existiert, sondern in Richtung auf einen ganz eigenartigen Kasus. Es handelt sich ja hier fast ausschließlich (mit einer einzigen Ausnahme) um solche Besonderheiten im Kasusgebrauch, die den Substantiven nur als Gliedern der Substantivgruppe eigen sind. Nur die Substantivgruppe vermag es, einem (oder einigen) von ihren Gliedern die Nullflexion oder die Nominativflexion statt der Kasusflexion aufzuzwingen, die das Substantiv haben sollte, falls es allein (oder in Verbindung nur mit Artikel, Pronomen, Adjektiv) in derselben syntaktischen Funktion wie die ganze Gruppe auftreten sollte. Die einzige Ausnahme ist der Gebrauch nach Präpositionen (z. B. *laut Befehl, wegen Mordversuch, zwischen Affe und Mensch*), der aber einige Ähnlichkeit mit dem Gebrauch in der Substantivgruppe hat und ihm wenigstens nicht ganz entgegengesetzt ist: *eine Art Diebstahl — wegen Diebstahl*. Es wäre also richtiger, von den Ansätzen zur Schaffung eines Kasus zu sprechen, der speziell zum Gebrauch in der Substantivgruppe bestimmt ist, der also an eine Gruppe gebunden ist und keinen klaren grammatischen Bedeutungsgehalt enthält.

Daß ein solcher Kasus überhaupt möglich ist, lehrt das Beispiel der russischen Sprache, die den Präpositionalkasus (predložnyj padež) kennt, in welchem sogar nicht die Abhängigkeit von einem vollwertigen Redeteil, sondern die von einem Hilfswort die Einheitlich-

keit des Kasus in seinem Gebrauch ausmacht. Diese auf die Substantivgruppe beschränkten Kasus der deutschen Sprache könnte man vielleicht «Monoflexiv» nennen, da die Monoflexion doch die wichtigste Rolle bei der Bildung dieses Kasus spielt. Dem Nominativ ist der Monoflexiv, insoweit er überhaupt existiert, homonym oder er stellt nur eine besondere Gebrauchsweise des Nominativs dar. Es wäre aber auch durchaus möglich, in den betreffenden Besonderheiten der Substantivflexion in der Substantivgruppe einfach die durch die Tendenz zur Monoflexion bestimmten Formvarianten der gewöhnlichen Kasus zu sehen.

Die Hilfswörter, die in den Spezialbereich des Substantivs gehören (Artikel und Präposition)

§ 24. Allgemeine Bemerkungen über den Artikel

Die Rolle des Artikels bei der Gestaltung des Substantivs als grammatischer Kategorie ist außerordentlich groß. Von den meisten modernen Sprachen, die über einen Artikel verfügen, unterscheidet sich die deutsche Sprache durch die grammatisch ausdrucksfähige Flexion ihres Artikels.

Es gibt im Deutschen zwei Arten des Artikels. Der bestimmte Artikel *der* geht genetisch letzten Endes auf das Demonstrativpronomen zurück, der unbestimmte Artikel *ein* auf das Zahlwort ***ein***. Der unbestimmte Artikel kommt nur im Singular vor. Vgl. *Dort steht ein Stuhl — Dort stehen Stühle.* Die Nullform des Artikels, d. h. sein systematisch durchgeführtes Fehlen bei gewissen Klassen des Substantivs und seinen Verwendungsarten, hat auch eine große grammatische Bedeutung.

Das Wesen des deutschen Artikels und seiner Funktionen gehört zu den umstrittensten Fragen der deutschen Grammatik. Selbst seine Benennungen («bestimmt» und «unbestimmt») wurden von einigen Sprachforschern scharf kritisiert und verworfen. Jedoch behalten wir diese Fachausdrücke bei, wie wir überhaupt manches aus der traditionellen Auffassung des Artikels beizubehalten beabsichtigen, da es dem Wesen des Artikels entspricht.

Den Artikel analysieren, heißt seine Verwendungsarten und die Bedeutungsschattierungen des Substantivs, zu welchem er gehört, im Redeprozeß festzustellen.

Wenn man die deutschen Artikel in ihren Verbindungen mit den Substantiven situationsfern und kontextfrei betrachtet, sind sie mehrdeutig. Das gilt besonders für den bestimmten Artikel. *Der Mensch* kann sowohl einen einzelnen und dabei bestimmten Menschen bedeuten (die individualisierende Funktion des Artikels) als auch die ganze Gattung der Menschen (die generalisierende Funktion des Artikels): *Der Mensch ist mir bekannt — Der Mensch ist ein Säugetier.* Der unbestimmte Artikel ist eindeutiger. Er wird in der Regel als Bezeichnung eines einzelnen, aus der ganzen Gattung ausgesonderten, aber näher nicht bestimmten Wesens (also individualisierend) empfunden. Aber zugleich kann auch das durch den unbestimmten Artikel ausgesonderte Einzelwesen als Vertreter der ganzen Gattung auftreten (also generalisierend), indem es als ein beliebiges Wesen seiner Gattung behandelt werden kann, das alle Eigenschaften dieser Gattung besitzt.

In einigen deutschen Mundarten sind die Artikelformen eindeutiger. Wie H. M. Heinrichs gezeigt hat, gibt es in der Mundart von Amern zwei Formen des bestimmten Artikels, von welchen die eine *(«der»)* vor

allem dazu dient, «allgemein Bekanntes zu kennzeichnen», also generalisierend ausgerichtet ist, und die andere *(«dä»)* «auf etwas durch verschiedene Gegebenheiten näher Bestimmtes» hinweist, also individualisierend ausgerichtet ist (236, 85—103). Aber in der deutschen Schriftsprache kennt man solche Differenzierung und Spezialisierung der Artikelformen nicht. Der bestimmte Artikel hat hier, wie es auch H. M. Heinrichs in weiter indoeuropäischer Sicht zeigt, mehrere Funktionen zu erfüllen. (Die Hauptfunktionen sind, nach Heinrichs, die logische, die syntaktische und die stilistische). Und als Folge davon wird der Artikel, sowohl der bestimmte, als auch der unbestimmte, überaus mehrdeutig.

Gerade diese Mehrdeutigkeit des Artikels erlaubt es nicht, ihn als das alleinige Mittel zur Differenzierung des Umfangs, in welchem der durch das Substantiv bezeichnete Begriff auftritt, anzuerkennen. Um diesen Begriff zu individualisieren oder zu generalisieren, ist der Artikel als solcher unzureichend. Erst im Satz, überhaupt in Anlehnung an den Kontext und die Situation, gelingt es dem Artikel, sich an dieser Funktion mit Erfolg zu beteiligen. Bevor er den Begriffsgehalt des Substantivs deutet, muß er also selbst gedeutet werden. Auch viele andere grammatische und lexikale Mittel können benutzt werden, um den betreffenden Unterschied (individualisierend — generalisierend) in der Bedeutung des Substantivs zum Ausdruck zu bringen: Wortstellung, Intonation, Wörter mit geeigneter Semantik. Diese Mittel in Verbindung mit dem Kontext und der Situation, die hier die wichtigste Rolle spielen, ermöglichen es auch den Sprachen, die keinen Artikel besitzen, den Unterschied individualisierend — generalisierend in der Substantivsemantik mit derselben Präzision und Sicherheit zu bezeichnen, wie es die Sprachen tun, die über den Artikel verfügen.

Das alles zeigt die völlige Grundlosigkeit und Unhaltbarkeit der Konzeption, nach welcher das Vorhandensein des Artikels eine höhere Entwicklungsstufe des Sprachbaus bekundet. Der Artikel ist ein Bestandteil der grammatischen Struktur der betreffenden Sprachen, und als solcher vermag er an und für sich weder eine höhere noch eine niedrigere Stufe der Sprachentwicklung zu charakterisieren, sondern ist selbst in dem gesamten Charakter des Sprachbaus begründet, indem er in verschiedenen Sprachen verschiedene Funktionen ausübt.

Im Deutschen sind die Funktionen des Artikels sehr mannigfaltig. Man kann sie in zwei Gruppen einteilen. Einerseits dient der Artikel der genaueren Umgrenzung des durch das Substantiv bezeichneten Begriffs (semantisch-grammatische Funktionen des Artikels). Anderseits dient der Artikel der Gestaltung verschiedener grammatischer Formen des Substantivs (strukturell-grammatische Funktionen des Artikels).

In den letzten Jahrzehnten wurden mehrfach Versuche unternommen, eine Theorie des deutschen Artikels aufzustellen, die alle seine Gebrauchsweisen einheitlich erklären sollte. Einige dieser Theorien wurden in den früheren Ausgaben des vorliegenden Buches skizziert (die von W. Propp, L. Zinder und T. Strojeva, H. Vater). Deswegen begnüge ich mich hier mit dem Hinweis auf diese Auseinandersetzung

(DSB, § 27, S. 134—137). Es seien hier nur zwei Probleme erwähnt. Erstens die Gegenüberstellung der Begriffe ⟨unbezogen⟩ — ⟨bezogen⟩ (auf die konkreten Gegenstände und Sachverhalte), die Zinder und Strojeva zur Grundlage ihrer Artikelanalyse machen, sie verabsolutierend. Zweitens der Versuch Vaters, zu den Artikeln auch die possessiven Pronomina und einige andere Wörter pronominaler und quantitativ-adjektivischer Art, auch die Negation *kein* zu zählen, was der Tendenz des Artikels zuwiderläuft, eben ganz frei von beliebigen konkreteren Nebenbedeutungen zu sein. Denn eben nur dadurch vermag der Artikel die Rolle eines eigentlichen Hilfsworts zu spielen und besonders manche rein strukturellen Funktionen auszuüben, wie es in § 26 gezeigt wird (vgl. auch 69).

§ 25. Semantisch-grammatische Funktionen des Artikels

Von einigen Seiten aus nimmt der Artikel an der Präzisierung des substantivischen Begriffsgehaltes teil. Wie in § 15 angedeutet wurde, hilft der Gebrauch des Artikels (eigentlich die Artikellosigkeit), die semantisch-grammatischen Klassen des Substantivs auszusondern — vor allem bei der Gegenüberstellung der zählbaren und unzählbaren Substantivarten. Diese Frage scheint uns aber schon genügend erörtert zu sein, so daß jetzt zwei andere semantisch-grammatische Leistungen des Artikels zu Sprache kommen werden.

Erstens bringt der Artikel, sowohl der bestimmte als auch der unbestimmte, einen Hinweis darauf, ob der im Substantiv enthaltene Begriff als ein individualisierter oder generalisierter gedacht ist. Diese Frage wurde schon oben berührt, wobei die Unzulänglichkeit des Artikels zur genauen Bezeichnung solcher Unterschiede betont wurde. Es ist noch hinzuzufügen, daß auch die Nullform des Artikels eine generalisierende Bedeutung haben kann:

Stadt, das war die Höhle mit ihren Schlupfwinkeln, ihren gewundenen Gängen. (Seghers)

Ohne Artikel stehen also zuweiln die Substantive, wenn sie in ganz allgemeiner Bedeutung verwendet werden, um den betreffenden Begriff in seiner Ganzheit zu charakterisieren:

Phonetik heißt die Lehre von den Sprachlauten. Held ist, wer einer guten, freiheitlichen Sache als Kämpfer vorbildlich aufs beste dient. (Becher) Kauf im kategorischen Sinn unterstellt nämlich Gold oder Silber schon als verwandelte Gestalt der Ware, oder als Produkt des Verkaufs. (Marx) Ware wird verkauft, nicht um Ware zu kaufen, sondern um Warenform durch Geldform zu ersetzen. (Marx)

Aber in derselben generalisierenden Funktion kann auch bei dem Wort *Phonetik* die Form mit dem bestimmten Artikel und bei dem Wort *Held* (einem Gattungsnamen) die Form mit dem unbestimmten Artikel auftreten. Es klingt auch ganz korrekt, wenn man sagt:

Die Phonetik heißt die Lehre von den Sprachlauten; Ein Held ist, wer einer guten freiheitlichen Sache als Kämpfer vorbildlich aufs beste dient.

Solche Formen sind sogar viel häufiger als die artikellosen. Vgl.

Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand... (Marx)

Also ist keine Form des Artikels (weder die bestimmte noch die unbestimmte noch die Nullform) als alleinige «generalisierende» Artikelform anzusehen.

Anderseits ist aber die artikellose Form keineswegs an die generalisierende Funktion gebunden. Im Gegenteil fehlt der Artikel sehr oft gerade bei solchen Substantiven, die als individualisierte auftreten (Eigennamen und verschiedene Substantive in der Anrede). Wie wir schon früher gesehen haben, gehören zum eigentlichen Bereiche der Artikellosigkeit solche Substantivarten, die überhaupt keinen Gegensatz der Individualisierung zur Generalisierung kennen (Stoffnamen, zum Teil Abstrakta — vgl. § 15).

Der Artikel fehlt oft auch dann, wenn das Substantiv eher eine Eigenschaft als einen Dingbegriff bezeichnet. Gewöhnlich hat diese Verschiebung im Bedeutungsgehalt des Substantivs den Gebrauch in spezifischen syntaktischen oder phraseologischen Konstruktionen zur Vorbedingung, aber es ist auch eine gewisse semantische Veranlagung des Substantivs selbst erforderlich. Vgl. den artikellosen Gebrauch der Prädikativa mit der Semantik des Berufs oder der Beschäftigung (z. B. *Ich bin Student*) oder die artikellose Form *Ohr* in der Wendung *Ich bin ganz Ohr.*

Eine Art Parallele zu der Gegenüberstellung individualisierend-generalisierend bei Substantiven bildet die Gegenüberstellung von «einmaligen» und «mehrmaligen» (zuweilen sogar andauernden) Prozessen beim Verb. Ein und dieselbe Verbalform in formell ein und demselben Elementarsatz (s. § 47) kann je nach dem Kontext und der Situation diese beiden Bedeutungen ausdrücken: Einmalig: **Er sah sie erstaunt an,** *als sie an diesem Tage ganz unerwartet ausrief...* — mehrmalig: **Er sah sie erstaunt an,** *wenn sie von ihrer Vergangenheit sprach.* Dieser Unterschied gehört eigentlich zu dem System der verbalen Aktionalität, aber im Deutschen findet er keinen formalen grammatischen Ausdruck. Übrigens bedeutet im ersten der beiden Beispiele die Einmaligkeit auch Diesmaligkeit («...als diesmal...»), was der Semantik der Bestimmtheit ganz nahe steht.

Zweitens präzisiert der Artikel den Begriffsgehalt des Substantivs vom Standpunkt seiner Bestimmtheit oder Unbestimmtheit aus. Hier sind die Rollen der Artikel besser verteilt (*der* drückt die Bestimmtheit, *ein* die Unbestimmtheit aus). Die Gegenüberstellung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit vollzieht sich vor allem auf dem Gebiete der individualisierten Formen. (Der Plural als eine konkrete, begrenzte Mehrheit erscheint hier auch als individualisiert.) Am klarsten tritt der Unterschied zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit bei der ersten Nennung und bei Wiederholung eines schon genannten Wortes zutage:

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen. «Hirsch», sagte der Stier. (Lessing)

Aber ein Substantiv kann bestimmt sein, auch ohne irgendwelche Wiederholung des Wortes. Es genügt, daß die Situation oder der Kontext diesen Begriff bestimmt machen, d. h. dem Sprechenden und

dem Hörenden ihn nicht als einen beliebigen Gegenstand einer Gattung erscheinen lassen, sondern als einen besonderen Gegenstand, der mit anderen derselben Gattung nicht zu verwechseln ist. Das geschieht, wenn nur ein Gegenstand der betreffenden Art überhaupt in dem gegebenen Zusammenhang existiert und somit kein anderer gemeint sein kann (deswegen *die* Sonne und nicht *eine Sonne:* sie kann mit keinem anderen Gegenstand verwechselt werden), oder wenn das Substantiv von Attributen begleitet ist, die den von ihm bezeichneten Gegenstand von allen gleichartigen unterscheiden. So stehen oft in den Eingangssätzen der erzählenden Werke fast lauter Substantive mit bestimmten Artikeln, obgleich alle Gegenstände dem Leser zum ersten Male genannt werden:

Über dem Dache des Rathauses, das zugleich die Wohnung des städtischen Bürgermeisters bildete, kreuzten die ersten Schwalben in der Frühjahrssonne. (Storm)

Dem Dache steht hier, weil das Rathaus nur ein Dach haben kann, *des Rathauses,* weil dieses Wort vom Relativsatz genügend hervorgehoben ist usw. Wenn sich der Sprechende und der Hörende in ungleicher Lage befinden (für den Sprechenden erscheint der betreffende Gegenstand als bekannt, für den Hörenden als unbekannt), so richtet sich gewöhnlich die Wahl des Artikels nach dem Hörenden, d. h. Unbestimmtheit hat hier ein Vorrecht. Man sagt z. B. *Ich habe heute einen Brief bekommen,* obgleich der Brief dem Sprechenden schon vollkommen bekannt ist. Das, was im Satz als unbestimmt erscheint, ist oft (aber nicht immer) auch das Neue, was der Satz dem Hörenden (zum Teil auch dem Sprechenden selbst) bringt. Doch sind diese Erscheinungen nicht aneinander gebunden.

Das, was vom Standpunkt eines vereinzelt betrachteten Satzes als neu erscheint, kann ja im Redeganzen vom Standpunkt sowohl des Sprechenden als auch des Hörenden durchaus bestimmt sein. Z. B. bezeichnet in dem Satz *Ei, es ist Paul!* das Prädikativ *Paul* zweifellos das Neue, obgleich die Person, die hier unter dem Namen *Paul* gemeint ist, zweifellos den Gesprächspartnern bekannt ist.

Obgleich die Gegenüberstellung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit durch den Gebrauch des Artikels viel konsequenter zum Ausdruck gelangt als die Gegenüberstellung Individualisierung — Generalisierung, entsteht doch auch hier kein einheitliches System, das dieselbe Folgerichtigkeit und dieselbe notwendige Verbindung von Inhalt und Form aufweisen könnte, die zur Bildung einer Kategorie ausreichen würde. Zu viele andere Funktionen haben der bestimmte und unbestimmte Artikel, besonders der erstere, als daß sie die Form einer besonderen grammatischen Kategorie bilden könnten. Und auf irgendeine andere Form kann ja diese Kategorie keinen Anspruch erheben.

Um dies zu veranschaulichen, bringen wir hier einige Fälle von Komplikationen und Widersprüchen des Artikels, die vor allem eben semantisch bedingt sind.

Das Substantiv *Vater* ist im gewöhnlichen Sprachgebrauch immer bestimmt — in jeder Familie gibt es *einen Vater* und für die Mitglieder

der Familie oder bei der Schilderung des Lebens einer Familie erscheint er als bestimmt von vornherein. Es steht auch dieses Wort in der Regel mit dem bestimmten Artikel. So lautet z. B. der erste Satz einer Erzählung:

Die Post am frühen Morgen hatte **dem Vater** *einen Brief gebracht. (Fallada)*

Aber im Familiengebrauch, gerade aus den eben erwähnten Gründen, wird dieses Wort als eine Art Analogie zu den Eigennamen empfunden (*Vater* und *Mutter, Großvater* und *Großmutter* stehen in einer Reihe mit den Eigennamen der Kinder — *Karl, Marie* usw.), so daß die Tendenz entsteht, es artikellos zu gebrauchen.

In derselben Erzählung von Fallada, der das letzte Beispiel entnommen war, liest man auch folgendes:

So lange war es her, daß **die Mutter** *es nicht einmal mehr wußte.* **Vater** *schlief darüber ein, so viel hatten die beiden noch miteinander zu flüstern.*

Sehr interessant ist in diesen Sätzen die Nachbarschaft der Formen *Vater* (ohne Artikel) und *die Mutter* (mit dem Artikel), obwohl beide Substantive sich in gleicher semantischer Lage befinden, d. h. beide gleich individualisiert und bestimmt sind.

Es gibt aber auch solche Fälle, in welchen das Wort *Vater,* obgleich es semantisch auch individualisiert und bestimmt ist, weder mit dem bestimmten Artikel noch artikellos erscheint, sondern den unbestimmten Artikel bei sich hat. Es ist die Konstruktion *Ich habe* **einen Vater** (als Antwort auf die Frage *Hast du Verwandte?*), in welcher der gesamte Kontext das Substantiv *Vater* unumstößlich als individualisiert und bestimmt bezeichnet, aber der unbestimmte Artikel die einzig mögliche Form ist. (Die Fügung *Ich habe* **den Vater** ergibt einen anderen Sinn, und die Fügung *Ich habe* **Vater** ist überhaupt sprachwidrig.)

Die Ursache dieser Konstruktion, die einen Satztypus mit der Semantik des äußeren Zustands bildet, ist schwer festzustellen. Vielleicht liegt hier Anpassung an den Hörer vor, für den der Vater des Sprechenden unbestimmt ist: wenn wir die Situation beibehalten, die wir als Ausgangspunkt für die Bildung des betreffenden Satzes bezeichneten, so erfährt der Hörende erst jetzt überhaupt, daß der Vater des Sprechenden lebt. In einer anderen Situation, z. B. im Selbstgespräch, wo der Sprechende seine Lage, seine Stellung in der Welt usw. überblickt, könnte sich die Form *einen* in der ähnlichen Fügung *Ich habe einen Bruder* bis zu einem gewissen Grade dem Zahlwort nähern, da hier an und für sich auch mehrere Brüder möglich wären. Von größerer Wichtigkeit scheint aber die Tatsache zu sein, daß bei dem Verb *haben* das artikellose Objekt gewöhnlich ein Abstraktum oder ein Stoffname ist, überhaupt ein Wort, das oft nicht zu den zählbaren Substantiven gehört, wobei diese Fügungen phraseologische Einheiten bilden *Ich habe Geld; Ich habe Zeit; Ich habe Lust; Ich habe Mühe; Ich habe Pech; Ich habe Fieber; Ich habe Angst* usw. Semantisch bezeichnen solche Fügungen eigentlich nicht den Besitz, sondern irgendeinen Zustand des Subjekts (vgl. § 49). Das Wort *Vater* ist von

entgegengesetzter grammatischer Natur: ein typischer Gattungsname mit gewissen Neigungen zum Eigennamen, so daß es sich dieser Fügungsart nicht anpassen konnte. Der artikellose Gebrauch des Wortes *Vater* würde bei dem Verb *haben* aus der Reihe fallen, dem ganzen System, das gewissermaßen einen besonderen logisch-grammatischen Satztypus bildet, widersprechen. Anderseits bedeutet die Fügung des Verbs *haben* mit einem Objekt, das mit dem bestimmten Artikel versehen ist, oft auch nicht das possessive Verhältnis als solches, sondern eher ein Ergreifen, Fassen des Objekts: *Endlich habe ich den Mann!* (Wir sehen von den Fällen ab, in welchen der bestimmte Artikel beim Objekt des Verbs *haben* erscheint, weil das Objekt von irgendwelchen Attributen oder Relativsätzen bestimmt wird: *Ich habe das Geld, das du mir geschickt hast.)* Mit einer solchen Bedeutung ist die Fügung *Ich habe den Vater* (im Sinne ⟨Ich habe ihn endlich gefunden⟩) durchaus möglich, aber es ist eben eine andere Bedeutung, als die in der Fügung *Ich habe einen Vater* enthaltene. Auch in anderen Sätzen mit dem Verb *haben,* die den äußeren Zustand des Subjekts bezeichnen, steht beim Akkusativobjekt gewöhnlich der unbestimmte Artikel. Z. B. *Ich hatte eine Begegnung.*

Wir verweilten so lange bei der Analyse des Artikelgebrauchs bei dem Worte *Vater*, um zu zeigen, wie verwickelt die Wahl des Artikels sein kann und wie mannigfach die Faktoren sind, die diese Wahl bewirken, selbst wenn man den Boden der Semantik nicht verläßt.

Eine gewisse Rolle können dabei aber nichtsemantische Faktoren spielen. So scheint es vorwiegend das rhythmische Moment zu sein, das die verschiedene Wahl der Artikel in zwei semantisch sehr ähnlichen Sätzen bestimmt, die Heyse in seiner Grammatik bringt: *Von* **dem Guten** *erwartet man Gutes — Von* **einem Guten** *läßt sich nur Gutes erwarten* (245, 299). Einen interessanten Fall des Schwankens zwischen dem bestimmten Artikel und der Artikellosigkeit bei den Appositionen in Überschriften findet man in der Grammatik von W. Jung: *Das Reflexivpronomen (das rückbezügliche Fürwort) — Das Demonstrativpronomen (hinweisendes Fürwort).*

§ 26. Strukturell-grammatische Funktionen des Artikels

Die Anwendung des Artikels ist eine der wichtigsten Begleiterscheinungen bei der Substantivierung und dabei das wichtigste Mittel, die Substantivierung grammatisch zum Ausdruck zu bringen. Um ein beliebiges nichtsubstantivisches Wort, eine Wortgruppe oder einen Satz zu substantivieren, genügt es, von den Intonations- und Flexionsveränderungen abgesehen, die betreffende Form mit einem Artikel zu versehen. Vgl.

Aber etwas hat es doch mit **dem Auch-draußen-Zu-Hause-sein** *auf sich. (Fontane) Ach, laß* **die «Abers»**. *(Fontane)*

Der Artikel ist eines der wichtigsten Mittel zur Bezeichnung der grammatischen Formen des Substantivs. Er ist am aktivsten an der Monoflexion beteiligt. Und zwar:

1. **Der Artikel bezeichnet das grammatische Geschlecht.** Die Wichtigkeit dieser Funktion wird durch die Tatsache bezeugt, daß der Artikel oft ⟨das Geschlechtswort⟩ genannt wird. In der Regel, wenn wir vom Sprachunterricht und von den Wörterbüchern absehen, wo die Bezeichnung des grammatischen Geschlechts zu einer selbständigen Aufgabe wird, geschieht diese Bezeichnung nicht als Selbstzweck, sondern nur nebenbei. Doch wird bei den Familiennamen, besonders in der Umgangssprache, der Artikel auch speziell dazu verwendet, um das Geschlecht, sowohl das grammatische als auch das biologische, auszudrücken:

Die Rüscher lag in ihrem Bett. (Bredel) Zu Pauls Erleichterung machte die Grabber keine Einwände. (Seghers)

2. **Der Artikel bezeichnet den Kasus.** Auch diese Funktion ist außerordentlich wichtig (vgl. § 4, 11). Oft verbindet sie sich mit anderen Funktionen, z. B. mit der Bezeichnung der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit. Aber zuweilen, besonders bei den Eigennamen, Stoffnamen und Abstrakta, tritt die Funktion der Kasusbezeichnung ganz isoliert auf:

Ich wär' der Elli treu (Seghers); der Preis der Milch usw.

In den Präpositionalgruppen, wo die syntaktischen Beziehungen des Substantivs zum Teil schon von der Präposition selbst zum Ausdruck gebracht werden, hat der Artikel die Tendenz, etwas zurückzutreten. Der unbetonte bestimmte Artikel schmilzt mit einigen Präpositionen zusammen (*am, im, ins,* usw.) und wird nach Präpositionen in einigen Fällen, insbesondere in Verbindung mit Abstrakta, überhaupt nicht gebraucht *(mit Fleiß, ohne Liebe)*. In phraseologischen Einheiten wird der Artikel oft ausgelassen, was mit der Adverbialisierung der ganzen Konstruktion zusammenhängen mag: *an Bord, bei Namen* (nennen), *bei Kasse* (sein) usw.

3. **Der Artikel bezeichnet die Zahl.** Diese Funktion spielt für das Formsystem des Substantivs eine geringere Rolle, da die Pluralform des Substantivs selbst sich meist von der Singularform unterscheidet. So wird hier der Artikel nur zu einem Nebenmittel der Formenbildung: *die Tage, die Kräfte, die Bücher.* Nur bei den Substantiven, die morphematisch den Plural nicht ausdrücken, ist der Artikel das Hauptmittel zur Unterscheidung der Zahlformen: *der Jäger — die Jäger, das Häuschen — die Häuschen.* (Das gilt nicht für die obliquen Kasus, deren Endungen spezifisch für irgendeinen Numerus sind: Gen. Sg. *des Jägers,* Dat. Pl. *den Jägern.)*

In allen diesen Funktionen (Substantivierung, Bezeichnung des grammatischen Geschlechts, des Kasus und der Zahl) können außer dem Artikel auch manche andere Wortarten auftreten, die grammatisch ausdrucksfähige formbildende Morpheme haben, wie es die Monoflexion erfordert: Demonstrativpronomina, Possessivpronomina, Adjektive. Vgl. *die Abers — diese Abers, dem Häuschen — meinem Häuschen* usw. Doch ist der Artikel (vor allem der bestimmte) besonders gut zur Erfüllung dieser Aufgabe geeignet, da er sich sehr leicht von irgendwelcher semantisch-grammatischen Färbung befreit und zum nackten Ausdruck einer grammatischen Form wird.

Es gibt auch manche Gebrauchsweisen des Substantivs, die bei ihrer Gestaltung von spezifischen Arten des Artikelgebrauchs unterstützt werden. So erscheint bei Aufzählungen, Wortpaaren usw. in der Regel kein Artikel, was den engeren Zusammenschluß dieser Konstruktionen begünstigt. Mehr semantisch gefärbt ist die Artikellosigkeit bei einigen Typen des Prädikativs und des Objekts (vgl. § 49). Der Gebrauch des Artikels ist überhaupt vom Bau einiger Satztypen abhängig.

§ 27. Präpositionen

Die Präposition drückt die Beziehung des Substantivs zu einem anderen Wort (Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Pronomen, Verb, Adverb) aus, von welchem es syntaktisch abhängig ist. Diese funktionelle Charakteristik ist für die Präposition besonders wichtig, da sie vom Standpunkt der morphologischen Struktur aus als eine unveränderliche Wortart mit anderen unveränderlichen Wortarten zusammenfällt, und vom Standpunkt des verallgemeinerten grammatischen Bedeutungsgehalts aus hat sie manches mit der Konjunktion gemeinsam.

Besonders kompliziert ist das Verhältnis zwischen dem verallgemeinerten grammatischen Bedeutungsgehalt und der lexikalen Bedeutung der Präposition. Es wird sogar behauptet, daß die Präpositionen überhaupt keine lexikale Bedeutung haben. Dieser Standpunkt wird dadurch begründet, daß die Bedeutung der Präposition sich nicht unmittelbar und an und für sich, sondern nur die Bedeutung der Vollwörter überlagernd realisiert.

Aber bei allen deutschen Präpositionen gelingt es, zwei Bedeutungsschichten zu entdecken, die dem grammatischen Bedeutungsgehalt und der lexikalen Bedeutung anderer Wortarten entsprechen. Einerseits drücken die Präpositionen die Beziehung zwischen irgendwelchen Gegenständen und Erscheinungen als solche aus. Das ist eben der allgemeine grammatische Bedeutungsgehalt der Präpositionen. Anderseits drücken die Präpositionen auch die konkretere Art des Verhältnisses zwischen den Gegenständen und Erscheinungen aus, bezeichnen die lokalen, kausalen und anderen Formen dieses Verhältnisses. Das ist die lexikale Bedeutung der Präposition. So bedeutet in der Fügung *die Reise nach Moskau* die Präposition *nach* sowohl die Tatsache als auch den Inhalt der Beziehung zwischen *Reise* und *Moskau*. Es gibt im Deutschen keine einzige Präposition, die immer nur die Tatsache der Beziehung bezeichnet, also keine vollständig «leere» Präposition, aber einige Präpositionen *(von, über, ab, auf, um)* werden unter anderem auch auf diese Weise gebraucht.

In dem Satz *Ich denke* **an** *dich* und in der entsprechenden Fügung *der Gedanke* **an** *dich* drückt *an* nur die Tatsache der Zugehörigkeit der betreffenden Vollwörter zueinander aus, ohne die semantische Art dieser Zugehörigkeit näher zu bestimmen. Daß man es hier semantisch mit einem Objektverhältnis zu tun hat, ist nur der Semantik der Vollwörter zu entnehmen. Die Eigenbedeutung der Präposition kommt hier nicht zum Vorschein.

Wenn man den allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt der Präpositionen als die Bezeichnung der Tatsache definiert, daß irgendwelche Gegenstände oder Erscheinungen miteinander verbunden sind, so ist seine Ähnlichkeit mit dem allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt der Konjuktionen unverkennbar. Um sie scharf voneinander zu scheiden, ist es notwendig zu präzisieren, daß die Präpositionen solche Gegenstände und Erscheinungen miteinander verbinden, die in der Form von Vollwörtern auftreten, wobei das eine Vollwort von dem anderen syntaktisch abhängig ist (die Konjunktionen verbinden Sätze und syntaktisch gleichartige Vollwörter). So wird die Definition des allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalts der Präpositionen mit der Definition ihrer syntaktischen Funktion fast identisch, was für ein Hilfswort durchaus verständlich ist, aber ihre lexikale Bedeutung gehört schon einer anderen Sphäre an.

Eine besondere Stellung nehmen die Wörtchen *als* und *wie* in ihrer wortverbindenden Funktion ein. Die von ihnen eingeleiteten Substantive stehen in demselben Kasus wie das substantivische Wort, an welches sie sich anlehnen, oder im Nominativ und können von diesem Wort distanziert werden *(Ich als Arzt bin der Meinung...; Ich arbeite als Arzt)*. Das alles macht sie den Konjunktionen verwandt. Aber gleichwertig ist doch das von *als* und *wie* eingeleitete Wort dem Worte, an welches es sich anlehnt, nicht. Das erstere ist immer eine Art Bestimmung zum letzteren. Wenn man sie umstellt, so ergibt sich ein etwas anderer Sinn, während bei der Umstellung der Wörter, die durch kopulative Konjunktionen verbunden sind, der Sinn im wesentlichen unverändert bleibt. Vgl. *der Arzt als Freund — der Freund als Arzt; der Arzt und Freund — der Freund und Arzt.* Das bringt sie den Präpositionen nahe; deshalb scheint für sie die Bezeichnung «präpositionale Konjunktionen» besonders passend.

Die Präpositionen im Deutschen können in zwei große Klassen eingeteilt werden, die sich in verschiedener Hinsicht voneinander unterscheiden. Die erste Klasse kann man als «ältere» oder «Adverbialpräpositionen» bezeichnen (die Präpositionen der älteren Schicht), die zweite als «jüngere» oder «Nominalpräpositionen» (die Präpositionen der jüngeren Schicht) (vgl. 245, 375—376).

Die älteren Präpositionen *an, aus, auf, bei* u. a. entwickelten sich aus alten Lokaladverbien. Die meisten von ihnen waren schon im Althochdeutschen vorhanden. Sie verbinden sich mit den Substantiven im Dativ und Akkusativ. Ihre lexikale Bedeutung ist sehr kompliziert. Einige von ihnen können als «leere» Präpositionen auftreten, d. h. nur die Tatsache der syntaktischen Beziehung, aber nicht ihren Inhalt ausdrücken.

Neun von den alten Präpositionen *an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor, zwischen* können mit zwei Kasus (Dativ und Akkusativ) verbunden werden, was die Beziehungen zwischen den zur Konstruktion gehörenden Vollwörtern differenziert: der Dativ drückt die Ruhe oder, genauer, das Verbleiben innerhalb eines Raumes aus, der Akkusativ die Bewegung, das aktivere Verhalten: *Ich arbeite im Garten — Ich gehe in den Garten.*

Die jüngeren Präpositionen *wegen, kraft, laut* u. a. entwickelten sich aus verschiedenen Arten der Nomina (Substantive, Partizipien) hauptsächlich im Frühneuhochdeutschen. Die meisten von ihnen verbinden sich dementsprechend mit dem Genitiv (bei manchen hat der Gebrauch geschwankt, aber der Genitiv hat sich schließlich im Konkurrenzkampf behauptet). Ihre lexikale Bedeutung ist viel durchsichtiger und beschränkter. Sehr klar tritt bei vielen die Kausalbedeutung zutage (*zufolge, laut* usw.), bei einigen die Lokalbedeutung (*jenseits, diesseits* usw.). Nur bei der Präposition *wegen* sind gewisse Ansätze zur Bildung der «leeren» Bedeutung zu vermerken (besonders in der Umgangssprache):

Ich wollte nur hören wegen des Abendbrots. (Sudermann)

Es gibt gewiß auch einzelne Präpositionen, die nicht alle von diesen charakteristischen Merkmalen der betreffenden Präpositionalklassen aufweisen. So wurde *trotz* ursprünglich mit dem Dativ verbunden, was der Konstruktion entsprach, welcher die Präposition entstammt (*ich biete Trotz* + Dativ), aber heutzutage überwiegt auch bei dieser Präposition der Genitiv, was durch ihre Zugehörigkeit zu den jüngeren Präpositionen zu erklären ist. Die lexikale Bedeutung von einigen älteren Präpositionen *ohne, hinter* usw. ist ziemlich scharf umrissen. Aber im wesentlichen ist doch die Grenze zwischen diesen beiden Klassen sehr scharf gezogen.

Ihrer Struktur nach teilen sich die Präpositionen in eingliedrige und zweigliedrige ein. Die Zahl der letzteren ist ziemlich gering: *um ... willen, in betreff, im Laufe.* Sie stellen Verbindungen einer älteren Präposition mit einem Substantiv dar, die in ihrer Gesamtheit beginnen, allmählich ein abstrahiertes Verhältnis zwischen den Wörtern auszudrücken, und zu Hilfswörtern werden, ohne ihre ursprüngliche Struktur einzubüßen. Häufiger ist aber der Entwicklungsgang bei Bildung einer neuen Präposition aus einer Präpositionalkonstruktion ein anderer. Entweder stirbt die erste Komponente der Konstruktion (die ältere Präposition) ab (*von wegen — wegen, in kraft — kraft* usw.), oder die beiden Bestandteile der ursprünglichen Konstruktion schmelzen gänzlich zusammen (*zufolge, anstatt*).

Auch heutzutage ist die Bildung neuer Präpositionen im Gange. Zu neuen Präpositionen werden erstarrte Kasusformen (*angesichts*) oder (häufiger) erstarrende Präpositionalverbindungen (*auf Grund, in Form*). Diese Entwicklung wird gewöhnlich von den eintretenden Schwankungen in der Schreibung begleitet: man beginnt das ursprüngliche Substantiv klein zu schreiben; dann macht sich auch die Neigung kund, die beiden Komponenten zusammenzuschreiben (*im Betreff — in betreff — inbetreff*).

Einige der älteren Präpositionen *in, an, zu, auf, von* schmelzen mit dem bestimmten Artikel, falls er gänzlich unbetont ist, zusammen: *am, im, zur* usw.

Gewöhnlich stehen die Präpositionen, wie schon ihre Benennung besagt, vor den substantivischen Wörtern, zu welchen sie gehören. Es gibt aber auch solche Präpositionen, die nach den betreffenden Substantiven stehen. Immer nachgestellt werden *halber, zuliebe,*

zuwider; sowohl vor- als auch nachgestellt werden *entgegen, entlang, gegenüber, nach, ungeachtet, wegen, zufolge,* z. B. *dem Morgenrot* **entgegen,** *meiner Meinung* **nach** usw. In dieser Stellung wird die Grenze zwischen den Präpositionen und den distanzierten trennbaren Vorsilben zuweilen fließend. In dem Satz *Ich ging meinem Freund* **entgegen** kann *entgegen* sowohl zum Verb gehören als auch zur Substantivgruppe (*entgegengehen — meinem Freund entgegen*).

Es ist hier eine zweifache syntaktische Beziehung vorhanden, die an syntaktische Beziehungen der alten Lokaladverbien erinnert, aus welchen sich sowohl die Präposition als auch die trennbaren Vorsilben entwickelten.

Adverbial muten auch nachgestellte Präpositionen solcher Bildungen an wie *von... an, von... auf* usw., z. B. **von** *Anfang* **an.**

Anderseits sind einige nachgestellte Präpositionen ganz frei von irgendwelchen Anklängen an das Adverb. Es sind Präpositionen substantivischen Ursprungs, die keine Entsprechungen unter den trennbaren Vorsilben haben (*wegen, um... willen*).

Keine Berührungspunkte mit dem Adverb weisen die Präpositionen auch in den nichtdistanzierten Doppelungen mit *bis* auf: **bis** *zum Ende,* **bis** *ans Herz* usw.

Über Besonderheiten der Wortform *bis,* die auch eine Konjunktion ist und als «selbständige» Präposition, d. h. allein, nur in Verbindung mit Adverbien (**bis** *heute*) und mit Substantiven ohne Artikel (**bis** *Düsseldorf*) auftritt (vgl. G. Schieb und H. Brinkmann, 149, 173).

Die Redeteile, die in den Bereich des Substantivs gehören

§ 28. Allgemeine Bemerkungen

Einige Redeteile gruppieren sich um das Substantiv und sind nur im Zusammenhang mit ihm zu deuten. Die meisten von ihren Kategorien bilden sie mehr oder weniger den Kategorien des Substantivs nach. Ihr syntaktischer Gebrauch besteht im wesentlichen darin, daß sie das Substantiv entweder attributiv bestimmen, also zur Gruppe des Sibstantivs gehören, oder es ersetzen.

Diese Redeteile sind: Adjektiv, Numerale, Pronomen, Negation. Die morphologischen Systeme dieser Redeteile haben gewiß auch ihre Besonderheiten, in mancher Hinsicht gehen sie über die Grenzen des substantivischen morphologischen Systems hinaus, nähern sich dem unveränderlichen Redeteil — dem Adverb, aber entscheidend für ihren grammatischen Charakter sind doch die Verbindungslinien, die von ihnen zum Substantiv führen.

Einige der Redeteile, die in diesem Kapitel analysiert werden, werden zuweilen als selbständige Redeteile nicht anerkannt (Pronomen, Numerale). Die Negation als ein besonderer Redeteil fehlt fast in allen Grammatiken. Es sind wirklich sehr komplizierte und morphologisch bunte Wortarten. Aber die Einheit jeder von ihnen, wie in den folgenden Paragraphen gezeigt werden soll, ist durch weitgehende Übereinstimmungen im Wesen der zu ihnen gehörenden Formen (besonders in ihrem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt und in ihrer syntaktischen Funktion) gesichert.

§ 29. Das Adjektiv

Die morphologische Struktur des Adjektivs ist dadurch gekennzeichnet, daß es sowohl an der Deklination, mit dem Substantiv kongruierend, als auch an der Komparation (vgl. § 12) teilnimmt. Seine Besonderheiten hat aber das Adjektiv auch auf dem Gebiete der Deklination: es wird durchgehend variabel dekliniert, d. h. folgt der starken (pronominalen) oder der schwachen (nominalen) Deklination, in Abhängigkeit von dem morphologischen Charakter der Substantivgruppe, also nach dem Prinzip der Monoflexion.

Die verbreitete Auffassung, daß die Wahl der Deklinationsformen des Adjektivs (stark oder schwach) von dem Gebrauch des Artikels (oder eines artikelähnlichen Wortes) abhängt (vgl. 260, 66), ist zu eng. Auch die Form des Substantivs selbst kann die Deklinationsform des Adjektivs bestimmen (die schwache Form des Adjektivs steht im Gen. Sg. Mask. und Neutr., weil in dieser Form das Substantiv, welches ohne Artikel auftreten kann, selbst eine grammatisch ausdrucksfähige Endung aufweist: *alten Weines*). Was man unter der gemischten

Deklination des Adjektivs versteht (nach dem unbestimmten Artikel und ähnlichen Formen), ist eine Kombination der starken und schwachen Adjektivformen in Abhängigkeit von der Ausdrucksfähigkeit der Kasusendungen des unbestimmten Artikels (*ein junger Mann — einem jungen Mann*).

Im Gegensatz zum Substantiv verändert sich das Adjektiv auch nach den grammatischen Geschlechtern: *ein junger Mann — eine junge Frau — ein junges Mädchen.* Neben den deklinierten Formen hat das Adjektiv noch eine unveränderliche, also mit dem Substantiv nicht kongruierende «kurze» Form: *guter — gut, böser — böse,* die aber genau mit der Form des Adverbs übereinstimmt und sich deswegen nach der Meinung mancher Grammatiker vom Adjektiv überhaupt losgelöst hat.

Das alles gibt dem Adjektiv einen ganz eigenartigen morphologisch-strukturellen Charakter, der es vom Substantiv scheidet und ihm den Stempel eines besonderen Redeteils unwiderlegbar aufdrückt.

Der verallgemeinerte grammatische Bedeutungsgehalt des Adjektivs ist das Merkmal oder, genauer, die Eigenschaft, und zwar eine solche, die einem Ding anhaftet. (Denn eine Eigenschaft kann auch einem Verlauf anhaften, was zum Teil den Bedeutungsgehalt des Adverbs ausmacht).

Alle syntaktischen Funktionen des Adjektivs können auf eine Hauptfunktion zurückgeführt werden: das Adjektiv dient zur Bestimmung des Substantivs. Aber es gibt doch Verschiedenheiten in der Art, wie diese Bestimmung erfolgt:

1. Das Adjektiv tritt als ein unselbständiges Attribut auf *(der gesunde Knabe)*.
2. Das Adjektiv tritt als ein verselbständigtes Attribut auf *(der Knabe, gesund und lustig)*.
3. Das Adjektiv tritt als ein prädikatives Attribut auf *(Der Knabe kam gesund an)*.
4. Das Adjektiv tritt als Prädikat auf *(Der Knabe ist gesund)*.

Doch wird die Anzahl der Funktionen des Adjektivs viel geringer, wenn die Kurzform vom Adjektivsystem losgelöst wird, da die 3. und 4. Funktion oft von der Kurzform ausgeübt werden.

Alle Züge, die das Wesen des Adjektivs bestimmen, sind aufs engste miteinander verbunden. Der Bedeutungsgehalt (die einem Dinge anhaftende Eigenschaft) kann sich eben nur in der syntaktischen Funktion des Adjektivs (die Bestimmung des Substantivs) realisieren, und diese Realisierung, dem allgemeinen Strukturgesetz der deutschen Sprache gemäß, erfolgt in den morphologisch-strukturellen Formen, die von der Tendenz zur Monoflexion bestimmt sind und der schroffen Gegenüberstellung der Substantivgruppe und der Gruppe des Verbs dienen.

Das Adjektiv hat vier grammatische Kategorien: Geschlecht, Zahl, Kasus und Komparation. Drei von ihnen findet man auch beim Substantiv, aber die betreffenden Adjektivkategorien sind von den gleichnamigen Substantivkategorien doch grundsätzlich verschieden. Beim Adjektiv drücken diese Kategorien keine realen Modifizierungen

seiner Semantik aus, da der Begriff der Eigenschaft als solcher sich nach Geschlecht, Zahl und Kasus nicht verändern kann, sondern sie spiegeln nur die entsprechenden Kategorien des Substantivs, mit dem das Adjektiv kongruiert, wider. Sie haben also keinen unmittelbar semantischen, sondern syntaktischen Inhalt. Dagegen ist die Komparation mit dem Bedeutungsgehalt des Adjektivs eng verbunden und drückt eben Modifizierungen seiner Semantik aus.

Die Gesamtmasse der Adjektive ist im semantisch-grammatischen Sinne nicht einheitlich, d. h. sie teilt sich in mehrere Klassen ein, die sich nicht nur semantisch, sondern auch grammatisch voneinander unterscheiden (vgl. 148, 128 ff.). Als Mittel zu dieser Unterscheidung treten folgende grammatische Erscheinungen auf: 1. Verschiedenheiten in der Fähigkeit, Steigerungsstufen zu bilden, 2. Verschiedenheiten in der Fähigkeit, gewisse syntaktische Fügungen zu bilden, 3. Verschiedenheit in der Fähigkeit, alle Formen des adjektiven Paradigmas zu bilden.

Gewöhnlich stellt man dabei zwei Hauptklassen der Adjektive einander gegenüber: qualitative (absolute) Adjektive — relative Adjektive. Doch versteht man dabei unter diesen Begriffen (besonders unter dem Begriff der «relativen» Adjektive) nicht immer ein und dasselbe. Es sind hier drei Auffassungen vorhanden.

O. Behaghel sieht in den relativen Adjektiven, im Einklang mit seiner allgemeinen Auffassung der Wortrelativität, solche Adjektive, die an und für sich keinen vollständigen Sinn ergeben, so daß nur durch Hinzufügung von irgendwelchen Bestimmungen («Adjektivbestimmungen») eine geschlossene syntaktische Struktur gebildet wird. So fordern *ähnlich* und *gleich* immer die Bezeichnung des Dinges, welchem das Ding ähnlich oder gleich ist, das von dem leitenden Glied der betreffenden Fügung bezeichnet wird, und diese Bezeichnung muß im Dativ stehen. Man kann nicht sagen, wenn die Situation und der Kontext nicht aushelfen: *Dieser Knabe ist ähnlich,* sondern nur: *Dieser Knabe ist seinem Vater ähnlich.*

Die relativen Adjektive haben also zwei obligatorische Leerstellen, d. h. fordern den syntaktischen Zusammenschluß mit zwei substantivischen Wörtern (mit dem Wort, das sie bestimmen und mit dem sie kongruieren, und mit einer ergänzenden Bestimmung), wogegen die anderen Adjektive, die O. Behaghel als «absolute» bezeichnet, nur eine Leerstelle haben; sie fordern den Anschluß nur an das substantivische Wort, das sie bestimmen (132, 140—141).

Diese Art der relativen Adjektive, die den absoluten gegenübersteht, werden wir als «syntaktisch-relative» Adjektive bezeichnen.

Eine besondere Art von ihnen bilden die zahlreichen Adjektive, deren Zusammenschluß mit den von ihnen abhängigen Substantiven fakultativ ist (*ein langer Weg — ein zwei Meilen langer Weg*).

Häufiger versteht man unter den relativen Adjektiven solche, die nicht eine unmittelbare, dem Dinge innewohnende Eigenschaft bezeichnen, sondern eine im Dinge gegebene Eigenschaft, die in einem Verhältnis zwischen dem Ding, das vom Adjektiv bestimmt wird, und einem anderen Ding, das von dem Grundmorphem des Adjektivs

bezeichnet wird, besteht: *betriebliches Eigentum* «das Eigentum, das dem Betrieb gehört», *hiesige Zeitung* «die Zeitung, die hier herausgegeben wird». Es findet also immer ein Verhältnis, eine «Relation» statt, die aus dem Bereich des Dinges hinausführt, das vom Adjektiv bestimmt wird. Man hat es hier also mit zwei Dingen zu tun, die aufeinander bezogen sind, wogegen bei den nicht-relativen Adjektiven (sie werden «qualitative» genannt) nur von einem Ding und seiner Eigenschaft die Rede ist. Vgl. *politische Fragen* (d. h. Fragen, die sich auf die Politik beziehen) — *komplizierte Fragen.* Die relativen Adjektive dieser Art, die den qualitativen gegenüberstehen, werden wir als «semantisch-relative» bezeichnen. Formell unterscheiden sich die semantisch-relativen Adjektive von den qualitativen erstens dadurch, daß sie keine Steigerungsformen aufweisen, wenn sie nicht in übertragener Bedeutung als qualitative Adjektive gebraucht werden: man kann nicht sagen *hiesigere Gegend* oder *betrieblichstes Eigentum.* Zweitens werden von den semantisch-relativen Adjektiven meist keine Kurzformen gebildet.

Da sie die Beziehung zwischen zwei Dingen (oder als dinghaft aufgefaßten) Erscheinungen bezeichnen, sind die semantisch-relativen Adjektive den nicht kongruierenden Attributen des Substantivs synonym, vor allem dem Genitiv- und dem Präpositionalattribut, ebenso den zusammengesetzten Substantiven, z. B. *die spanische Literatur — die Literatur Spaniens — die Literatur von Spanien; das schulische Gebäude — das Schulgebäude.* Die Semantik der durch die semantisch-relativen Adjektive ausgedrückten Dingbeziehungen ist von verschiedener Art, was sich durch Transformationen explizieren läßt. Die Sätze, die den Substantivgruppen mit den semantisch-relativen Adjektiven entsprechen, gehören ja zu verschiedenen, zuweilen zugleich zu einigen logisch-grammatischen Satztypen (s. § 49). Z. B. *das betriebliche Eigentum — Das Eigentum gehört dem Betrieb — Der Betrieb besitzt Eigentum.* Dies gilt für possessive Gebilde. *Der feindliche Angriff — Der Feind greift an — Der Feind unternimmt einen Angriff.* Hier kommt die Handlungssemantik zum Vorschein.

Endlich faßt man als relative Adjektive oft solche auf, deren Grundmorphem nicht adjektivisch ist, sondern anderen Redeteilen entnommen ist. Diese relativen Adjektive, die den rein adjektivischen gegenübergestellt sind, könnte man «etymologisch-relative» nennen. Diese Auffassung schmilzt gewöhnlich mit der eben angeführten zusammen, ist aber eigentlich von ihr sehr verschieden. Nur wenn man die Relativität der Adjektive als etymologische Relativität versteht, ist es möglich, die Stoffadjektive, wie es in der Regel geschieht, zu den relativen Adjektiven zu zählen. In den Adjektiven *hölzern (die hölzerne Bank)* und *golden (die goldene Uhr)* deutet ja die Semantik des Grundmorphems keineswegs auf eine Relation zwischen zwei Dingen: Holz und Gold erscheinen hier nicht als irgendwelche abgesonderte Dinge, die von solchen Dingen wie *Bank* und *Uhr* abgetrennt sind und ihnen gegenüberstehen, sondern als der Stoff, aus welchem die Bank und die Uhr gemacht sind, also als etwas mit ihnen unlöslich Verbundenes. Hier besteht kein äußeres, sondern ein inneres Verhältnis.

Vom Standpunkt der semantischen Relativität aus sind also die

Stoffadjektive qualitativ. Zwar bilden auch sie in der Regel keine Steigerungsformen. Aber auch manche andere qualitative Adjektive, wenn sie einen Begriff ausdrücken, der keine Graduierung zuläßt, bleiben ungesteigert: *tot, blind.* Und in manchen Fällen, besonders bei der Übertragung, wenn es die Semantik zuläßt, werden von den Stoffadjektiven Steigerungsformen gebildet:

Goldner *glänzten stille Fluten von der Abendsonne Gluten,* **goldner** *blinkte Wein (Goethe).*

Dasselbe gilt auch für ungraduierbare Adjektive:

Du bist mir der **toteste** *Gesell (Schiller). Ich bin* **toter** *als alle ihre Toten (Seghers)* (vgl. 308, 46, 48, 483, 484).

Grammatisch sind nur die zwei ersten Arten der Relativität der Adjektive (die syntaktische und die semantische Relativität) von Belang. Die etymologische Relativität gehört zum Bereiche der Wortbildung.

Die semantisch-relativen Adjektive sind im Deutschen nicht sehr verbreitet. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die deutsche Sprache bedeutend von der russischen, in welcher semantisch-relative Adjektive zu den wichtigsten Mitteln gehören, die allgemeinen, bleibenden Beziehungen zwischen den Dingen in der Form des attributiven Verhältnisses darzustellen. Im Deutschen konkurrieren mit den semantisch-relativen Adjektiven das Genitivattribut, das Präpositionalattribut und besonders erfolgreich die Zusammensetzung. Viele Grammatiker und Stilisten haben diese Klasse der Adjektive überhaupt als etwas für die deutsche Sprache Fremdartiges angesehen und wollten den Gebrauch solcher Formen wie *chemische Briefe* (früher auch *französischer Unterricht, bäuerliche Abgaben* usw.) ausmerzen (vgl. 117, 216). Aber dieser Gebrauch war der deutschen Sprache von alters her bekannt und nimmt in der letzten Zeit wieder deutlich zu. Ausführlicher darüber am Ende dieses Paragraphen.

Als ein Ansatz zur Bildung einer besonderen Klasse der possessiven Adjektive im Deutschen, welche im Russischen sehr klar ausgeprägt ist, lassen sich die von Eigennamen abgeleiteten semantisch-relativen Adjektive auf *-isch (-sch)* betrachten (vgl. Schlaefer): *...und die Wagen fuhren vor, erst der* **Katzlersche** *Kaleschwagen, dann die* **Gundermannsche** *Chaise. (Fontane)*

Oft werden sie in übertragener Bedeutung, als qualitative Adjektive gebraucht. Vgl.:

Mit wahrer **Aristophanischer** *Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder. (Goethe)*

Auch die zu Adjektiven erstarrten substantivischen Bildungen auf *-er* mit lokaler Semantik, Ursprung oder Zugehörigkeit bezeichnend, sind als eine Abart der semantisch-relativen Adjektive zu betrachten: *z. B. Münchener Bier.*

Eine besondere semantisch-grammatische Klasse der Adjektive bilden im Deutschen die Wörter mit der indefiniten und allgemeinquantitativen Bedeutung *manche, einige, viele, alle, gewisse* u. a. Sie drücken weder eine qualitative Eigenschaft noch eine Relation zwischen zwei Dingen aus. Strukturell-morphologisch werden sie durch das Fehlen

der Steigerungsformen und (bei den allgemeinquantitativen Adjektiven) der Singularformen charakterisiert. Das alles bringt sie den Pronomina und den Zahlwörtern nahe. In einigen Grammatiken der deutschen Sprache werden sie auch nicht zu den Adjektiven, sondern zu den Pronomina oder zu den Numeralien gezählt (vgl. 173, 270—271, 292—303). Es ist wirklich ein Grenzfall. Doch glauben wir, daß diese Wortklasse mit den Adjektiven näher verbunden ist; es fehlt ihnen einerseits die unmittelbare Situations- oder Kontextgebundenheit, die das Wesen der Pronomina ausmacht, andererseits die Einbezogenheit in das frontale strukturell-morphologische System, das die Zahlwörter kennzeichnet.

Ein anderer umstrittener Grenzfall ist die Kurzform des Adjektivs. Sie fällt strukturell mit dem qualitativen Adverb zusammen: *Er ist gut — Er arbeitet gut*. Es ist wichtig zu betonen, daß dieser Zusammenfall in den allgemeinen Entwicklungstendenzen der deutschen Satzstruktur begründet ist: Die Kurzform wird vor allem in der Gruppe des Verbs verwendet, die sich allmählich strukturell immer mehr von der Gruppe des Substantivs entfernt. Man könnte noch hinzufügen, daß der Superlativ im Prädikativ in der Regel nur in der präpositionalen (also adverbialen) Form erscheint: *Sie ist* **schön** — *sie ist* **schöner** — *Sie ist* **am schönsten.** Es ist ein wichtiger Beweis für den Parallelismus der Kurzform und des Adverbs.

Diese Tatsachen erklären, weshalb einige Grammatiker die Kurzform als Adverb betrachten. Und doch gibt es einige Züge, die die Kurzform eng mit dem Adjektiv verbinden.

Strukturell-semantisch wird der Zusammenhang der Kurzform mit dem Adjektiv dadurch unterstützt, daß die Kurzform auch in der Substantivgruppe auftreten kann, als verselbständigtes Attribut, eine genaue Parallele zu dem flektierten Adjektivattribut bildend: **ein lustiges** *und* **munteres** *Mädchen — ein Mädchen,* **lustig** *und* **munter.** Von gewisser Bedeutung ist auch, daß die Kurzform, die semantisch mit nur wenigen Ausnahmen keine Unterschiede zur vollen Form aufweist, als die von keinen grammatischen Nebenbedeutungen beschwerte Nennform des Adjektivs empfunden wird. Diese Gründe veranlassen uns, die Kurzform jedenfalls doch als eine Adjektivform zu betrachten und sie auch des weiteren als Kurzform des Adjektivs zu bezeichnen.

Auch von einem anderen Standpunkt aus scheint sich eine gewisse Differenzierung der adjektivischen Kurzformen und qualitativen Adverbien durchzusetzen. Vielen scheinbar gänzlich zusammenfallenden Wörtern dieser Art ist in Wirklichkeit eine gewisse syntaktische Spezialisierung eigen. Zum Teil tritt dieser Unterschied schon in den semantisch-syntaktischen «Leerstellen» der entsprechenden Wörter zutage, wenn man sie situationsfern und kontextfrei betrachtet. So entsteht z. B. bei solchen Wörtern wie *groß, niedrig, alt,* durch ihre Semantik bedingt, eine syntaktische Projektion, die semantisch in die Richtung auf ein Ding oder eine Person, also syntaktisch in die Richtung auf ein Substantiv führt, da der verallgemeinerte grammatische Bedeutungsgehalt des Substantivs diese Begriffe miteinschließt. Auch zu Substantiven, aber zu solchen, die leblose Gegenstände bezeichnen,

führt vor allem die syntaktische Projektion, die von *steinern, kupfern* ausgestrahlt wird. Dagegen strahlen solche Wortformen wie *rasch, schnell, langsam,* wiederum durch ihre Semantik bedingt, ihre Projektion in die Richtung auf einen Vorgang aus, sind also syntaktisch auf ein Verb orientiert. Die einen Wortformen sind adjektivisch, die anderen adverbial gefärbt. Allerdings befindet man sich hier auf einem sehr unsicheren Gelände, da man bei der Bestimmung solcher Unterschiede in der Fügungspotenz mit verschiedenen subjektiv-psychologischen Interpretationen und Schwankungen zu rechnen hat. Es gibt auch manche Wortformen, wo von einer eindeutigen syntaktischen Orientiertheit überhaupt schwer zu sprechen ist: *geschickt, eifrig, mühevoll.* Aber daß bei einigen von den zusammenfallenden Wortformen dank ihrer Semantik eine bestimmte syntaktische Orientiertheit auf irgendwelche Weise überwiegt, scheint doch unzweifelhaft zu sein.

Dies wird auch dadurch bekräftigt, daß die realen Fügungspotenzen einiger Wörter dieser Art wirklich sehr verschieden sind. So kann *steinern,* selbst in übertragener Bedeutung, nur bei kopulativen oder halbkopulativen Verben erscheinen, indem dieses Wort immer auf ein substantivisches Wort bezogen werden muß und also in der Gruppe des Verbs die Rolle eines Prädikativs oder prädikativen Attributs spielt: *Steinern war sein Herz; Steinern lag die Stadt da.* Die Farbenbezeichnungen treten, wenn sie nicht auf einen Gegenstand bezogen sind (in unübertragener Bedeutung), nur bei einigen Verben auf, die einen optischen Eindruck als einen vom Subjekt hervorgerufenen Vorgang bezeichnen: *glänzen, leuchten, schimmern, schillern — Laken, die schneeweiß schimmern. (Voß)* Sonst beziehen sie sich in der Regel auf ein substantivisches Wort: *Grau lag die Stadt.* Auf ein solches Wort wie *tot* ist auf Grund seiner Semantik in der Gruppe des Verbs (in unübertragener Bedeutung) immer nur Prädikativ oder prädikatives Attribut. Dagegen scheint es, daß die rein adverbiale Spezialisierung (mit Ausschluß der Funktionen, die für das Adjektiv typisch sind) bei den Wörtern dieser Art nicht vorkommt.

Die große Masse der Wörter, die in adjektivisch-adverbialer Kurzform stehen, ist also weder semantisch noch syntaktisch einheitlich. Die Hauptdifferenz besteht hier eben im verschiedenen Verhalten dieser Formen zum Substantiv und zum Verb. Sie sind also entweder adjektivisch oder adverbial orientiert. Einige Wörter dieser Art verlassen überhaupt ungern die adjektivische Sphäre (vgl. DSB, 148).

In Verbindung mit den anderen angeführten Tatsachen deuten diese semantisch-syntaktischen Erscheinungen auf den grammatischen Zusammenhang der Kurzform mit dem Adjektiv. Da aber die Kurzform auch mit dem Adverb unlösbar verbunden ist und da ihr Gebrauch zu viele Berührungspunkte mit dem Adverb und Übergänge zu ihm aufweist, um sie als grammatische Homonyme zu betrachten, so bildet die Kurzform ein gemeinsames Segment von zwei grammatischen Feldern: dem Feld der Adjektive und dem Feld der Adverbien. Innerhalb dieser doppelt verankerten Wortform findet eine gewisse Polarisierung statt: Einige Wörter in dieser Form sind mehr adjekti-

vischer, andere mehr adverbialer Natur, aber die Kurzform als solche ist ein Bestandteil dieser beiden Kategorien.

Eine kleine Gruppe von adjektivischen Wörtern, die nur in der Kurzform auftreten und attributiv nicht gebraucht werden (z. B. *feind, eingedenk*), wird von einigen sowjetischen Forschern als ein besonderer Redeteil aufgefaßt: als «Zustandskategorie». Nach der Zählung von N. G. Kozinskaja gehören zu dieser Kategorie 71 Wörter, wovon 56 keine Entsprechungen unter attributiven Adjektiven aufweisen (*ansichtig, egal, behilflich, gewahr, gewillt* u. a.) (47, 7—8).

Nach den Beobachtungen der deutschen Stilisten ist das deutsche Adjektiv von heute durch einen entschiedenen Hang zur Zusammensetzung gekennzeichnet (vgl. 294, 19—21). Der erste Bestandteil wird dabei in der Regel durch Substantivstämme gebildet, die semantisch in sehr komplizierten und oft schwer zu umschreibenden Beziehungen mit dem Adjektiv selbst stehen. G. Möller bringt z. B. solche Belege: *farbenfroher Zellwolldruck, hautenge Pullis, klirrarme Sprechleistung, sortenreines Erdnußöl, zugfeste Stoffe* usw. In der gleichen Weise wie die zusammengesetzten Substantive dienen die zusammengesetzten Adjektive in solchen und ähnlichen Fällen der kompakteren Wiedergabe von komplizierten, oft mehrgliedrigen Gedankeninhalten. Mehr oder weniger bilden diese und einfachere Konstruktionen (*fallfremde Adverbien, halsferner Kragen* usw.) eine parallele und sogar eine Konkurrenzform zu der Gruppe «syntaktisch-relatives Adjektiv — ein von ihm abhängiges substantivisches Wort». Die Zusammensetzung gestattet auch, Hilfswörter zu ersparen, vgl. *halsfernen Kragen — dem Hals ferner Kragen* usw. (294, 9). Andererseits bilden solche Zusammensetzungen eigentlich eine Abart der semantisch-relativen Adjektive, da in der Form eines Adjektivs selbst hier die Beziehung des durch das Adjektiv bestimmten dinghaften Begriffes zu einem anderen, in dem Adjektiv selbst bezeichneten selbständigen Begriff ausgedrückt wird. *Halsferner Kragen* ist eine Bildung von derselben Art wie *betriebliches Eigentum*. Massenhaft werden heute semantisch-relative Adjektive und Adverbien auf dem Wege der Ableitung gebildet, besonders mit Hilfe des zu einem Suffix gewordenen *-mäßig: farbmäßig, frühlingsmäßig, nervenmäßig, liefermäßig*, usw. (vgl. 356; 294, 71; 253). Diese dem Deutschen schon seit langem bekannte Bildungsweise (vgl. Seibicke, 36—39) wird immer mehr zu einem wichtigen Mittel, die Tatsache der Beziehung zwischen den Begriffen (vor allem den substantivischen) als solche zum Ausdruck zu bringen. Früher wurde diese grammatische Bedeutung vorwiegend durch den Genitiv und die Präpositionen *an, umbe, von,* in neuerer Zeit durch die Zusammensetzung der Substantive und einige alte und neue Präpositionen (*an, von, hinsichtlich, in bezug* usw.) ausgedrückt (vgl. 3, 84—85). Jetzt aber spielen die Bildungen mit *-mäßig* eine immer größere Rolle auf diesem Gebiet (vgl. 298, 45). Besonders oft werden sie allerdings in der Gruppe des Verbs als Adverbialbestimmungen oder prädikative Attribute gebraucht, so daß sie eine Möglichkeit bieten, den allgemeinen Bedeutungsgehalt der Relation ohne Hilfe von Substantiven oder Substantivgruppen auszudrücken.

§ 30. Das Numerale

Weit verbreitet ist die Ansicht, daß die Numeralien keinen Redeteil bilden. (Das Numerale ist «keine Wortart im eigentlichen Sinne», Jung, 1, 359.) Die Wortklassen, die zu ihr gehören, sind wirklich mit anderen Redeteilen in ihrem syntaktischen Gebrauch und in ihrer morphologischen Gestaltung eng verbunden. Und zwar:

Die Kardinalien (Grundzahlen) und die auf ihnen aufgebauten Distributivzahlen (Verteilungszahlen) *je einer, je zwei, je drei* usw. und Bruchzahlen *drittel, viertel, fünftel* usw. sind substantivischer Natur.

Die Ordinalien (Ordnungszahlen) sind adjektivischer Natur: *der erste, zweite, dritte* usw.

Die Multiplikativa (Vervielfältigungszahlen) *dreifach, vierfach, fünffach* usw., *zweifältig, dreifältig* usw. und die Iterativa (Wiederholungszahlen) *einmal, zweimal, dreimal* usw. sowie die paragraphierenden Formen wie *erstens, zweitens* usw. sind adverbialer Natur.

Dennoch gehören alle diese Klassen so eng zusammen, daß man sie nur im Zusammenhang richtig verstehen kann. Erstens werden sie durch ihren spezifischen allgemeinen Bedeutungsgehalt (abstrahierte Quantität) zusammengehalten. Zweitens bilden diese Klassen ein frontales und geschlossenes System, in welchem der Übergang von der Grundklasse (den Kardinalien) zu den anderen Klassen ohne Schwierigkeiten, sozusagen automatisch, vor sich gehen kann. Eben deswegen sind die sogenannten unbestimmten Zahlwörter, die nur sporadisch eine Stütze in den anderen Klassen des Zahlworts finden (*viele — vielfach,* aber es existiert kein **allfach* von *alle* oder* *einigfach* von *einige*), jedenfalls keine vollwertigen Numeralia.

Auch einige andere Wortklassen, die man gewöhnlich zu den Numeralien zählt, sind nicht frontal mit den übrigen Zahlwörtern verknüpft, kommen eigentlich nicht als geschlossene Reihen vor, sondern nur in einer begrenzten Anzahl von Formen, so daß man sie schwerlich als richtige Numeralien anerkennen darf. So kann man z. B. die ordnenden Zahladverbien (*erstens, zweitens* usw.) vom rein morphologischen Standpunkt aus von einer beliebigen Ordnungszahl bilden. Aber praktisch wird nur eine geringe Anzahl von solchen Formen gebraucht (ganz sonderbar würden z. B. solche Bildungen klingen wie *dreizehntens, fünfundzwanzigstens* usw.). Und da sie eigentlich der Verbindung von Sätzen oder Satzgliedern auf eine sehr eigenartige Weise dienen, so gehören sie vielleicht nicht hierher, sondern in das IX. Kapitel, wo die Konjunktionen erörtert werden.

Die Sonderstellung der Numeralien als eines besonderen Redeteils wird morphologisch auch durch die Eigentümlichkeiten bekräftigt, die das Deklinationssystem der Kardinalien aufweist. Es kommen hier in Betracht: die vorwiegende Unveränderlichkeit dieser Zahlen, die aber zum Teil monoflexiv zu deuten ist (*mit vier Beinen — auf allen vieren*) und die Kardinalien zu einer morphologisch variablen Wortart macht, und der adjektivische Charakter der Flexion von *eins, zwei, drei,* der auch monoflexiv bedingt ist (*zweier Zeugen — dieser zwei Zeugen,* s. 309, III, 186—188). Die Dativendung *-en* kommt bei verschiedenen Zahlen vor.

§ 31. Das Pronomen

Morphologisch und syntaktisch bilden die Pronomina (Fürwörter) den buntesten von allen Redeteilen. Sehr mannigfaltig sind die Wortklassen der Pronomina (Personalpronomina — persönliche Fürwörter, Reflexivpronomina — rückbezügliche Fürwörter, Possessivpronomina — besitzanzeigende Fürwörter, Demonstrativpronomina — hinweisende Fürwörter, Relativpronomina — bezügliche Fürwörter, Interrogativpronomina — Fragefürwörter, Indefinitpronomina — unbestimmte Fürwörter, reziproke Pronomina — Fürwörter der Wechselseitigkeit), und sie alle treten in verschiedenen syntaktischen Funktionen auf, wobei die meisten von ihnen sich auch nach ihrer morphologischen Gestalt unterscheiden (vgl. § 11).

Wenn sie doch als zusammengehörend empfunden und in der traditionellen Grammatik als ein einheiticher Redeteil angesehen werden, so hat es seinen Grund in den tiefgehenden Besonderheiten ihres verallgemeinerten Bedeutungsgehalts und ihrer syntaktischen Funktionen, die in mancher Hinsicht dem Gehalt und den Funktionen aller anderen in den Substantivbereich gehörenden Redeteile (den Artikel zum Teil ausgenommen) entgegengesetzt sind.

Alle diese Besonderheiten hängen letzten Endes zusammen und wurzeln in dem (mehr oder weniger unmittelbaren) kommunikativ-grammatischen Charakter der Wortklassen, die das System des Pronomens bilden. Die wesentlichsten von diesen Klassen sind unmittelbar mit dem Redeakt verbunden, können nur vom Kommunikationsprozeß aus verstanden werden. Die Personalpronomina bezeichnen die Teilnehmer dieses Prozesses (die 1. Person *ich* ist der Redende selbst, die 2. Person *du* der Angeredete, die 3. Person *er, sie, es* alles, was nicht die Redende und Angeredete ist). Auf dieser Unterscheidung gründen sich auch die Reflexiva und Possessiva. Die Demonstrativa weisen auf Gegenstände und Erscheinungen hin vom Blickpunkt des Sprechenden aus, dienen also zur Orientierung in der Situation. Die Interrogativa dienen zur Gestaltung eines besonderen kommunikativen Satztypus: der Fragesätze.

Aber die Orientierung in der Situation hat als ihr Gegenstück die Orientierung im Kontext: die Demonstrativa *der, dieser, jener* (auch *anderer)* und die 3. Person der Personalpronomina weisen nicht nur auf das, was außerhalb der Rede liegt, sondern auch auf das, was in der Rede gegeben ist, sowohl rückweisend als auch vorwegnehmend. (Besonders verallgemeinernd und summierend treten in dieser Funktion *das* und *es* auf.) Die identifizierenden Demonstrativa *derselbe, derjenige* und die Relativa haben sich als solche «Wegweiser» im Kontext spezialisiert.

Andererseits bekommt die 3. Person des Personalpronomens eine Ergänzung. Es gibt spezielle Wortformen, die dieses am betreffenden Redeakt unbeteiligte Etwas in einer noch allgemeineren Form, abstrahiert sogar vom grammatischen Geschlecht und von der Zahl,

ausdrücken. Es sind die unbestimmten Pronomina *es* und *man*. *Es* dient zur Bezeichnung eines unbestimmten und schwer definierbaren Dinges oder einer ungewissen Erscheinung: **Es** *ist dunkel;* **Es** *schneit; Du hast* **es** *leicht* usw. Das unbestimmt-persönliche *man* dient zur Bezeichnung einer unbestimmten Anzahl von Personen unbestimmten Geschlechts; dieselbe Bedeutung, aber mit einer stärkeren Betonung des Singularischen, haben *einer* und *jemand*. Die obliquen Kasus der Nominativform *einer* treten auch als die obliquen Kasus von *man* auf, wenn *man* eine einzelne Person bezeichnet oder allgemeingültig ist: **Man** *hat es nicht leicht — Es wird* **einem** *nicht leicht gemacht*.

Es gibt auch manche andere Besonderheiten im Gebrauch der *es*-Form, die mich bewogen haben, diese Form in einem speziellen Paragraphen (§ 32) zu behandeln. Weniger verschwommen sind die unbestimmten Pronomina *was (Es ist* **was** *passiert)* und *etwas*, die auch nicht die Personen, sondern Dinge und Erscheinungen in nicht differenzierter Form bezeichnen. Aber bei allen ihren Verschiedenheiten reihen sich die unbestimmten Pronomina in das System der verallgemeinerten Bezeichnung der Wesen und Erscheinungen ein, die selbst nicht an dem Redeakt beteiligt sind, sich aber auf die unmittelbar kommunikativ-grammatischen Arten des Pronomens stützen. Und das ist auch der Fall bei allen anderen, hier nicht erwähnten, kleineren Abarten der Pronomina.

Dagegen sind das Substantiv und die anderen Redeteile, die in seinen Bereich gehören (die Negation ausgenommen), durchaus logisch-grammatischer Natur: sie bezeichnen Dinge, Erscheinungen, Eigenschaften, Beziehungen zwischen den Dingen usw., ohne auf den Redeakt Bezug zu nehmen. Das Pronomen erscheint also als eines der Triebräder, die das Substantivsystem und überhaupt den Satz mit dem Redeakt und dem gesamten Kommunikationsprozeß verbinden.

Für den Bedeutungsgehalt der Pronomina ist eben die Semantik der Bezogenheit, des Hinweises besonders wichtig.

Eben in dieser Hinsicht steht das Pronomen grundsätzlich den Wortarten gegenüber, die der Benennung, Nominierung von Sachen, Sachverhalten, Eigenschaften, Prozessen usw. dienen.

Die unmittelbare Verbundenheit mit dem Kommunikationsprozeß und dem Redeakt erklärt auch einige Besonderheiten im Formensystem des Pronomens. So drückt das Interrogativpronomen unter anderem formell-grammatisch auch eine solche Erscheinung der realen Wirklichkeit aus, die bei dem Substantiv nur lexikal, aber nicht grammatisch ausgedrückt wird. Es ist der Gegensatz zwischen persönlichen, d. h. menschlichen (zum Teil überhaupt lebendigen) und nicht menschlichen (zum Teil überhaupt leblosen) Wesen, der in der Gegenüberstellung von *wer — was* auftritt. Diese Unterscheidung ist damit verbunden, daß in der Situation, die zum entsprechenden Fragesatz den Anlaß gibt, gewöhnlich von vornherein klar ist, ob man es mit einem menschlichen oder nicht menschlichen Wesen zu tun hat, während eine «vorläufige» Unterscheidung der männlichen und weiblichen Wesen viel seltener möglich ist. Zum Teil findet sich dieselbe Gegenüberstellung in der Unterscheidung des unbestimmt-persönlichen

man und des auf unbestimmte Dinge und Erscheinungen bezogenen unpersönlichen *es*.

(Über das Deklinationssystem der Pronomina und seine Rolle im gesamten Deklinationssystem des Deutschen vgl. § 11.)

Vom Standpunkt ihrer semantisch-syntaktischen Bezogenheit auf die Situation oder den Kontext und ihrer Ersatzfunktion aus gehören zu den Pronomina auch die Pronominaladverbien, was schon ihre Benennung besagt. *Dort* in dem Satz *Dort steht ein Baum* weist entweder auf einen in der Situation gegebenen Gegenstand oder ein im Kontext gegebenes Wort (oder eine Wortgruppe) hin und ist also ganz den Demonstrativpronomina analog. Ihre hinweisende Kraft erlaubt auch einigen der Pronominaladverbien, unmittelbar mit dem Substantiv als ein nicht kongruierendes Attribut verbunden zu werden: *der Mann da*. Aber die syntaktische Neigung zum Verb überwiegt doch bei den Pronominaladverbien andere Fügungspotenzen so sehr, daß sie schwerlich zu einem Redeteil gerechnet werden können, der so sehr mit in den Bereich des Substantivs gehört wie die Pronomina, besonders weil hier auch eine frontale Korrelation zwischen den anderen Pronominalklassen und den Pronominaladverbien fehlt (z. B. eine solche Reihe wie *hinaus, heraus, daraus* ist spezifisch lokal und hat keine genauen Entsprechungen im System der Demonstrativa als solchen). Von großer Bedeutung ist es auch, daß fast sämtliche Pronominaladverbien mit Hilfe von alten lokalen Adverbialstämmen gebildet werden. Pronominaladverbien sind einer der komplizierten Grenz- und Streitfälle im Problem der Wortarteneinteilung im Deutschen, aber viel stärker sind doch die Bande, die die Pronominaladverbien mit dem Adverb verbinden (vgl. § 41).

§ 32. Die Pronominalform *es*

Die Behandlung des Gesamtsystems der Funktion der *es*-Form (weiter einfach als *es* bezeichnet) überschreitet die Grenzen, die sich dieses Kapitel gezogen hat. Denn es kommen hier auch solche Gebrauchsweisen zur Geltung, die dem Substantivbereich gar nicht angehören.

Aber es gibt hier auch durchaus pronominale Verwendungsarten, und es schien mir eben ratsam, an einem sehr anschaulichen konkreten Beispiel die komplizierte Struktur des Bedeutungsgehalts von grammatischen Formen vorzuführen. Es muß allerdings betont werden, daß solche extreme Komliziertheit nur bei einem geringen Teil von grammatischen Formen vorkommt und daß selbst bei ihnen der Bedeutungsgehalt auch ganz andere Arten der Strukturierung aufweisen kann.

Es gibt auch noch einen Grund, die Pronominalform *es* speziell und detailliert zu untersuchen. Sie wird ja außerordentlich oft gebraucht, besonders in der Umgangssprache und in der Schönen Literatur (oft in gekürzter Form, mit Abfall des *e*). In der Mitte des vorigen Jahrhun-

derts schrieben J. und W. Grimm: «Dies Wörtlein *es* erfüllt heute, gleich dem articel, unsere gesammte rede...» (DW 3, Sp. 1105). Es gibt, allerdings vorwiegend eben im 19. Jahrhundert, viele Fälle des doppelten Gebrauchs von *es* in einem Elementarsatz (über den Begriff des «Elementarsatzes» s. § 47) in der Schönen Literatur, gewöhnlich in der Rede der handelnden Personen, in Einzelfällen in der Erzählerrede. Z. B.…**es** *versteht keiner von ihnen* **es** *so gut wie ich, sich seine Stimmung zurechtmachen (W. Raabe). ... Pasche gab sich mit Weibsbildern ab... und* **es** *wußten'***s** *viele (Cl. Viebig)*. Dies wird gerade durch die Mannigfaltigkeit der Funktion hervorgerufen, die *es* ausübt. Es gibt sogar eine phraseologische Wendung mit doppeltem *es*. **Es** *tut'***s** — «Es geht» (und dementsprechend **Es** *tut'***s** *nicht*) (vgl. 341, II, Hbbd. 2, 1318).

Die Struktur des Bedeutungsgehalts von *es* ist eine feldmäßige. Aber im Gegensatz zu den meisten solcher Felder, die aus einem Zentrum und einer Peripherie bestehen, stellt der Bedeutungsgehalt von *es* ein Feld mit zwei Polen dar, die semantisch-funktionell einander direkt entgegengesetzt, aber durch eine Menge von vermittelnden Gebrauchsweisen doch miteinander verbunden sind.

Einen Pol in dem Feld der *es*-Form bildet das persönliche Pronomen der 3. Person Neutrum als solches, also ein vollwertiges, wenn auch seiner Semantik nach kommunikativ-grammatisches Wort. Den anderen Pol bildet *es* als eine völlig desemantisierte Partikel, die nur als Platzhalter auftritt, namentlich zur Füllung der ersten Stelle in den Sätzen mit der finiten Verbalform an der zweiten Stelle dient, wenn aus verschiedenen kognitiv-kommunikativen Gründen die erste Stelle sonst unbesetzt bliebe. Z. B. . . . *und es hat mich sonst doch keiner so geliebt... (Th. Storm)* Als ein reines Formwort hat die *es*-Form in solcher Funktion bereits L. Sütterlin bezeichnet (374, 303).

Die anderen Gebrauchsweisen von *es* liegen zwischen diesen beiden Polen. Die einen stehen dem Personalpronomen *es* näher, die anderen dem Platzhalter *es*. Ausführlich wird die ganze Skala der Gebrauchsweisen von *es* unter dem Gesichtspunkt der Feldstrukturierung in einem meiner Aufsätze behandelt, auf den ich hier verweise (Admoni, 9). Aber die wichtigsten zu diesem Feldsystem gehörenden Erscheinungen seien doch an dieser Stelle wenigstens genannt. Dem Pronomen *es* 3. Person Neutrum stehen ganz nahe z. B. alle Arten der kontext- und situativbezogenen demonstrativen Verwendung von *es*, wenn also *es* nicht auf ein Substantiv sächlichen Geschlechts hinweist, sondern auf ein Substantiv anderen Geschlechts oder auf einen ganzen Satz usw.

Auch in der verallgemeinernd-summierenden Bedeutung bleibt die pronominale Natur von *es* bestehen, wie auch in solchen Fällen, wo die Semantik der Unbestimmtheit noch stärker in der Vordergrund tritt und man eben von einem unbestimmten (zuweilen sogar von einem unbestimmbaren) Pronomen *es* sprechen kann. Der pronominale Charakter ist auch dem *es* als Korrelat eigen, obgleich in manchen Fällen das korrelative *es* fakultativ ist. Endlich ist das unpersönliche (übrigens zuweilen auch fakultative) *es* in manchen

Fällen doch pronominal gefärbt, obgleich der Grad der Unbestimmtheit in diesen Fällen ein außerordentlich großer ist.

Aber bereits bei dem korrelativen und unpersönlichen *es* wird oft die Funktion von *es* bemerkbar, die darin besteht, daß es ein strukturell obligatorisches Glied einer Konstruktion ersetzt, wenn die kommunikativ-semantischen Vorbedingungen die vollwertige lexikale Füllung dieses Gliedes entbehrlich machen oder wenn die erste Stelle im Satz sonst leer bleiben würde. Es sind also die strukturellen Forderungen des grammatischen Gestaltungssystems, die hier zum Vorschein kommen.

Vollständig bestimmen diese Tendenzen den Gebrauch von *es* in solchen Funktionen, wie dem Ersatz des Prädikativs oder des Objekts, wenn diese aus situativen oder kontextuellen lexikalsemantischen Gründen unerwähnt bleiben dürften. Und hier nähert sich *es* in seinem Gebrauch ganz und gar dem Pol seines Bedeutungsgehaltfeldes, wo man schon von einem Formwort, einer Partikel sprechen kann.

Und nun doch ein paar Beispiele, um mindestens einige der genannten Gebrauchsweisen von *es* zu veranschaulichen.

Kontextuell-summierendes rückbezügliches pronominales *es: ...ich zwinge sie nicht, in die Bank zu gehen, ich hatte nur angenommen, daß Sie* es *wollen. (Kafka)*

Kontextuell-summierendes vorwegnehmendes pronominales *es: Oskar ahnte* es, *wir fuhren in die Stadt, wollten zum Hevelins-Platz, in die Polnische Post zum Hausmeister Kobyella, der jenes Werkzeug und Können hatte, nach welchem Oskars Trommel seit Wochen verlangte. (G. Grass)*

Unpersönliches unbestimmbares *es: ...ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber* es *hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen,—* es *kriegt mich unter... (Storm)*

Füllung der obligatorischen Leerstelle des Objekts im Prädikat: *Der alte Heilandt hatte* es *eilig... (G. Grass)* Vgl. auch die in § 4 bereits erwähnte und dem Englischen entgegengesetzte Füllung der Leerstelle des Prädikativs: *Ich bin*'s (als Antwort auf die Fragen vom Typus *Sind Sie Herr Schmidt? Sind Sie gesund?* usw.). Über den Gebrauch von *es* in den unpersönlichen Sätzen vgl. § 49 und 35.

Wegen Raummangels lassen sich hier die korrelativen *es* nicht erörtern, deren Gebrauch übrigens in einfachen Regeln nicht zu fassen ist, da in manchen Konstruktionen das korrelative *es* fakultativ ist, auch unabhängig von den topologischen und strukturell gestaltungsmäßigen Triebkräften. Ich begnüge mich mit dem Verweis auf die einschlägige Literatur (321; 122; 267) und der Anführung eines einzigen Beispiels. Nach Pütz sind im gleichen Maße folgende Satzgefüge berechtigt (mit *es* und ohne *es*): *Heute ist es sicher, daß er kommt — Heute ist sicher, daß er kommt* (57). Übrigens gibt es in diesem Bereich sehr viele Streitfragen.

Von solcher, oft rein semantisch bedingten Fakultativität im Gebrauch der *es*-Form ist die andere bereits von mir betonte Fakultativität dieser Form zu unterscheiden, die durch die rein strukturellen Gesetzmäßigkeiten in der Gestaltung und Typologie des deutschen Satzes hervorgerufen wird.

Es tritt in solchem Fall als Alternative auf für verschiedene obligatorische Satzglieder, die aus semantisch-kontextuellen und situationsmäßigen Gründen kein vollwertiges Lexem zu ihrer Füllung brauchen. Unter dem Druck besonders starker Triebkräfte, z. B. emotioneller Art, kann aber auch die Einschaltung des alternativen *es* ausbleiben. So fehlt das alternative *es* sogar als Prädikativ und als infinite Verbalform (in den zusammengesetzten Formen des Verbs) in folgenden Beispielen: *Du bist ein Drückeberger — erklärte Grün — ein pathetischer Drückeberger.— Sind wir alle, grunzte Lenz. (E. M. Remarque); ...du solltest dich nicht mit Akrobatik verzetteln — Werde ich nicht, Papa... (H. Böll)*

Wenn man die Gebrauchsfrequenz von *es* betrachtet, so scheint es, daß die Hauptmasse der *es*-Formen in der Rede nicht seine polaren Bedeutungen ausdrückt, sondern vielmehr die, die zur «Mitte» des *es*-Feldes gehören (die summierend-verallgemeinernden und unbestimmten *es, es* als Korrelat). Dabei tritt *es* in einigen seiner Funktionen in synonyme Beziehungen zu anderen Wortformen, aber es bleiben doch in der Regel gewisse semantische Unterschiede zwischen den Synonymen.

So scheint *es* in vielen unpersönlichen Sätzen der Wortformen *alles* sehr nahe zu stehen. Z. B. läßt *es* im Satz **Es** *ist dunkel* eine semantische Deutung zu wie «die ganze Umgebung», d. h. eben «alles», was den Sprechenden umgibt. Und doch würde der synonyme Satz **Alles** *ist dunkel,* obgleich das Wort *alles* auch verallgemeinernd-summierend ist, eine andere, viel konkretere Bedeutung haben. Es fehlt ihm die in der gegebenen Situation allumfassende und vereinheitlichende Semantik des Satzes mit *es*. Denn *alles* neigt zur «diskreten» Semantik, die an und für sich die Möglichkeit einer Aufzählung der zu diesem *alles* gehörenden Sachen und Erscheinungen voraussetzt, wenn auch praktisch eine solche Aufzählung oft durchaus unmöglich wäre. Eben diese Diskretheit macht es verständlich, weshalb man zu dem Satz **Es** *ist schwül* schwerlich, nur unter ganz eigenartigen Umständen einen synonymen Satz* **Alles** *ist schwül* bilden kann und weshalb der Satz **Alles** *ist warm* eine ganz andere Bedeutung (z. B. *die Suppe und der Braten, alles ist warm)* hat als der Satz **Es** *ist warm*. Nur in einzelnen Fällen kann auch die Partikel *etwas* (oder *was* in derselben Bedeutung) als Synonym der *es*-Form gelten. Vgl. aber: **Es** *klopft* — **Etwas** *klopft*.

Viel näher sind die synonymen Beziehungen zwischen der *es*-Form in ihrer pronominalen und pronominal gefärbten Gebrauchsweise und dem Demonstrativpronomen *das*.

§ 33. Die Negation

Auf dieselbe Art wie das Pronomen vereinigt die Negation Wortformen, die ganz verschiedene morphologische Bildungen und syntaktische Fügungspotenzen aufweisen. *Niemand* gleicht morphologisch dem substantivischen Indefinitpronomen *jemand* und wird wie *jemand* an

Stelle des Substantivs verwendet. Substantivisch ist auch die Negation *nichts. Kein* gleicht in seinem Deklinationssystem dem unbestimmten Artikel *ein* und dem Possessivpronomen und ist vorwiegend attributiv. *Nie, nirgends, niemals* gleichen den Pronominaladverbien und gehören zur Gruppe des Verbs, *nicht* erscheint als eine Partikel, die sich vorwiegend an das Verb anschließt, aber auch in anderen Wortgruppen vorkommt: *dieser* **nicht** *sehr kluge Mann;* in denselben Funktionen, aber mit größerer Intensität, tritt *keineswegs* auf. Ganz eigenartig ist die Funktion des modalen Satzäquivalents *nein (ne, nee),* das eine negative Parallele zu dem positiven *ja* bildet.

Aber der ganz eigenartige Bedeutungsgehalt aller dieser Formen verbindet sie doch, wie es auch beim Pronomen der Fall ist, zu einer geschlossenen grammatischen Einheit. Es ist, wie das Pronomen, eine kommunikativ-grammatische Kategorie, aber die Verbindung mit dem Kommunikationsprozeß besteht hier darin, daß vermittels der Negation die Einstellung des Sprechenden zum Inhalt seiner Rede (in betreff der Realität dieses Inhalts) zum Ausdruck kommt. Die Negation ist also eine modale Kategorie (vgl. § 31). Von den anderen Wortarten und Wortformen mit modaler Bedeutung (verschiedene Formen des Verbs, vgl. § 39; Modalwörter und Partikeln, vgl. § 42—43) unterscheiden sich die Negationen dadurch, daß sie (und nur sie) zwei sehr wichtige modale Satztypen voneinander abgrezen: die affirmativen (bejahenden) und die negativen (verneinenden) Sätze. Dabei bilden sie im Deutschen, im Gegensatz zur russischen Sprache, funktionell ein alternatives System, d. h. der Gebrauch in Beziehung auf den gesamten Satzinhalt einer Negation schließt den Gebrauch anderer Negationen in diesem Satz aus (mit Ausnahme des Gebrauchs im Inneren der nicht prädikativen Wortgruppen), wenn die Nichtrealität dieses Inhalts ausgedrückt werden soll. Dagegen nehmen die anderen lexikalen Modalmittel an diesem alternativen Modalsystem nicht teil und können sich miteinander und mit Negationen auf verschiedene Weise kreuzen: *Vielleicht komme ich dann rechtzeitig — Vielleicht komme ich dann nicht rechtzeitig; Vielleicht würde ich dann rechtzeitig kommen — Vielleicht würde ich dann nicht rechtzeitig kommen.*

Das alles sondert die Negationen von anderen Wortarten ab und erlaubt, sie als einen besonderen Redeteil zu betrachten, der auf Grund der Formen *niemand, nichts* und *kein* vorwiegend in den Bereich des Substantivs gehört (vgl. 21; 397). Es ist nur ein Mißverständnis, wenn W. Kürschner bedauert, daß die hier vorgetragene Auffassung der Negationen als Wörter mit modalem Gehalt nur «auf Negativa in Behauptungssätzen zielt» (273, 85). Die Negationen werden hier eben ihrem Wesen nach als eine modale, kommunikativ-grammatische Kategorie gedeutet.

Vom semantischen Standpunkt aus ist die Negation in zweifacher Hinsicht zweideutig. Erstens: Indem sie negiert, nennt sie trotzdem das, was sie negiert, so daß die verneinten Dinge, Sachverhalte usw. doch als Vorstellungen in der Rede vorhanden sind und somit ein gewisses Scheinleben führen. Zweitens: Die Verneinung der Existenz eines Sachverhalts, eines Dinges usw. kann stillschweigend den Eindruck

erwecken, als ob die semantisch entgegengesetzten Sachverhalte, Dinge usw. bejaht werden. Z. B. *«sie dürfen nicht weggehen...» (Kafka)* ist gleichbedeutend mit dem affirmativen Satz *«Sie müssen dableiben...»* (vgl. 398).

Die mononegative Gestaltung des deutschen Satzes wird in der Umgangssprache, besonders in ihrer gröberen Variante, nicht selten durchbrochen. O. Weise bringt sogar ein Beispiel aus einem Lustspiel von L. Angely (I. Hälfte des 19. Jhs.) mit drei einander nach der Mononegationsregel ausschließenden Negationen: *hat denn keener keenen Schwamm nicht?* (397).

Aber die Literatursprache hält an der Mononegation fest.

Das Verb

§ 34. Allgemeine Charakteristik des Verbs und seiner grammatischen Kategorien. Finite und infinite Verbalformen

Das Verb bildet im Deutschen einen krassen Gegensatz zu allen anderen Redeteilen und steht ganz vereinzelt im System der Redeteile.

Das Verb beherrscht syntaktisch, wie das Substantiv, eine komplizierte und mehrgliedrige Wortgruppe, aber im Gegensatz zum Substantiv, das viel ärmer an Flexion als seine Attribute ist, besitzt das Verb ein ziemlich entwickeltes Flexionssystem, wogegen die Bestimmungen des Verbs sich durch vollständigen Mangel an irgendwelchen formbildenden Morphemen auszeichnen. Bei den 6 Personalformen des Präsens (im Singular und Plural) gibt es 4 verschiedene Endungen: *-e, -(e)st, -(e)t, -en,* wogegen bei den 8 Kasusformen des Substantivs (im Singular und Plural) am häufigsten nur 2 oder 3 verschiedene Endungen vorkommen (zuweilen sogar nur eine!) und nur in der starken Deklination auch 4 Endungen (jedoch bei 8 Formen) zu verzeichnen sind. 4 verschiedene Endungen hat auch das Präteritum mit seinen 6 Formen.

Zu den wichtigsten Besonderheiten des Verbs gehört seine Tendenz zur Zwei- oder sogar Mehrteiligkeit, wobei diese Teile zwei strukturelle Zentren im Satz bilden, die voneinander distanziert sind. Diese Erscheinung hängt mit einer der wesentlichsten Gesetzmäßigkeiten des deutschen Satzbaus zusammen — mit der Bildung des Satzrahmens. Auf diese Weise wird aber die Gruppe des Verbs zu einer Vertreterin des ganzen Satzes. Auch in bezug auf seine Fügungspotenzen tritt das Verb als ein solches Satzglied auf, das der Gestaltung des Satzes in seiner Ganzheit besonders nah steht: die Nebenglieder des Satzes, die sich auf zwei Hauptglieder (auf das Prädikat und ein anderes Glied — Subjekt oder Objekt) in ihrer Wechselbeziehung beziehen (prädikatives Attribut, Modalglied), treten im Deutschen in der Form der adverbialen Bestimmung auf (vgl. § 58).

Die Zweiteiligkeit des Verbs wird mit Hilfe von verschiedenen Mitteln erzielt. Vor allem sind hier die analytischen, zusammengesetzten Verbalformen und die Verbindungen der Nominalformen des Verbs mit den Modalverben zu nennen. Aber auch die trennbaren Vorsilben und Zusammensetzungen dienen dazu, die distanzierte Zweiteiligkeit des Verbs zu ermöglichen. Es gibt aber noch andere sprachliche Erscheinungen, die dieselbe Funktion erfüllen, d. h. die Zweiteiligkeit des Verbs sichern. Einige von ihnen sind besonders oder sogar ausschließlich in der Umgangssprache vertreten, andere dagegen in der Schriftsprache. In der Umgangssprache ist die Umschreibung der eingliedrigen Zeitformen des Indikativs und Konjunktivs durch die Fügungen *tun (tat, täte)* + Infinitiv ausgedrückt: *Ich tue schreiben* statt *Ich schreibe.* (Über die Entwicklung dieser Erscheinung in den

Mundarten vgl. 39, 533.) Es ist auch erwähnenswert, daß im Süden, wenn auch von phonetischen Ursachen bedingt, im Dialekt und in der Umgangssprache das eingliedrige Präteritum vom zweigliedrigen, zusammengesetzten Perfekt zurückgedrängt wurde.

Eine große Verbreitung, vor allem in den Zeitungen, in der technischen und wissenschaftlichen Literatur, aber nicht ausschließlich in diesen Gattungen der Literatursprache, haben auch Bildungen gefunden, die die einfachen eingliedrigen Verben ersetzen. Diese Fügungen bestehen aus «Funktionsverben», d. h. Verben mit allgemeiner Semantik aktionsartmäßiger oder kausativer Art (besonders *kommen, bringen, setzen, treten, geraten*) + präpositionale Konstruktionen (seltenen ein Kasus ohne Präposition): *abschließen — zum Abschluß bringen, senken — zum Sinken bringen, sich verabschieden — Abschied nehmen* usw. Obgleich Stilisten und Grammatiker schon längst die Anwendung von solchen Bildungen bekämpfen, treten sie auch heute massenhaft auf, und dabei bei den besten Sprachmeistern, z. B. bei Thomas Mann. Diese Tatsache ist einerseits durch das Vorhandensein der Bildungen dieser Art zu erklären, die als solche oder in Verbindung mit ihren Attributen semantisch durch eingliedrige Verben schwer zu ersetzen wären, z. B. *in Bewegung setzen, zum mächtigen Aufschwung bringen, in steigende Verwunderung setzen* usw. Es wirkt sich hier aber andererseits auch die außerordentlich starke syntaktisch-strukturelle und zugleich rhythmisch-strukturelle Tendenz zur Zweiteiligkeit des Verbs aus.

Das bedeutet nicht, daß der Kampf der Stilisten und Grammatiker gegen diese Bildungen ganz unnütz und vergeblich war. Bei jeder sprachlichen Entwicklung, wie tief sie auch mit den Hauptströmungen des Sprachwandels zusammenhängen mag, kann es zu gewissen «Ausschreitungen» kommen, zu solchen Einseitigkeiten, die zu einer Gefahr für das Funktionieren der Sprache in semantischer oder struktureller Hinsicht zu werden drohen. Auch in der Anwendung der genannten Bildungen sind solche «Ausschreitungen» zu verzeichnen, z. B. ungeheure Häufungen von diesen Formen, und ihre Einschränkung ist erwünscht und möglich. Doch sind, wie es schon in der 1. Auflage des vorliegenden Buches behauptet wurde, die Bildungen dieser Art für die deutsche Literatursprache, sowohl vom semantischen als auch vom strukturellen Standpunkt aus, in mancher Hinsicht unentbehrlich. Auf Grund eines reichhaltigen Materials wurde das seitdem in den Untersuchungen von K. Daniels, P. v. Polenz und V. Schmidt dargelegt. Unter anderem hebt K. Daniels auch die syntaktischen Leistungen dieser Bildungen, von ihm als nominale Umschreibungen bezeichnet, hervor: sowohl die «Klammerfähigkeit» (d. h. die Fähigkeit, den Satzrahmen zu bilden) als auch die Fähigkeit, den Satz übersichtlicher zu gestalten usw. (vgl. 166, 233ff.).

Die Tendenz des deutschen Verbs zur Zweiteiligkeit drückt sich unter anderem auch in der Fähigkeit aus, mit Richtungsadverbien von sehr präzisierter Semantik *(heran, hinein, vorbei* usw.) Zusammensetzungen zu bilden, selbst wenn die Verben durchaus nicht lokal sind, so daß die Bewegung im Raum eben durch das erste Glied der Zusammen-

setzung wiedergegeben wird: *herabgrünen, vorüberdonnern, heraufdonnern* (vgl. 73, 30—38).

Von den anderen Redeteilen unterscheidet sich das Verb noch in einer Hinsicht. In seiner morphologischen Struktur vereinigen sich logisch-grammatische und kommunikativ-grammatische Kategorien. Die letzteren, und zwar die Kategorie der Zeit, des Modus (der Aussageweise) und zum Teil der Person, verbinden das Verb aufs engste mit dem Redeakt und dem gesamten Kommunikationsprozeß. Das ist einer der Gründe, weshalb im Deutschen und allen anderen Sprachen, die das Verb besitzen, dieser Redeteil eine außerordentlich große Rolle in der Satzbildung spielt. Zu den logisch-grammatischen Kategorien des Verbs, die a) die verallgemeinerten Beziehungen zwischen der im Verb ausgedrückten Handlung und ihrem Subjekt und Objekt und b) den verallgemeinerten Charakter dieser Handlung selbst ausdrücken, gehören im Deutschen das Genus (die Handlungsform), die Zahl und teilweise die Person, da sie wie die Zahl beim Verb von der Form des Subjekts abhängt und nicht unmittelbar mit dem Kommunikationsprozeß verbunden ist. (Über den Ausdruck, den im deutschen Verb die Verschiedenheiten im Verlauf des durch das Verb bezeichneten Vorgangs (Aktionsart und Aspekt) bekommen, s. § 36.)

Die kommunikativ-grammatischen und die logisch-grammatischen Kategorien bilden im morphologischen System des Verbs eine organische Einheit, seinen verallgemeinerten grammatischen Bedeutungsgehalt überlagernd und mit seiner syntaktischen Funktion aufs engste zusammenhängend.

Der verallgemeinerte grammatische Bedeutungsgehalt des Verbs ist der der Tätigkeit oder, um einen noch allgemeineren Begriff zu wählen, der des Tätigkeitsverlaufs, d. h. des Prozesses oder des Vorgangs. Das Grundmorphem des Verbs an sich kann eine andere, nicht prozessuale Semantik haben, z. B. die Semantik einer Eigenschaft oder eines Dinges, aber indem es eben zum Grundmorphem eines Verbs wird und sich in das verbale Paradigma einordnet, beginnt es einen Prozeß auszudrücken, der von irgendeiner handelnden Person erzeugt wird oder von irgendeinem Träger des betreffenden Zustands ausgeht. Die prozessuale Semantik überlagert die ursprüngliche Semantik dieses Morphems: *grün — grünen* (z. B. *Der Wald grünt), Sattel — satteln* (z. B. *Er sattelt sein Pferd*). Solche Bildungen werden auch im heutigen Deutsch erzeugt, z. B. *filmen* statt *Film drehen* (vgl. 298, 44). Noch häufiger wird aber die Verwandlung eines an sich nichtverbalen Grundmorphems in das verbale unter Hinzufügung verbaler wortbildender Morpheme, insbesondere der Vorsilben, vollzogen, so daß das Verb im Vergleich mit dem betreffenden Adjektiv oder Substantiv ein etwas anderes, und zwar erweitertes Grundmorphem (oder einen anderen, erweiterten Stamm) aufweist: *alt — veralten, golden — vergolden, Dach — überdachen, Stock — aufstocken, Feind — anfeinden* usw. Die verbalen Vorsilben, mit ihrer Semantik der aktiven Einwirkung oder der lokalen Richtung, erleichtern die Entstehung der prozessualen Semantik bei Grundmorphemen, die sonst von solcher Semantik sehr weit entfernt wären.

Der Prozeß (oder der Vorgang), den das Verb als seinen grammatischen Bedeutungsgehalt ausdrückt, kann eine Tätigkeit oder ein Zustand sein.

In den neueren Untersuchungen und Handbüchern wird oft eine differenziertere semantische Einteilung der Verben vorgeschlagen, zum Teil in Hinsicht auf ihre Fügungspotenzen. So legt H. Brinkmann die Unterscheidung der Handlungsverben (= transitive Verben) und Vorgangsverben (= intransitive Verben) dem System der Satzmodelle zugrunde, wobei jeder von diesen Beständen (vom Standpunkt der Differenzierung der Satzmodelle aus) in mehrere Unterabteilungen gegliedert wird (vgl. 149, 534—579). In der Duden-Grammatik werden «von der Bedeutung her» alle Verben in drei Gruppen eingeteilt: 1. Zustandsverben, 2. Vorgangsverben, 3. Tätigkeitsverben (Duden, 64). Die Frage nach der Transitivität der Verben wird in der Duden-Grammatik in anderem Zusammenhang behandelt.

Viele Erscheinungen in dem grammatischen System des Verbs wurzeln in seinen semantischen Differenzen. Aber in allen Fällen erscheint der Gehalt des Verbs als ein Vorgang, der von einem Subjekt ausgeht. Das eigentliche, d. h. finite Verb hat im Deutschen immer mindestens eine «Leerstelle» der obligatorischen Fügungspotenz, namentlich die der Fügung mit dem grammatischen Subjekt, von welchem der verbale Prozeß ausgeht. Die Veränderung des finiten Verbs nach Personen ist eben ein Ausdruck seiner Verbundenheit mit dem Subjekt, und die Notwendigkeit dieser Fügung — sowohl für das Verb als auch für das Subjekt — ist auch einer der Gründe, weshalb das Verb so wichtig für den deutschen Satzbau ist.

Diese Leerstelle fehlt den infiniten Formen des Verbs, was mit dem allgemeinen Unterschied im Bedeutungsgehalt und den Funktionen der finiten und infiniten Formen unmittelbar zusammenhängt. Der Bedeutungsgehalt des Infinitivs I *lesen* und des Partizips I (des Partizips der Gegenwart oder des Präsenspartizips) *lesend* ist sonst dem Bedeutungsgehalt der finiten Formen gleich, d. h. sie bezeichnen auch den Verlauf einer Tätigkeit, einen Prozeß, aber ohne Bezugnahme auf den Täter und überhaupt ohne unmittelbare Berührung mit dem Kommunikationsprozeß. Sie haben keine Kategorien der Person und des Modus, und die Kategorie der Zeit erscheint bei ihnen nicht auf den Moment des Redeakts bezogen, sondern als Gleichzeitigkeit mit dem Moment, der vom finiten Verb bezeichnet wird: *Ich sehe den lesenden Schüler — Ich sah den lesenden Schüler*. Das Partizip II (das Partizip der Vergangenheit oder das Perfektpartizip) *gelesen* und der Infinitiv II *gelesen haben, gekommen sein,* der sich auf die Form des Partizips II stützt, entfernen sich in ihrem Bedeutungsgehalt von dem der finiten Verbalformen noch weiter, indem sie den Prozeß als schon beendet, zu einer Eigenschaft des Subjekts oder des Objekts der Handlung erstarrt, darstellen: *mein zurückgekehrter Freund; das gelesene Buch; Er soll das Buch schon gelesen haben.* Auf diese Weise kommt bei diesen Formen die Semantik der Vollendung, des Resultats zum Vorschein, also eine solche Semantik, die für die Kategorie der verbalen Aktionsart (oder des Aspekts) charakteristisch ist; es wird hier die Gegenüberstel-

lung des resultativen vollendeten Partizips II (und der Formen, die mit ihm zusammenhängen) und des nichtresultativen, nichtvollendeten Partizips I (und der Formen, die mit ihm zusammenhängen) möglich. Das alles erzeugt einen sehr tiefgehenden Unterschied im Bedeutungsgehalt der finiten und der infiniten Formen des Verbs.

Die Funktion der finiten Formen ist die Bildung des Prädikats, eines von den zwei notwendigen Gliedern des Satzes. Das Verbum finitum kann entweder allein das Prädikat bilden *(Arbeiter arbeiten)* oder als Hilfsverb oder kopulatives Verb die Hilfe irgendwelcher anderen Komponenten dazu gebrauchen: *Er hat gearbeitet; Er ist Student* usw. Aber es ist immer unlöslich mit dem Prädikat verbunden. In diesem Sinne sind die finiten Formen des Verbs monofunktional.

Viel mannigfaltiger sind die Funktionen der infiniten Formen. Es gibt zwei Hauptverwendungsarten von ihnen. Erstens dienen sie zur Bildung der zusammengesetzten (analytischen, umschreibenden) Formen des Verbs: *er ist gekommen, hatte gearbeitet, wird gelobt, wird antworten*. Hier sind sie die Träger der lexikalen Bedeutung in der grammatisch-semantischen Einheit, die die zusammengesetzten Verbalformen bilden. Die infiniten Formen des Verbs in diesem Gebrauch werden zuweilen auch als «Supine» bezeichnet. (Bech versteht unter dem Supin alle undeklinierbaren Formen und Gebrauchsweisen der infiniten Verbalformen, I, 12.) Zweitens treten sie in den Funktionen der nominalen Redeteile auf. Der Infinitiv (fast immer mit der Partikel *zu*) nähert sich mehr oder weniger dem Substantiv: *Er hofft* **zu genesen** — *Er hofft auf die* **Genesung**; *Es ist wichtig, diesen Auftrag* **auszuführen — Die Ausführung** *dieses Auftrags ist wichtig* usw. und wird leicht substantiviert (*Er liebt* **zu turnen** — *Er liebt* **das Turnen;** *die Lust* **zu lesen** — *die Lust* **zum Lesen; ohne zu zögern — ohne Zögern** usw.). Das Partizip übernimmt die Funktionen des Adjektivs, sowohl die attributiven *(der laufende Knabe, der geschriebene Brief)* als auch zum Teil die prädikativen. Das Partizip II berührt sich mit dem Passiv: *Die Tür bleibt geöffnet — Die Tür ist geöffnet — Die Tür wird geöffnet,* das Partizip I kann als solches überhaupt nur in der Funktion des Prädikativs auftreten, wenn es vollständig zum Adjektiv geworden ist: *Das Mädchen ist reizend; Der Roman ist spannend*. Häufig werden die Partizipien als prädikative Attribute gebraucht *(Schwatzend hielten wir uns wach; Karl lag ausgekleidet im Bett)*, die oft den Adverbialbestimmungen sehr nah stehen *(Sie sprach zögernd)*.

Eine eigenartige Stellung in dem System der infiniten verbalen Formen nehmen die Formen mit der Partikel *zu* ein. Es sind der sogenannte «präpositionale Infinitiv» (*zu* + Infinitiv) und das Gerundiv (*zu* + Partizip I). In vielen Fällen erscheint die Partikel *zu* neben dem Infinitiv nur als ein Mittel, den Infinitiv mit den Wörtern zu verbinden, von welchen er syntaktisch abhängt: *Er liebt zu lesen; Er ist bereit zu lesen; die Lust zu lesen*.

Der Infinitiv ohne *zu* (der «bloße» Infinitiv) wird nur in den zusammengesetzten Zeitformen, nach den Modalverben und — nicht ohne Schwankungen — nach den Verben *gehen, lernen, helfen, bleiben* gebraucht, auch in der Verbindung accusativus cum infinitivo nach den

Verben *sehen, hören, fühlen, lassen, machen, lehren, heißen* und fast immer in der Substantivierung. (Vgl. Paul, IV, 93—126.)

Die Fügungen *ist* + *zu* + Infinitiv (in seltenen Fällen *bleiben, scheinen, stehen* + *zu* + Infinitiv) und *hat* + *zu* + Infinitiv drücken die Notwendigkeit oder (seltener) die Möglichkeit aus:

Dagegen war gewiß nichts zu sagen (Bredel). Keine Menschenseele war zu sehen (Bredel).

Sie werden gewöhnlich als modal bezeichnet, zuweilen «modaler Infinitiv» genannt (Brinkmann, Gelhaus), aber ihre Modalität besteht in einem besonderen Verhältnis zwischen dem Subjekt des Satzes und dem Vorgang, der durch den Infinitiv bezeichnet wird, nicht in dem Verhältnis des Sprechenden zu dem Inhalt der Äußerung. Es ist also keine kommunikativ-grammatische, sondern eine logisch-grammatische Modalität (die verbalen Modi als solche — Indikativ, Konjunktiv, Imperativ — sind kommunikativ-grammatisch). Diesen Konstruktionen, die prädikativ verwendet werden, vor allem der Fügung *ist* + *zu* + Infinitiv, entspricht das attributive Gerundiv *zu* + Partizip I, das auch die Notwendigkeit und (seltener) Möglichkeit ausdrückt. Als adverbiale Bestimmungen, die semantisch den Nebensätzen entsprechen, treten Konstruktionen *um* + *zu* + Infinitiv, *statt* + *zu* + Infinitiv, *ohne* + *zu* + Infinitiv auf (vgl. 149, 363ff.; 212; 147).

Auch die morphologische Struktur der finiten und der infiniten Verbalformen ist grundverschieden. Das Verbum finitum wird konjugiert, d. h. nach den Personen, Zahlen, Zeitformen, Genera und Modi verändert. (Diese Veränderung geschieht freilich in den zusammengesetzten Formen mit Hilfe des Partizips II und der Infinitive, die hier eben als Supine auftreten.) Der Infinitiv bleibt unverändert (in diesem Fall wird er gewöhnlich von der Partikel *zu* begleitet) oder, wenn er substantiviert wird, richtet er sich nach der starken Deklination: *das Lesen, des Lesens.* Die Partizipien entsprechen in ihrer Formbildung den Adjektiven: sie treten sowohl in Kurzform als auch dekliniert auf. Ihre Kasusformen sind variabel wie die des Adjektivs: *das gelesene Buch — ein gelesenes Buch.* Doch behalten die Infinitive und Partizipien, wenn sie nicht substantiviert bzw. adjektiviert werden, die Fügungspotenzen des Verbs: *Ich lese das Buch — ohne das Buch zu lesen — der das Buch lesende Knabe,* aber *das Lesen des Buchs.* Die infiniten Formen des Verbs sind also sowohl morphologisch als auch syntaktisch Mischformen: sie sind im ganzen genommen verbal und nominal zugleich. Das eigentliche Verbum ist das Verbum finitum.

§ 35. Formale Typen und semantisch-grammatische Klassen des Verbs

Die Masse der Verben teilt sich im Deutschen erstens nach rein formalen Kriterien ein, nämlich nach der Art, wie die nichtzusammengesetzten grammatischen Formen des Verbs gebildet werden. Es gibt hier zwei Haupttypen: die starken und die schwachen Verben.

Das starke Verb bildet seine Formen mit Hilfe sowohl der inneren

Flexion als auch der äußeren formbildenden Morpheme. Die innere Flexion tritt beim Verb als Vokalwechsel, und zwar als Ablaut, Umlaut und Brechung, auf. Besonders groß ist die Rolle des Ablauts. In Verbindung mit gewissen formbildenden Morphemen dient er zur Unterscheidung der Stämme, von welchen mehrere Einzelformen gebildet werden. Dies sind:

1. der präsentische Stamm, der als Grundlage für das Präsens (im Indikativ und Konjunktiv), den Imperativ, den Infinitiv und das Partizip I auftritt: *Er liegt, Er liege; liege, liegen, liegend;*

2. der präteritale Stamm, der als Grundlage für alle Personen des Präteritums (im Indikativ und mit einigen Schwankungen im Konjunktiv) auftritt: *Ich lag, Du lagst..., Ich läge...;*

3. der Partizipialstamm: *gelegen*. Der Umlaut und die Brechung modifizieren die einzelnen Formen des Ablauts. Sie erscheinen in der 2. und 3. Person Präs. Sg. Ind. fast bei allen starken Verben, die einen umlauts- oder brechungsfähigen Vokal im Grundmorphem haben: *Ich trage, du trägst, er trägt; ich nehme, du nimmst, er nimmt,* und im Prät. Konj.: *ich nähme, gäbe* usw.

Es gibt auch einige mehr oder weniger veraltete Nebenformen des Prät. Konj., die außer dem Umlaut noch den Ablaut aufweisen: *ich warf — ich würfe.*

Auf diese Weise wird der Vokalwechsel im Formensystem des starken Verbs sehr bunt. Es können fünf verschiedene vokalische Phoneme in seinen Grundformen erscheinen, z. B. *werfen — wirft — warf — würfe (wärfe) — geworfen*. Aber oft hat das starke Verb weniger verschiedene Vokale — vier: *binden — band — bände — gebunden, tragen — trägst — trug — trüge* usw., drei: *kommen — kam — käme* oder sogar nur zwei: *meiden — mied.*

Streng genommen, tritt jedes Grundmorphem mit einem abweichenden Vokal als ein besonderer Stamm auf. Da aber diese Grundmorpheme nicht gleichwertig (vom Standpunkt der Formbildung des Verbs aus) sind, werden nur drei von ihnen, die sich auf den Ablaut stützen und die schon vorhin erwähnt wurden, als Grundformen des Verbs angesehen.

Die Einteilung der starken Verben nach den verschiedenen Arten des Vokalwechsels ist im Neuhochdeutschen sehr kompliziert: es sind mehrere Typen da, die zuweilen nur ein paar Verben oder sogar ein einziges Verb umfassen, z. B. der Typus mit dem Vokalwechsel **o-a-o**: *kommen — kam — gekommen*. Es ist ein Ergebnis von verschiedenartigen phonetischen (zum Teil auch grammatischen) Entwicklungsprozessen, die das durchsichtige System des starken Verbs in den altgermanischen Sprachen, das aus sieben Reihen bestand, gründlich umwandelten. Zu den verbreiteteren Typen des Vokalwechsels bei den starken Verben im Neuhochdeutschen gehören: **ei — i(ie) — i(ie)** *(reiten — ritt — geritten, meiden — mied — gemieden),* **ie — o — o** *(fliegen — flog — geflogen),* **a — u — a** *(tragen — trug — getragen).* (Über die Schwankungen zwischen einzelnen Typen des starken Verbs und über die unregelmäßigen Formen des Verbs überhaupt s. 309, II, 203—246, 259—262.)

Das schwache Verb bildet seine Formen dagegen ausschließlich mit Hilfe der formbildenden Morpheme. Auch bei ihm kann man dieselben drei Grundformen, d. h. drei Stämme, von welchen alle anderen Formen gebildet werden, unterscheiden, aber sie entstehen nur durch Hinzufügung von Suffixen an das eigentliche Grundmorphem des Verbs. Der präsentische Stamm fällt mit dem eigentlichen Grundmorphem (mit der Wurzel) zusammen, hat also die Nullform des stammbildenden Suffixes (*ich mach-e, du mach-st, er mach-t* usw.), der präteritale Stamm wird mit Hilfe des Suffixes *-te-* gebildet (*ich mach-te, du mach-te-st, er mach-te* usw.), der partizipiale Stamm wird (außer der Hinzufügung des Präfixes *ge-*, das auch die starken Partizipien II kennzeichnet) mit Hilfe des Suffixes *-t-* gebildet (*ge-mach-t*). So entsteht das Grundformensystem *machen — machte — gemacht.* Da aber diese Grundformen bei allen schwachen Verben genau auf eine und dieselbe Weise (von einigen rein phonetischen Schwankungen abgesehen, s. § 9) gebildet werden, so genügt es, eine von diesen Formen zu kennen, um alle anderen gestalten zu können.

Die schwachen Verben sind eine historisch jüngere und viel verbreitetere Formart des Verbs. Neue Verben werden nach ihrem Muster gebildet, z. B. *radeln, filmen, kollektivieren.* Manche ursprünglich starken Verben sind in die schwache Konjugation übergetreten; bei einigen von diesen Verben erscheinen noch starke Formen im Präsens, Präteritum oder Partizip II als Archaismen. So sind z. B. *gleißen, greinen, nagen, schaben, waten, jäten, kneten* usw. ganz schwach geworden, bei *mahlen* bleibt das Partizip II stark: *gemahlen,* bei *triefen* ist dagegen das Partizip II immer schwach, aber im Präteritum kommt neben *triefte* noch die alte Form *troff* vor usw. In manchen Fällen wurde dieser Übertritt durch das Vorhandensein gleichwurzliger schwacher Verben, besonders der Kausativa, begünstigt (so wird *brinnen* durch *brennen, dimpfen* durch *dampfen* verdrängt). Der Unterschied in der Flexion wird bei einigen Verben zur Differenzierung ihrer Semantik oder zu ihrer stilistischen Differenzierung verwertet: *schaffen, schuf, geschaffen* hat die Bedeutung «etwas Neues erzeugen, eine große Leistung vollbringen», *schaffen, schaffte, geschafft* bedeutet «mühselig arbeiten, schuften»; *pflegen* im allgemeineren Sinne, z. B. *Rat pflegen,* tritt noch zuweilen in gehobener Sprache in starker Form auf, dagegen mit der Bedeutung «für das Gedeihen einer Person oder Sache sorgen» nur schwach usw. (s. 309, II, 203—246, besonders 204, 209, 214, 218—219, 230, 234, 239). Aber es wäre falsch, aus allen diesen Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß das alte Formmodell des Verbs, das starke Verb, schon abgebraucht und kraftlos ist und sich im Absterben befindet. Die Leistungen des starken Verbs sind im Gegenteil sehr bedeutend.

Erstens sind die starken Verben außerordentlich wichtig vom semantischen Standpunkt aus. Sie bezeichnen die allgemeinsten und besonders oft wiederkehrenden Handlungen und Bewegungsformen des Menschen (*geben, nehmen, gehen, kommen, laufen* usw.), die allgemeinsten als Vorgang dargestellten Formen des Seins (*sein, werden, bleiben, scheinen*), die zur Bildung der kopulativen Verben und

der meisten Hilfsverben verwendet werden. Dies erklärt, weshalb die starken Verben außerordentlich oft gebraucht werden.

Man muß zweitens in Erwägung ziehen, daß mit Hilfe von mannigfaltigen Präfixen von den meisten starken Verben sehr viele neue Verben abgeleitet werden, was eben von der Allgemeinheit ihrer Semantik begünstigt wird.

So bringt das Wörterbuch von Sanders, z. B. bei dem Verb *geben* folgende Ableitungen: *abgeben, angeben, anheimgeben, aufgeben, ausgeben — herausgeben, begeben, beigeben, bloßgeben, dahingeben, dargeben, eingeben, ergeben, fortgeben, hergeben, hingeben, kundgeben, losgeben, maßgeben, mitgeben, nachgeben, preisgeben, rückgeben — zurückgeben, übergeben, umgeben, untergeben, vergeben, weggeben, weitergeben, wiedergeben, zugeben, zusammengeben.* Dabei sind einige Ableitungen sehr reich an Bedeutungsschattierungen, und einige sogar homonym.

Es ist oft freilich nicht leicht, eine scharfe Grenze zwischen den Ableitungen und erstarrten Wortgruppen (phraseologischen Worteinheiten) zu ziehen. Aber vom Standpunkt der «Lebenstüchtigkeit» des starken Verbs aus ist seine Fähigkeit, Einheiten mit aktionsartmäßiger Semantik massenhaft zu bilden (*zur Anwendung kommen, in Vergessenheit geraten* usw.), fast ebenso bedeutsam wie sein Reichtum an Ableitungen.

Auch die schwachen Verben dienen gewiß als Grundlage für die Bildung von Ableitungen und phraseologischen Einheiten, aber die starken Verben stehen ihnen in dieser Hinsicht jedenfalls nicht nach.

Es ist auch kennzeichnend, daß die semantisch und funktionell wichtigsten starken Verben keine Neigung zum Übergang in die schwache Konjugation aufweisen (ausgenommen die Form *wurde,* die durch den Dental im Wurzelauslaut den schwachen Verben nähergebracht wurde).

Einige ursprünglich schwache Verben haben eine Zeitlang sogar zwischen schwacher und starker Konjugation geschwankt: im 18. Jahrhundert erschien im Präteritum von den Verben *fragen* und *jagen* häufig die Form *frug, jug* (nach dem Muster einer der zahlreichsten starken Klassen mit dem Vokalwechsel *a — u — a* also *tragen — trug, fragen — frug*). Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts sind diese Formen fast restlos aus der Literatursprache verschwunden. Zu den starken Verben (nach dem Muster der alten I. Reihe, die im Neuhochdeutschen ziemlich verbreitet ist: *ei — i — i*) sind *gleichen* und das aus dem Altfranzösischen ins Mittelhochdeutsche entlehnte *preisen* übergegangen. Sporadisch erscheinen auch andere starke Formen von schwachen Verben: *verschroben* von *verschrauben, stak* von *stecken* usw. (s. 309, II, 253—258). Die Beibehaltung des «Rückumlauts» (d. h. der umlautlosen Formen des Präteritums und Partizips II) bei den schwachen Verben *brennen, kennen, nennen, rennen,* als eine Variante auch bei *senden* und *wenden,* wurde dadurch ermöglicht, daß die betreffenden Formen dieser Verben sich auf die Gegenüberstellung der Vokale im Präsens und Präteritum der starken Verben stützten (*brennen — brannte, werfen — warf: e — a*).

Die Unterscheidung der starken und schwachen Verben ist rein formaler Natur. Dagegen ist die formale Aussonderung der Präteritopräsentia (der Verben *wissen, können, dürfen, sollen, mögen, müssen, wollen*) mit gewissen Eigentümlichkeiten ihres Bedeutungsgehaltes und ihrer Fügungspotenzen verbunden. Formell erscheinen die Präteritopräsentia als ein Mischtypus. Die Rolle des Präsens spielt bei diesen Verben ein Formensystem, das dem Paradigma des starken Präteritums entspricht und zum Teil die alte Differenzierung nach den Zahlen bewahrt, z. B. *ich weiß — wir wissen*. Die Rolle des Präteritums spielt bei ihnen das schwache Präteritum, also die Form mit dem dentalen Präteritalsuffix *-te-*, die aber in einigen Fällen auch den Vokalwechsel aufweist: *ich weiß — ich wußte, ich kann — ich konnte, ich darf — ich durfte, ich mag — ich mochte,* dagegen *ich soll — ich sollte* usw.

Syntaktisch bilden diese Verben eine Einheit dadurch, daß sie (*wissen* ausgenommen) Modalverben sind, d. h. zu einer besonderen Abart der Konstruktionsverben (s. weiter unten) gehören, alle einen inneren Zustand des Subjekts ausdrücken, der in einem Verhältnis zu den Handlungen des Subjekts besteht. Die Sätze *Ich will arbeiten; Ich kann deutsch lesen; Ich muß schlafen* usw. bedeuten, daß die Verbindung des Subjekts *ich* mit der Tätigkeit *arbeiten, lesen, schlafen* durch einen inneren Zustand bedingt ist, in welchem sich das Subjekt befindet (vgl. 399; 223). Syntaktisch ist für diese Verben die Verbindung mit dem bloßen Infinitiv charakteristisch, obgleich sie auch mit Substantivobjekten unmittelbar verbunden werden können (*Wir wollen Frieden*).

Auch das Verb *wissen* kann in ähnlicher Bedeutung gebraucht werden: *Er weiß viel davon zu sagen* — «Er kann viel davon erzählen». Aber häufiger tritt *wissen* als ein Synonym zu *kennen* auf und verbindet sich unmittelbar mit einem Objekt oder einem Objektsatz: *Ich weiß das alles; Ich weiß, daß er morgen kommt* usw. Das bedingt einen tiefgehenden Unterschied zwischen *wissen* und den Modalverben. Es ist auch kennzeichnend, daß *wissen* nicht mit dem bloßen Infinitiv, sondern mit der Form *zu* + Infinitiv verbunden wird.

Der Begriff der Modalität, wie er auf die modalen Verben angewendet wird, fällt nicht mit dem Begriff der Modalität zusammen, der z. B. in den Modi (Aussageweisen) des Verbs zutage tritt (s. § 39). Ein und derselbe Fachausdruck (der Modus) bezeichnet hier eigentlich ganz verschiedene Dinge. Der Modus der Modalverben bedeutet die Art, wie sich das Verhältnis zwischen dem Subjekt des Satzes und der im Infinitiv ausgedrückten Handlung gestaltet, also die logisch-grammatische Modalität. Der verbale Modus im üblicheren Sinn bedeutet die Art, in welcher sich der Sprechende zu dem bezeichneten Vorgang verhält, vor allem seine Einschätzung der Realität dieses Vorgangs (die kommunikativ-grammatische Modalität). Das Gemeinsame in diesen beiden Auffassungen des Begriffs Modalität besteht darin, daß sie beide ein Verhältnis zur Handlung ausdrücken. Allerdings ermöglichen die gemeinsamen Züge dieser Modalität den sehr häufigen Gebrauch der Modalverben (gewöhnlich in Verbindung mit dem Infinitiv II, seltener mit dem Infinitiv I) mit der kommunikativ-modalen Semantik (die

Einschätzung der Realität der Handlung): *Er will die Arbeit beendet haben* — «Er behauptet, daß er die Arbeit beendet habe».

Die Präteritopräsentia bilden einen in der deutschen Sprache einzigartigen Fall: einer morphologisch scharf umgrenzten Klasse der Verben ist eine spezifische Semantik und Funktion eigen. Freilich gibt es auch hier synonymische Wendungen. Der auf eine äußere Handlung «gerichtete» innere Zustand des Subjekts kann auch durch nicht präteritopräsentische Verben, durch die Konstruktionen *haben + zu +* Infinitiv, *sein + zu +* Infinitiv und durch phraseologische Verbindungen ausgedrückt werden: *Ich beabsichtige zu lesen; Ich bin genötigt wiederzukommen; Ich habe viel zu schaffen; Er ist nicht zu erkennen; Ich habe Lust zu lesen.*

Eine andere morphologisch ausgesonderte kleine Klasse der Verben, die mit einem bestimmten Bedeutungsgehalt verbunden ist, bilden die «kausativen» Verben, d. h. solche, die den durch das Objekt bezeichneten Gegenstand veranlassen, eine Tätigkeit auszuüben oder in einen anderen Zustand überzugehen (oder ihn daran hindern). Formell sind einige kausative Verben dadurch gekennzeichnet, daß sie schwache Verben sind, die den starken Verben mit gleichem Grundmorphem gegenübergestellt sind, wobei der Vokal ihres Grundmorphems sich von dem der starken Verben unterscheidet. Dieser Unterschied besteht in vielen Fällen darin, daß in dem schwachen Verb diachron ein umgelautetes *a* steht, das aber graphisch nicht immer als solches bezeichnet wird. Vgl. *trinken — tränken; sitzen — setzen.* Viel häufiger aber wird die kausative Semantik durch analytische Konstruktionen ausgedrückt (vgl. weiter unten).

Auch die sowohl semantisch als auch funktional eine besondere Abart der Verben bildende Gruppe von Hilfsverben hat zugleich eine gewisse gemeinsame morphologische Besonderheit aufzuweisen. Sie alle (*sein, haben, werden, tun*) sind entweder suppletiv (*sein*) oder zeigen verschiedene Unregelmäßigkeiten in der Bildung ihrer Formen (*haben — hatte; werden — wurde — (ge)worden; tun — tat — getan*).

Sonst werden aber verschiedene Klassen des Verbs hauptsächlich nicht durch morphologische Merkmale, sondern durch semantisch-syntaktische Mittel differenziert. Dabei kann ein und dasselbe Verb zugleich zu einigen von solchen Klassen gehören. Besonders wichtig sind folgende semantisch-grammatische Klassen, die zum Teil (besonders die Hilfsverben) als lexikalgrammatische Kategorien zu gelten haben, hier aber nur in ganz allgemeinen Zügen umrissen werden:

1. **Die kopulativen Verben** *sein, werden, bleiben, erscheinen, heißen,* zum Teil *aussehen, vorkommen.* In ihrer Beziehung zum Subjekt bedeuten sie alle die leere Form des Seins (am allgemeinsten das Verb *sein,* mit gewissen Schattierungen die übrigen Verben), welche einer Konkretisierung bedarf, damit das Subjekt eine vollwertige Charakteristik erhält. Ohne Konkretisierung können, als vollwertiges Prädikat, auftreten: *bleiben* (z. B. *Ich bleibe* — «Ich gehe nicht fort»), *werden, sein* im allgemeinen Sinn, um die Tatsache der Existenz eines Dinges

oder einer Erscheinung zu bezeichnen: *Die Welt ist* — «*Die Welt existiert*»; *Es war (einmal) ein Müller* — «Es lebte (einmal) ein Müller».

Die Konkretisierung erfolgt durch Hinzufügung von Prädikativen (vgl. § 49): *Wir sind Studenten; Wir sind jung.* Die kopulativen Verben haben also zwei Leerstellen der obligatorischen Fügung: mit dem Subjekt und mit dem Prädikativ. Das Verb *sein*, dessen Bedeutung für den kopulativen Gebrauch besonders geeignet ist, fällt im Deutschen seiner morphologischen Struktur nach aus dem verbalen System nicht heraus, wie es im Russischen der Fall ist. Deswegen und weil *sein* auch als Vollverb gebraucht werden kann, wobei der Zusammenhang zwischen diesem *sein* und dem kopulativen *sein* noch spürbar ist, wäre es nicht angebracht, *sein* nicht als Verb, sondern als eine Abart der Hilfswörter zu betrachten. Vgl. auch solche Sätze wie *Er ist da*, in welchen *ist* zum Teil kopulativ ist (*ist da* kann man als ein erweitertes Prädikat auffassen, vgl. § 46), zum Teil jedoch seine lexikale Bedeutung bewahrt («existiert, befindet sich»).

Auch einige den Zustand des Subjekts oder die Art seines Tuns bezeichnende reflexive Verben treten als kopulative auf, z. B. *sich erweisen, sich verhalten, sich benehmen, sich betragen* u. a. (vgl. 88, 80; 191, 35). Dem Status der Hilfsverben streben auch die Verben *erhalten, bekommen* und *kriegen* zu, wenn sie zur Bildung des Dativ-Passivs dienen (vgl. § 37).

2. Die Hilfsverben. Es sind Verben, die zur Bildung von zusammengesetzten (analytischen) verbalen Formen dienen (*sein* und *haben* bilden Perfekt, Plusquamperfekt, Infinitiv II, *werden* bildet Futurum I, Futurum II, Konditionalis und das ganze System des Passivs). Dabei büßen sie ihre lexikale Semantik gänzlich ein. Aber die Beibehaltung des vollständigen morphologischen Struktursystems, das auch den Vollverben *sein, haben, werden* eigen ist, und das Vorhandensein von Übergangserscheinungen, d. h. solcher Gebrauchsweisen, bei welchen *sein, werden, haben* ihre lexikale Semantik zum Teil bewahren (der kopulative Gebrauch, der Gebrauch in den Konstruktionen *haben + zu +* Infinitiv, *sein + zu +* Infinitiv usw.) — das alles macht die Hilfsverben zu einem Bestandteil des gesamten grammatischen Verbalsystems. Vor allem in der Umgangssprache, jetzt besonders in ihrer gröberen Form, erscheint als ein verbreitetes Hilfsverb das Verb *tun: So tat er rauchen... (K. Immermann)*

Auch die Modalverben, die zur Bildung von Konstruktionen dienen, die die Einschätzung der Realität ausdrücken, gehören zu den Hilfsverben, da sie ihre eigene lexikale Bedeutung dabei fast völlig einbüßen.

Seine lexikale Semantik verliert auch das Verb *pflegen*, wenn es in Verbindung mit dem Infinitiv einen wiederkehrenden Prozeß bezeichnet (vgl. § 36).

3. Die transitiven und intransitiven (objektiven und subjektiven) Verben. Das transitive (objektive) Verb bezeichnet eine solche Handlung, die auf irgendeinen Gegenstand, ein Objekt, gerichtet ist. Wenn die Handlung den Gegenstand umfaßt oder unmittelbar berührt oder auf ihn einwirkt, also ein direktes Objekt bei sich hat, ist das

betreffende Verb objektiv oder transitiv im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn die Handlung auf einen Gegenstand bezogen ist, ohne ihn zu umfassen usw., ist das betreffende Verb transitiv im weiteren Sinne des Wortes. Die Verben, die ihrer Semantik und ihren Fügungspotenzen nach keine Objekte verlangen, heißen intransitive. Jedes transitive Verb hat zwei Leerstellen der obligatorischen Fügungspotenz — die eine mit dem Subjekt, die andere mit dem Objekt. Aber die meisten transitiven Verben lassen sich auch ohne Objekt im Satz gebrauchen, wenn die Handlung selbst zum Hauptpunkt der Mitteilung wird. Solche Verben berühren sich somit mit den intransitiven und werden oft «transitiv-intransitiv» genannt. Vgl. *«Womit beschäftigt sie sich?» «Sie näht». «Was näht sie?» «Sie näht ein Kleid»*. Nur die transitiven Verben, die das inhaltsleere Schema einer Handlung oder einer Beziehung bezeichnen (*geben, nennen, stellen, gleichen, ähneln* usw.), das mit einem konkreten Inhalt noch gefüllt werden soll, erfordern unbedingt ein Akkusativobjekt oder ein Dativobjekt. (Nur als Ausnahme sind im Deutschen solche Sätze wie *Ich nehme* oder *Ich gleiche* möglich.) Die Grenze zwischen den transitiven und intransitiven Verben ist also fließend. Doch haben die intransitiven Verben als solche (mit Ausnahme der kopulativen) nur eine Leerstelle der obligatorischen Fügungspotenz, nämlich die der Fügung mit dem Subjekt, während die transitiv-intransitiven zwei Leerstellen der obligatorischen Fügungspotenz aufweisen können. Den kopulativen Verben ist außer der obligatorischen Fügung mit dem Subjekt noch die obligatorische Fügung mit dem Prädikativ eigen.

Wie bereits bei der Analyse des Bedeutungsgehalts von Akkusativ und Dativ ausgeführt wurde (vgl. § 22), tritt die für den Akkusativ kennzeichnende Semantik der auf einen Gegenstand einwirkenden Handlung und des Umfassens eines Gegenstandes zuweilen als eine innere auf, die sich in dem Denken, der Wahrnehmung und der Empfindung des Menschen (oder eines anderen Lebewesens) vollzieht. Es gehören hierher solche Verben wie z. B. *denken, wissen, erkennen, hören, sehen, fühlen* und viele andere. Ich bezeichne sie als Verben der inneren Handlung und des inneren Umfassens oder, der Kürze wegen, einfach die Verben der «inneren Handlung».

4. Persönliche und unpersönliche Verben. Diese verbalen Klassen unterscheiden sich durch ihr verschiedenes Verhältnis zum Subjekt. Unpersönliche Verben lassen als Subjekt nur das unpersönliche *es* zu, einige von ihnen stehen überhaupt, wenn der Satzbau es erlaubt, ohne Subjekt, z. B. *Es regnet; Es donnert; Es dunkelt; Es nebelt; Es hungert mich — Mich hungert; Es graut mir — Mir graut.* Streng genommen, ist bei vielen von diesen Verben auch die persönliche Konstruktion, d. h. die Verbindung mit einem vollwertigen Subjekt möglich, bald ohne Veränderung der Grundsemantik: *Mich hungert — Ich hungere,* bald in übertragener Bedeutung *Es donnert — Die Wagen donnerten zum Ziel (Schiller)*. Doch bei den obengenannten und manchen anderen Verben (vgl. 132, II, 127ff.; 162ff.) überwiegt der unpersönliche Gebrauch ganz entschieden (oder sie kommen in ihrer eigentlichen Bedeutung überhaupt nur unpersönlich vor), so daß ihre Bezeichnung (unpersön-

liche Verben) durchaus gerechtfertigt ist. Gelegentlich können aber auch andere Verben unpersönlich auftreten: *Die Blume duftet — Es duftet im Garten.* Solche Bildungen nennt man «okkasionelle Impersonalia»; besonders oft kommen sie beim reflexiven Gebrauch *(Es tanzt sich gut heute)* und in der Form des unpersönlichen Passivs vor, das ein unpersönliches *es*-Subjekt erfordert, nur wenn die erste Stelle im Satz unbesetzt bleibt: *Hier wird getanzt — Es wird hier getanzt.* Stehende Impersonalien bezeichnen hauptsächlich physikalische Vorgänge («Witterungsimpersonalien») und innere Zustände des Menschen. Eine besondere Untergruppe bilden die Verben des Mangelns *fehlen, gebrechen* usw.: *Es fehlt mir an Zeit; Es gebricht ihr an Mitteln.*

5. Die Konstruktionsverben. Dies sind Verben, die sich mit den infiniten Formen von anderen Verben verbinden, ohne ihre lexikale Bedeutung völlig einzubüßen. Allerdings dienen auch alle anderen Kategorien und Klassen der Verben, die hier besprochen werden, der Aufgabe, irgendwelche Konstruktionen zu bilden. Aber diese anderen Kategorien und Klassen sind eng mit der Bildung von wichtigsten logisch-grammatischen Satztypen oder deren wichtigsten Varianten verbunden (vgl. § 49) oder gehen sogar semantisch in der Gesamtbedeutung der zusammengesetzten Verbalformen unter. Dagegen dienen die Konstruktionsverben der Einführung zusätzlicher Bedeutungsschattierungen in den Satz, die die Semantik der Hauptarten von logisch-grammatischen Satztypen überlagern. Ich nenne nun die wichtigsten Arten von Konstruktionsverben, auch hier nur die allerwesentlichsten Züge erwähnend.

a) Modalverben. Sie wurden bereits charakterisiert, als die Rede von den Präteritopräsentia war. Es sei hier nur betont, daß sie dann ihre Semantik der inneren Handlung oder des inneren Verhaltens verlieren, wenn sie zum Ausdruck der Einschätzung der Realität des im Satze ausgedrückten Sachverhalts verwendet werden und somit als Hilfsverben aufzufassen sind. Auch das Verb *brauchen* wird oft mit der Bedeutung von Modalverben verwendet und kann ohne *zu* stehen.

b) Kausative Verben. Dies sind Verben, die in Verbindung mit dem bloßen Infinitiv (ohne *zu*) eines anderen Verbs bedeuten, daß ein durch den Akkusativ ausgedrückter Gegenstand in irgendeine Tätigkeit oder in irgendeinen Zustand versetzt wird oder zum Beharren in irgendeiner Tätigkeit oder in irgendeinem Zustand oder endlich zur Beendigung irgendeiner Tätigkeit und zur Aufgabe irgendeines Zustands veranlaßt wird. Das wichtigste kausative Verb ist *lassen.* Es gibt außerordentlich viele Schattierungen in seinem kausativen Gebrauch. Viel seltener tritt in der kausativen Funktion das Verb *machen* auf, es kommt häufiger nur in der Umgangssprache vor.

Auch die Verben mit der Semantik des Befehlens dürften als semantisch besonders kraß explizierte, doch sehr wenige Schattierungen zulassende Abart der kausativen Verben gelten. Aber sie verbinden sich nicht mit dem bloßen Infinitiv, sondern brauchen den Infinitiv + *zu,* und fordern nicht den Akkusativ, sondern den Dativ: *Ich ließ ihn kommen — Ich befahl ihm zu kommen.*

Es können auch mehrere Glieder von der kausativen Konstruktion

abhängen, z. B. ein zweites Akkusativobjekt, das von der im Infinitiv ausgedrückten Handlung betroffen wird, deren Agens das erste Akkusativobjekt ist. Z. B. *Ich ließ ihn ein Bild malen.* Übrigens darf hier sowohl das erste als auch das zweite Akkusativobjekt fehlen, auch die beiden Akkusative: *Ich ließ ein Bild malen — Ich ließ ihn malen — Ich ließ malen.* Andererseits lassen sich in die Konstruktion mit *lassen* auch solche verschiedenartige, abhängige Komponenten einfügen, die kein direktes Objekt darstellen, sondern indirekte und Präpositionalobjekte sowie Adverbialbestimmungen. Es kommen auch reflexive Konstruktionen vor. Entscheidend für die Füllung der *lassen*-Konstruktion mit abhängigen Komponenten ist die Semantik des die Infinitivposition einnehmenden Verbs.

Von der umfangreichen Literatur zur kausativen Konstruktion in allgemeiner theoretischer Sicht und zu ihrer Ausformung im Deutschen sei hier nur das sehr ausführliche Buch Nedjalkovs erwähnt, der auch die Verben anführt, die sich nicht zum Gebrauch in kausativen *lassen*-Konstruktionen eignen (58, 11).

c) Innenprozessuale Verben. Sie geben die Art an, in der ein Prozeß vom Subjekt fixiert wird. Es sind vor allem die Verben des Wahrnehmens und der Empfindung. In der Regel muß dabei der Erzeuger des betreffenden Prozesses genannt werden. Es kommen solche Sätze vor wie: *Ich höre singen.* Aber viel häufiger sind Sätze von der Art: *Ich höre ihn singen.* Bei den Empfindungsverben scheint das Akkusativobjekt, das das Agens des durch den Infinitiv ausgedrückten Prozesses bezeichnet, obligatorisch... *er fühlte den Hals steif werden (Kafka).* Sonst hat hier der fixierte Prozeß, da er im Bereich des Subjekts bleibt und einen Zustand bezeichnet, die Tendenz, in der Form eines Akkusativobjekts ausgedrückt zu werden, so daß es zu einem gewöhnlichen transitiven Gebilde kommt: *Er empfand Schmerzen.* (Unmöglich: **Er empfand zu schmerzen.*) Übrigens lassen sich auch die Verben der Wahrnehmung transitivieren, wenn der Gegenstand, der den im Infinitiv ausgedrückten Prozeß erzeugt, nicht betont werden soll, da er aus irgendwelchen Gründen vollständig irrelevant ist und die Form des Infinitivs durch ein adverbiales Substantiv ersetzt werden kann: *Ich höre den Gesang.* Allerdings kann man auch in solcher Konstruktion den Erzeuger des Prozesses durch eine attributive Form ausdrücken: *Ich höre eine Frau singen.— Ich höre den Gesang einer Frau.*

d) Aktionale Verben. Es handelt sich hier um die Verben, die in Verbindung mit dem Infinitiv die Semantik der Aktionalität (s. § 36) zum Ausdruck bringen. Zu ihnen gehören vor allem die Verben, die den Beginn, das Fortschreiten und die Beendigung eines Prozesses bezeichnen: *beginnen, anfangen, fortfahren, aufhören* usw. (vgl. 149, 242—245; 189, 73—75; 373). Das Beharren in einem Zustand wird mit Hilfe des Verbs *bleiben* ausgedrückt: *Er blieb liegen.*

Die ziemlich seltene Verbindung von *haben* (ohne *zu*) mit dem Infinitiv kann einen Prozeß fixieren, in dem sich das von *haben* abhängende Akkusativobjekt befindet (mit Heranziehung einer Adverbialbestimmung: *Ich habe ein Buch in meinem Zimmer liegen*).

Auch das Partizip II in Verbindung mit *haben* weist (sehr selten)

solche Semantik auf: *Sie lagen und hatten die Köpfe auf die Erde gepreßt* (vgl. 410, 47—48).

6. Funktionsverben. Sie haben Ähnlichkeit mit den Konstruktionsverben, aber verbinden sich mit nominalen Ergänzungen verschiedener Art, um Gebilde mit aktionaler und kausativer Semantik zu erzeugen. Sie dienen oft als Umschreibungen einfacher Verben, drücken aber auch solche Bedeutungsschattierungen aus, die das einfache Verb nicht zu bezeichnen vermag (vgl. 166; 315; 349). Die wichtigsten Funktionsverben scheinen zu sein: *bringen, finden, führen, geben, gehen, gelangen, geraten, halten, kommen, machen, nehmen, setzen, stehen, stellen, ziehen.* Z. B. *in Erfüllung gehen, Abschluß finden, in Bewegung setzen, einen Antrag stellen, in Stillstand geraten, zum Stillstand bringen, zum Stillstand kommen, zur Annahme gelangen, in Erwägung ziehen* usw. Indem die Verben zu Funktionsverben werden, verliert ihre Semantik den konkreteren räumlichen Charakter und sie nähern sich den Hilfsverben (vgl. 239, 33—37). Sie beginnen die allgemeine Richtung im Ablauf eines Prozesses auszudrücken, von seiner Ingangsetzung an bis zu seiner Ausrichtung auf Vollendung. Dies sowohl intransitiv (Etwas kommt in Bewegung) als auch transitiv (Man bringt etwas in Bewegung). Das Objekt, dessen Grundmorphem gewöhnlich einem Verbum entnommen ist, ist oft präpositional, da die Präpositionen die allgemeine Richtung des Prozesses auch präzisieren können.

Einen interessanten Versuch, einige semantisch-syntaktische Verbaltypen aufgrund des Brinkmannschen Begriffes der semantisch-syntaktischen «Perspektive» (vgl. 150) auszusondern, hat H. Rupp unternommen, indem er drei Hauptperspektiven im deutschen Verbalsystem aussondert: *sein-, haben-* und *werden*-Perspektiven, zu denen sich noch solche Abarten gesellen können wie z. B. die *geben-* und die *tun*-Perspektiven (335).

Zu phraseologischen Wendungen sind die Fügungen *Es geht* und *Es steht* geworden. Den Status eines besonderen logisch-grammatischen Satztyps hat die unpersönliche Fügung *Es gibt* + Akkusativ erhalten, als deren Synonym in seltenen Fällen eine analoge Fügung mit *haben* erscheint (vgl. § 49).

Sowohl bei den Funktions- als auch bei den Konstruktionsverben bilden die mit ihnen verbundenen, von ihnen syntaktisch abhängigen Komponenten Teile eines erweiterten Prädikats (s. § 46).

§ 36. Das Problem der Aktionsarten im deutschen Verbalsystem

Bei der Einteilung der deutschen Verben nach semantisch-grammatischen Kriterien werden oft auch kursive und terminative oder imperfektive und perfektive Verben ausgesondert. Diese Unterschiede sind mit der Art verbunden, in welcher der durch das Verb bezeichnete Vorgang verläuft (Aktionsart oder Aspekt). Im Deutschen gibt es kein System von morphologischen Merkmalen, die den gesamten Bestand der Verben in zwei große Klassen-Kategorien in Hinsicht auf den

Verlauf des Vorgangs einteilen, wie es im Russischen der Fall ist. Es fehlt im Deutschen auch an einem System der vom Standpunkt des Vorgangsverlaufs aus spezialisierten Zeitformen, wie sie sich im Englischen herausgebildet haben. Das deutsche Verb kennt also die Kategorie der Aktionsart oder des Aspekts nicht. (Vgl. aber H. Renicke, der dem Aspekt im verbalen System eine sehr große Rolle beimißt.)

Dennoch sind auch im deutschen Verbalsystem gewisse Erscheinungen vorhanden, welche mit den Verschiedenheiten im Verlauf des Vorgangs, d. h. mit der Aktionsart (wir werden diesen Ausdruck hier gebrauchen, ohne auf die mannigfaltigen Schwankungen in seiner Auffassung einzugehen) zusammenhängen. Erstens sind die Verben selbst zum Teil aktionsartmäßig gefärbt. Zweitens sind auch einige verbale Formen (vor allem das Partizip II) aktionsartmäßig gefärbt. Drittens hängt die Bildung oder der Gebrauch einiger verbalen Formen (des Partizips II, Perfekts und Präteritums, der Hilfsverben *haben* und *sein*) vom aktionsartmäßigen Gehalt der betreffenden Verben ab. Endlich wirkt sich hier auch der Gebrauch der Vorsilben und einiger syntaktischen Fügungen aus.

Alle diese Mittel ermöglichen es, auch auf grammatischem Wege gewisse aktionsartmäßige Bedeutungen im Deutschen wiederzugeben, die aber keineswegs einheitlich sind und sich auf verschiedenen Ebenen bewegen.

Hier sind wir des Raummangels wegen nicht imstande, das komplizierte und umstrittene Problem der verbalen Aktionsarten im Deutschen eingehend zu behandeln. Wir beschränken uns hier auf einige allgemeine Bemerkungen und verweisen auf die entsprechenden Abschnitte bei H. Paul (IV, 65—93) sowie auf Reinicke und Andersson, auch auf die slawistischen Untersuchungen zum Aspekt (vgl. 54; 19; 20, 116—189).

Um die Erscheinungen aspektualer Art im Deutschen zu bezeichnen, wird auch der Fachausdruck «Aktionalität» gebraucht (vgl. 116; 343, 115—119).

Die terminativen Verben dürfen zum Teil auch als perfektive oder resultative bezeichnet werden, da oft die Möglichkeit besteht, mit ihrer Hilfe abgeschlossene, bereits zu einem Ergebnis geführte Vorgänge auszudrücken (vgl. 84). Sonst versteht man unter den terminativen Verben solche, die einen Vorgang bezeichnen, der auf ein Ziel gerichtet ist, zu einem Abschluß hinstrebt (die Erreichung des Ziels, der eigentliche Abschluß des Vorgangs sind dabei unwesentlich): *aufblühen, kommen, erklingen* usw. Unter den kursiven Verben versteht man solche, die einen Vorgang in seinem gleichmäßigen Verlauf bezeichnen, ohne Hinblick auf irgendein Ziel: *schlafen, stehen, beben, blühen* usw.

Doch wäre, wenigstens in Hinblick auf das verbale System der deutschen Sprache, noch eine Besonderheit dieser verbalen Klassen hervorzuheben, die grammatisch bedeutsam ist. Der durch die terminativen Verben bezeichnete Vorgang hat nämlich die Fähigkeit, zu einem anhaftenden Merkmal des Subjekts oder des Objekts dieses Vorgangs zu werden. Wenn dem Vorgang ein Ziel gesetzt wird, so

bekommt dieser Vorgang eine Bestimmtheit, die es ermöglicht — unabhängig davon, ob das Ziel erreicht wird oder nicht —, ihn als eine mehr oder weniger bleibende Eigenschaft eines Dinges (des Subjekts oder des Objekts) zu betrachten.

Nur wenn man auch diesen Unterschied zwischen den terminativen und kursiven Verben im Auge behält, gelingt es, eine grammatische Erscheinung zu erklären, die mit den Aktionsarten des deutschen Verbs zusammenhängt und die allein die Unterscheidung der terminativen und kursiven Verben im Deutschen zu einer grammatischen Tatsache macht. (Sonst bliebe diese Unterscheidung im Bereiche der lexikalen Semantik des deutschen Verbs und würde oft recht ungewiß sein, da bei isolierter Betrachtung der Verben sie in einigen Fällen sowohl terminativ als auch kursiv anmuten, z. B. *jagen, gehen* usw.)

Es ist hier die Rede von der ungleichmäßigen Fähigkeit des Partizips II, in der Rolle des Attributs aufzutreten. Alle Verben, deren Partizipien II, ohne irgendwelche Bestimmungen bei sich zu haben, als Attribute zu funktionieren imstande sind, sind terminativ, da die von ihnen bezeichneten Vorgänge so bestimmt und abgegrenzt sind, daß sie zu Eigenschaften der betreffenden Dinge oder Erscheinungen erstarren. Deswegen sind alle transitiven Verben terminativ — die Handlung tritt hier in der Form des Partizips II als eine Eigenschaft des Objekts auf.

Auch *gesucht* im Satz *Die* **gesuchte** *Lösung war nicht zu finden* stellt nach unserer Meinung (im Gegensatz zu 42, 146) den Ertrag einer Handlung dar, der genau auf dieselbe Weise dem Objekt anhaftet wie die Erträge in den Partizipien *gesehen, genommen, gefunden:* es entscheidet hier nicht der tatsächliche Abschluß und das Endergebnis der Handlung, der Übergang von einem Zustand in den anderen (das wäre der Fall eher bei perfektiven Verben), sondern die Fähigkeit der Handlung des Verbs, ein Merkmal des Objekts zu werden. Ähnlich verhält es sich bei den intransitiven Verben. Die kursiven Intransitiva bildeten ursprünglich keine Partizipien II, und sie wurden ins Leben gerufen, um die Bildung der analytischen Zeitformen von allen Verben zu ermöglichen. Und bis heute können sie nicht attributiv verwendet werden, da die Handlung, die sie bezeichnen, eben nicht zu einer Eigenschaft des Subjekts werden kann. Doch wenn man den betreffenden Vorgang mit einer Zielsetzung ausstattet, so daß er in seinem Verlauf irgendwie begrenzt wird, so wird es ihm möglich, zu einer Eigenschaft des Subjekts zu erstarren, selbst wenn die Grenze nicht erreicht wird. *Der gegangene Mann, der gesprungene Knabe* sind unmögliche Wortfügungen, aber *der in die Fabrik gegangene Mann, der ins Wasser gesprungene Knabe* kommen vor.

Die Verschiedenheit im Verlauf des Vorgangs, der Gegensatz von perfektiv (d. h. einen Abschluß erreichend) und imperfektiv (d. h. unabgeschlossen) tritt, wie gesagt, bei einigen Entsprechungen der präfixlosen und präfigierten Verben zutage: *klingen — erklingen, schlummern — entschlummern, blühen — erblühen — verblühen* usw. (vgl. 374, 180—182; 309, IV, 66; 149, 242—243). Hier bedeutet die Form ohne Präfix einen veränderungslosen, unabgeschlossenen, dauernden, also imperfektiven Vorgang. Die präfigierte Form bedeutet dagegen die

Veränderung eines Zustands (seine Entstehung oder seinen Übergang in einen anderen Zustand), den Abschluß eines Vorgangs, die Erreichung eines Zieles, ist also perfektiv. Besonders oft dient zur Perfektivierung die Vorsilbe *er-*, seltener *ver-, ent, ge-*.

Doch ist die Perfektivierung im Deutschen sehr oft mit einer Veränderung der Bedeutung verbunden, so daß die Veränderung im Verlauf des Vorgangs zu einer nebensächlichen sprachlichen Erscheinung wird oder überhaupt nicht eintritt: *horchen — gehorchen, treten — vertreten, kommen — bekommen*. Deswegen ist es nicht möglich, die Präfigierung des Verbs als ein systematisches Mittel zur Bildung von perfektiven Verben zu betrachten, und da die präfigierten und präfixlosen Verben selbst keineswegs einen klaren perfektiven oder imperfektiven Charakter aufweisen, so gehört der Gegensatz von imperfektiv und perfektiv nicht zu den grammatischen Kategorien des deutschen Verbs (im Gegensatz zum russischen Verb), sondern bildet zwei nicht sehr scharf voneinander abgegrenzte semantisch-grammatische verbale Klassen. Vom russischen verbalen System unterscheidet sich hier das deutsche auch dadurch, daß die perfektiven Verben im Deutschen ein Präsens haben.

Die Gegenüberstellung von verschiedenen Arten der Handlung im Deutschen kommt auch bei dem Gebrauch der Zeitformen der Vergangenheit zum Vorschein (vgl. § 38). Mit den Verschiedenheiten im Verlauf des verbalen Vorgangs ist auch die Gegenüberstellung von einem zu unbegrenzter Veränderung in Raum und Zeit führenden Vorgang und einem gleichmäßig verlaufenden, zu keinen Veränderungen führenden Vorgang verbunden, die sich in dem Gebrauch der Hilfsverben *haben* und *sein* bei den intransitiven Verben kundgibt. (Alle Transitiva bilden Perfekt und Plusquamperfekt mit Hilfe von *haben.*) Die Veränderung in Raum und Zeit wird durch das Hilfsverb *sein* charakterisiert: *ich bin gewachsen, gegangen, gesprungen, gekommen,* die Unveränderlichkeit durch das Hilfsverb *haben: er hat geblüht, gewacht, geschlafen* usw.

Diese Unterscheidung berührt sich mit der Unterscheidung der terminativen und kursiven (bzw. der perfektiven und imperfektiven) Verben, besonders bei den präfigierten Verben: *Das Haus hat gebrannt — ist abgebrannt, Das Licht hat geglänzt — ist erglänzt* usw. (s. 309, IV, 138—139). Doch bekommen jetzt auch die unpräfigierten Verben der Bewegung *springen, laufen* u. a. das Hilfsverb *sein,* da bei diesen Verben die Bewegung als solche zu einer Veränderung des Raums führen kann. Es sind auch mehrere Schwankungen im Gebrauch von *sein* und *haben* vorhanden, die zum Teil mit verschiedenen Schattierungen des Vorgangs zusammenhängen, zum Teil lokal bedingt sind. So werden manche Verben der Bewegung mit *haben* verbunden, wenn sie von einer bestimmten Zeitspanne umgrenzt oder irgendwie transitiviert sind: *Er hat drei Stunden gesegelt; Er hat das Auto gefahren.* Sonst werden diese Verben mit *sein* gebraucht: *Er ist gesegelt, ist gefahren.* Die Verwendung von *sein* ist besonders für den Süden charakteristisch, wo mit diesem Hilfsverb unter anderem *liegen, sitzen, stehen* gebraucht werden. Doch richtet sich die Norm der

Schriftsprache nach dem norddeutschen Gebrauch (s. 309, IV, 139—147; 405, III, I, 147—159; 173, 83—84).

Die Verben, die eine Bewegung in begrenztem Raum bezeichnen, werden in ihrem gewöhnlichen Gebrauch mit *haben* verbunden: *Sie haben getanzt.* Wenn aber die Bewegung dabei zu der Veränderung des Raums führt, so erscheint das Hilfsverb *sein: Sie sind aus dem Hause getanzt.* Wie schon angedeutet wurde, bewirkt jede Annäherung an den transitiven Gebrauch die Wahl des Hilfsverbs *haben.*

Besonders beachtenswert ist der Gebrauch von *sein* bei *sein* und *bleiben.* Es scheint, daß diese Verben, die die abstraktesten und allgemeinsten Formen der Dauerzustände bezeichnen, in ihrem Verlauf — vielleicht eben der Unbegrenztheit ihrer Dauer und ihrer Allgemeinheit wegen — als Prozesse aufgefaßt werden, die letzten Endes zu einer grundlegenden Veränderung führen.

Bezeichnenderweise hat die Form des Partizips II von *sein (gewesen)* in ihrem attributiven Gebrauch eigentlich die Bedeutung «vergangen», z. B. *der gewesene Minister.* Auch den zusammengesetzten Formen, dem Perfekt und Plusquamperfekt von *sein,* verleiht *gewesen* dieselbe Bedeutung:

So verbindet er zwei Vorzüge, daß er Staatsmann war und daß er es gewesen (Börne). Ihr eitle Seifenblasen, seid gewesen! (Chamisso)

So bekommt auch das Perfekt, wenn es ohne adverbiale Bestimmungen gebraucht wird, die Bedeutung «gestorben» (*Er ist gewesen* — «Er ist gestorben»).

Dieselbe Bedeutung ist zuweilen auch dem absoluten Gebrauch des Verbs *bleiben* eigen (*Er ist geblieben* kann bedeuten «Er ist gestorben»), was damit zusammenhängt, daß *bleiben* ursprünglich das Ergebnis eines Vorgangs bezeichnet, der dadurch zum Aufhören kommt (H. Paul, Deutsches Wörterbuch, 99).

Es ist also die Semantik der Veränderung, die den Gebrauch von *sein* bei diesen Verben bewirkt.

Diese Semantik der Veränderung, die also im großen und ganzen (mit manchen Ausnahmen) die Verwendung der Hilfsverben *sein* und *haben* reguliert, fällt allerdings mit der für die terminativen Verben charakteristischen Semantik nicht zusammen: hier ist nicht die Richtung auf ein Ziel wesentlich, sondern eine Veränderung, die sich irgendwie am Subjekt vollzieht. Deswegen sind mit *sein* manche Verben verbunden, die in der Form des Partizips II als Attribute nicht verwendet werden können: *wachsen, gehen, laufen.* Etwas näher steht die Semantik der Veränderung der Semantik der perfektiven Verben, aber hier wird nicht die Vollendung der Handlung gefordert, wie es eigentlich bei den perfektiven Verben der Fall sein sollte, sondern eben nur eine Veränderung im Raum und in der Zeit. Es drückt sich also in dem Gebrauch von *sein* und *haben* eine besondere Gegenüberstellung im Bereiche der aktionsartmäßigen Semantik aus: die Gegenüberstellung der veränderlichen und unveränderlichen Aktionsart («Mutativ» und «Immutativ»). Übrigens ist auch diese Schattierung in der sehr weiten Auffassung der perfektiven und imperfektiven Aktionsart im Deutschen, die den deutschen Sprachforschern vom Ende des 19. Jahrhunderts an

eigen war (besonders für Pauls ⟨Deutsche Grammatik⟩), tatsächlich mitenthalten.

Eine ziemlich wichtige Rolle bei der Wiedergabe von einigen Besonderheiten im Verlauf des verbalen Vorgangs spielen phraseologische Mittel und der Kontext.

So dient die Fügung pflegen + *zu* + Infinitiv zur Bezeichnung der wiederkehrenden Vorgänge (Iterativa): *Ich* **pflege** *früh* **aufzustehen.**

Der Beginn einer Handlung kann außer durch Fügungen mit den Verben *beginnen, anfangen* auch durch die Fügung *im Begriff sein* + *zu* + Infinitiv ausgedrückt werden: *Ich war* **im Begriff zu lesen.**

Die Dauer der Handlung wird durch die Konstruktion *begriffen sein* + *im* + Infinitiv zum Ausdruck gebracht: *Er* **war im Weggehen begriffen.** Auch mit den deverbativen Substantiven wird diese Konstruktion verwendet: *Das Haus* **ist im Bau begriffen.** Dieselbe Semantik haben die (vorwiegend umgangssprachlichen) Konstruktionen *sein* + *am* + Infinitiv, *sein* + *beim* + Infinitiv: *Er* **war beim Gewinnen;** *Er* **war am Gewinnen** (vgl. 298, 44).

L. Weisgerber betont, daß auch die Verschiedenheiten in der Form des Objekts und der Adverbialbestimmung gewisse Schattierungen im Verlauf der Handlung auszudrücken vermögen. Es wird z. B. in einigen Fügungen die adverbiale Bestimmung *in* + Akkusativ als ein dauernder, tiefgreifender Übergang, ein Zustandswechsel gesehen, wogegen die adverbiale Bestimmung *in* + Dativ in ähnlichen Fügungen «das Geschehen als vorübergehend, mehr äußerlich bleibend» hinstellt. Als Beispiel wird angeführt: *Er wurde* **in das Krankenhaus** *aufgenommen* — *Er wurde* **in dem Krankenhaus** *aufgenommen* (394, 214).

Aktionsartmäßig gefärbt ist auch die semantische Schattierung des verbalen Bedeutungsgehalts, die sich als Gegenüberstellung von «tatsächlich» und «potentiell» bezeichnen läßt und besonders für das Präsens gilt. L. Suzdal'skaja und V. Grečko haben gezeigt, daß besonders in den technischen Texten die Präsensform gewöhnlich weder eine verlaufende Handlung noch einen existierenden Zustand bezeichnet, sondern nur die Möglichkeit der Ausführung von gewissen Handlungen durch gewisse Vorrichtungen oder die des Beginns gewisser Beziehungen zwischen gewissen Stoffen, Kräften usw., wenn gewisse Bedingungen dabei erfüllt sind (vgl. 108, 223). Aber solche potential-konditionale Semantik kommt auch in der Umgangssprache und in verschiedenen schriftsprachlichen Textsorten vor. Der einfachste Satz, z. B. *Der Vater schreibt Briefe,* kann sowohl die Tatsache bezeichnen, daß der Vater zur Zeit des Redeakts Briefe schreibt, als auch den Hinweis geben, daß der Vater sich überhaupt mit dem Briefschreiben beschäftigt. Besonders in der fiktionalen Literatur erhält auch das Präteritum solche potenial-konditionale Semantik (vgl. § 38).

Es gibt auch gewisse Unterschiede zwischen einmaligen und sich wiederholenden Prozessen. Die Sätze *Ich habe einen Brief geschrieben* und sogar *Ich schrieb einen Brief* sind eher als Bezeichnungen eines einmaligen Vorgangs zu fassen, was durch die Form *einen* beglaubigt wird, die in diesem Kontext sich auch als Zahlwort auffassen läßt. Dagegen bezeichnet der Satz *Ich schrieb Briefe* eher einen sich

wiederholenden Vorgang, was durch den Plural des Objekts und seine Unbestimmtheit bekräftigt wird. Doch sind hier auch manche Schwankungen vorhanden und es gibt auch neutrale Formen, wenn es sich um ununterbrochene Prozesse handelt.

§ 37. Genera Verbi — Diathesen (die Handlungsformen des Verbs)

Wenn das Verb eine Handlung bezeichnet, kann die von ihm zum Subjekt und zum Objekt führende Perspektive verschiedene Formen annehmen (*griech.* diathesis oder *lat.* genus verbi, was sich deutsch als Handlungsart oder Handlugsform wiedergeben läßt). Im Deutschen sind die Beziehungen des Verbs zum Subjekt und Objekt zweifach:

Die Form des transitiven Verbs kann eine Handlung ausdrücken, die vom Subjekt ausgeht und auf das direkte Objekt gerichtet ist: *Arbeiter bauen Maschinen; Er erwartet den Freund.* Solche Form des Verbs heißt die aktive (Aktiv, Tätigkeitsform). Auch die intransitiven Verben (oder die transitiven im intransitiven Gebrauch) stehen in dieser Form: *Der Knabe läuft; Sie näht.* Sie ist somit, vom Standpunkt des Systems der Handlungsformen aus, die normale Form des Verbs, seine «Ruheform». Sie erstreckt sich auch auf die Verben, die einen Zustand bezeichnen (vgl. § 34).

Das Verb kann aber auch solche Handlung ausdrücken, die nicht vom Subjekt, d. h. dem Täter, dem Agens der Handlung, erzeugt wird, sondern auf das Subjekt gerichtet ist: *Die Maschinen werden gebaut; Der Freund wird erwartet.* Die entsprechende Form des Verbs (*werden* + Partizip II) wird die «passive» Form (Passiv, Leideform) genannt. Der eigentliche Erzeuger der Handlung, das Agens, kann dabei im Satz überhaupt unerwähnt bleiben, wenn seine Bezeichnung semantisch unwesentlich oder unmöglich ist, wie es oft z. B. in der technischen Literatur geschieht, oder wenn man ihn leicht dem Kontext oder der Situation entnehmen kann. Eine solche Struktur nennt man die «zweigliedrige» Passivkonstruktion im Gegensatz zu der «dreigliedrigen», in der das Agens durch eine Präpositionalkonstruktion (*von* + Dativ oder — instrumental gefärbt — *durch* + Akkusativ) ausgedrückt wird: *Maschinen werden von Arbeitern gebaut; Er wurde durch ihre Worte verletzt.* Zahlreicher sind die zweigliedrigen Konstruktionen.

Mit dem Passiv berührt sich die Zustandsform (Stativ), die durch Verbindung *sein* + Partizip II gebildet wird: *Er war durch ihre Worte verletzt.*

In der letzten Zeit sind wichtige Arbeiten zum Problem der Diathese im Deutschen erschienen: 147; 352; 370 u. a. Doch glaube ich die in den vorigen Auflagen des vorliegenden Buches enthaltene Auffassung dieses Problems im wesentlichen beibehalten zu dürfen.

Das Passiv hat dasselbe Formensystem wie das Aktiv. Es ist nur zu bemerken, daß das Partizip II von *werden,* wenn es als Hilfsverb in den Formen des Passivs auftritt, die Gestalt *worden* (statt *geworden*) aufweist: *Er ist gelobt worden — Er ist stark geworden.* Das Fehlen der

Vorsilbe *ge-* läßt sich hier als verbale Abart der Monoflexion deuten oder vielleicht als Kompression. Statt der Form des Futurs I wird im Passiv noch häufiger als im Aktiv die Präsensform gebraucht. Im Perfekt und Plusquamperfekt erscheint die Passivform oft ohne *worden*, so daß sie dem Präsens bzw. dem Präteritum der Zustandsform gleicht: *Als seine Mahlzeit beendet war* (= beendet worden war), *kehrte er zu seiner Gesellschaft zurück. (Storm)*

Sonst unterscheidet sich aber die Zustandsform von dem Passiv sehr bedeutend. Erstens bildet das Passiv eine ausgesprochen analytische Form, d. h. die Bestandteile dieser Form verlieren ihre grammatische Eigenbedeuteng. Dagegen bleibt bei den Bestandteilen der Zustandsform ihre Eigenbedeutung völlig erhalten: *sein* ist kopulativ, das Partizip II bezeichnet die Eigenschaft des Subjekts. Die Gesamtsemantik ist hier nur eine Summe dieser Eigenbedeutungen. Die Zustandsform ist also eine syntaktische Fügung. Zweitens drückt die Zustandsform nicht den Verlauf einer Handlung, sondern ihr Ergebnis, nicht den Vorgang selbst, sondern seine Vollendung aus. *Die Tür ist geöffnet* gibt nicht den Prozeß des Öffnens wieder, sondern die Tatsache des Offen-Seins.

.Eben der Entstehungsprozeß eines Zustands, der sich im *werden*-Passiv ausdrückt, verursacht jene Nähe, sogar Durchdringung der Bedeutungsgehalte der Verbalform (*werden*) und des Partizips II, die zur Bildung einer wirklich einheitlichen, analytischen grammatischen Form führt. Jedoch fehlt eine analoge semantische syntaktische Intention der Verbalform (*sein*) und des Partizips II in der Zustandsform, so daß hier keine wirkliche analytische verbale Form entsteht, sondern das Verb *sein* syntaktisch-semantisch im wesentlichen kopulativ ausgerichtet bleibt. Gewiß enthält die Bedeutung des Zustandspassivs der terminativen oder perfektiven Verben (s. § 36) auch den Hinweis, daß der Ruhezustand erst nach einem Prozeß, einer Handlung, eingetreten ist. Aber dieser Prozeß ist im Zustandspassiv bereits ausgelöscht, aufgehoben, und das Agens der Handlung bleibt hier vollständig aus dem Spiel. Jedenfalls bildet in solchen Sätzen die Semantik der abgeschlossenen Handlung (mit Nachdruck auf Handlung) ein Merkmal des Partizips II, nicht der Gesamtform des Prädikats (vgl. § 3; 344, 10).

Wenn sich die Zustandsform mit dem Perfekt und Plusquamperfekt des Passivs berührt, so ist das eine Folge davon, daß diese Zeitformen überhaupt gewissermaßen resultativ, perfektiv gefärbt sind. Doch ist gewöhnlich der Unterschied zwischen Zustandsform und Passiv ganz offensichtlich: im Gegensatz zu der Zustandsform bezeichnet das Perfekt des Passivs nicht nur das Ergebnis der Handlung, sondern auch den Prozeß, der zu diesem Ergebnis geführt hat: *Die Tür ist geöffnet — Die Tür ist geöffnet worden.*

Selbstverständlich schließt die Angabe des Ergebnisses einer Handlung auch einen Hinweis darauf ein, daß diese Handlung stattgefunden hat. Dies unterscheidet eben das von den terminativen Verben gebildete Zustandspassiv von den prädikativen Adjektiven mit demselben Grundmorphem (*Die Tür ist offen*), und eben deswegen

werden die Partizipien II bei ihrem Gebrauch in der Zustandsform nicht als adjektivierte Wortformen bestimmt. Deshalb läßt sich die Zustandsform solcher Art so leicht als Perfekt verwenden. Aber wenn die Zustandsform eben als solche gebraucht wird, so ist in ihr die ihr zugrunde liegende Handlung ausgelöscht und aufgehoben. Allerdings gibt es hier auch manche Übergangserscheinungen.

So ist auch beim Zustandspassiv die Einführung des Agens (als Erzeuger, Mittel oder Instrument) durchaus möglich. Z. B. *Heute ist aber die Wissenschaft noch sehr viel mehr von einer ameisenhaften Betriebsamkeit erfüllt; Der Mensch ist von der Welt getrennt durch seine Haut* (angeführt nach 146, 85). Dies verbindet das Zustandspassiv mit dem *werden*-Passiv ganz entschieden. Auch die bereits erwähnte Leichtigkeit, mit der das Zustandspassiv die Rolle des Perfekts (bzw. Plusquamperfekts) übernimmt, läßt hier ganz klar gemeinsame Züge spüren, da es in beiden Fällen doch um Handlungen geht, die auf Objekte gerichtet sind (oder waren). Deswegen wird im vorliegenden Buch das Zustandspassiv in dem Abschnitt «Genera Verbi» behandelt, obgleich es an und für sich keine analytische Form ist. Das Zustandspassiv ist eben eine der grammatischen Erscheinungen, die zugleich zu zwei grammatischen Feldern als ein gemeinsames Segment gehören, zu dem verbalen System der Genera Verbi und zu dem Satztyp mit dem adjektivischen Prädikativ. Ich expliziere hier diese in den früheren Ausgaben aus Raummangel nur implizit enthaltene These, da mein Standpunkt in der neueren Literatur mißverstanden wurde (vgl. 352, 101—102).

Andererseits erscheint auch das *werden*-Passiv, besonders in technischen Texten, oft als Bezeichnung nicht eines vor sich gehenden Prozesses, sondern nur einer potentialen Beziehung zwischen den Dingen oder eines potentialen Zustands, der durch Einsetzen gewisser Triebkräfte zum Beginn eines aktiven Prozesses führen wird. Dies ist mit der potential-konditionalen Semantik des Präsens verbunden (vgl. § 36). Somit erscheinen das *werden*-Passiv und die Zustandsform als Synonyme. Nach L. Suzdal'skaja können die beiden Formen mit derselben (statalen) Bedeutung in einem Satzgefüge verwendet werden: *Der Einsteigeraum* **wird** *an den Sitzen durch halbhöhe Wände* **abgetrennt,** *an denen gleichzeitig die Haltestangen* **befestigt sind** (108, 222; 221, 86—87). Dies macht das Feld der passivischen Konstruktionen noch komplizierter.

Die Passivkonstruktion wird gewöhnlich der aktiven Konstruktion als ihre «Umkehrform» (Jung, I, 234) gegenübergestellt: *Ich lobe den Schüler — Der Schüler wird von mir gelobt.* Aber vor einiger Zeit wurde eine solche Auffassung des Passivs einer scharfen Kritik unterworfen. Das zahlenmäßige Übergewicht der zweigliedrigen Passivkonstruktion und das Vorhandensein solcher Passive, die überhaupt keine Einwirkung auf das Subjekt, sondern einen Zustand bezeichnen und von den intransitiven Verben gebildet werden können (z. B. *Hier wird getanzt*), dienen als Beweise dafür, daß die passive Konstruktion keine Umkehr der aktiven ist, sondern eine selbständigere Rolle im verbalen System und in der Struktur des Satzes spielt.

Es wurde bereits von H. Paul darauf hingewiesen, daß die passive Konstruktion ein Mittel ist, das psyhologische Subjekt zum grammatischen zu machen (III, 14), also (in der modernen Terminologie) zum «Neuen», zum «Thema». Aber gerade ein solcher Unterschied in der Erkenntniseinstellung — oder in der «kommunikativen Gliederung der Rede» (vgl. § 53) — bezeugt eigentlich die Aufeinanderbezogenheit der passiven und der aktiven Konstruktion. Der Bedeutungsgehalt der oben angeführten Sätze vom Standpunkt der Widerspiegelung von Beziehungen der realen Wirklichkeit aus ist gleich (das Subjekt-Objektverhältnis). Die beiden Konstruktionen drücken nur verschiedene Modifikationen eines und desselben Inhalts aus, gehören also unmittelbar zusammen, als Entsprechungen, als Glieder des deutschen Verbal- und Satzsystems, und müssen einander gegenübergestellt werden. Sie sind aufeinander orientiert und können nur in ihren Wechselbeziehungen richtig verstanden werden. Auch die zweigliedrige passive Konstruktion kann aus diesem Zusammenhang nicht losgelöst werden, da sie mit der dreigliedrigen eine Einheit bildet. Solche Sätze wie *Er wird gelobt* und *Er wird von dem Lehrer gelobt* sind voneinander nicht zu trennen.

Die Kritiker der traditionellen «Umkehrtheorie» haben aber recht in dem Sinne, daß von keiner mechanischen Umkehr der aktiven Konstruktion in die passive die Rede sein kann. Außer den stilistischen Erwägungen kommt hier in Betracht, daß von einigen transitiven Verben die passive Form überhaupt nicht gebraucht werden kann (vgl. 405, III, I, 302—305).

Freilich ist diese Tatsache aus der Semantik der meisten dieser Verben leicht zu erklären. Manche bezeichnen, obwohl sie Transitiva sind, nicht die Handlung, sondern einen Zustand: den Besitz — *haben, besitzen;* den Betrag (vgl. 141, II, 493) — *kosten, wiegen, gelten;* den Gedankengehalt — *wissen, kennen.* Es ist hier also keine Tätigkeit vorhanden, deren Richtung sich verändern ließe. Die Verben *bekommen, kriegen* (als Synonym zu *bekommen*), *erhalten* sind selbst passivischer Natur. Es wird weiter unten gezeigt, daß sie selbst zur Bildung einer eigenartigen passiven Konstruktion verwendet werden. Dagegen kann das Passiv von dem aktiveren *empfangen* gebildet werden, dessen Subjekt nicht bloß leidend gedacht wird: *Ich empfange die Gäste — Ich empfange den Brief.* Passivisch gefärbt ist auch das Verb *erfahren,* was besonders klar wird, wenn man es mit dem Verb *erkennen* vergleicht. Die Wichtigkeit des semantischen Kriteriums bei der Bestimmung des Passivs als einer grammatischen Form betont E. Oksaar (305; vgl. 343).

Es ist also zur Bildung des Passivs in der Regel notwendig, daß das Verb in seiner aktiven Form eine wirkliche Handlung, äußere oder innere, bezeichnet. Übrigens bekundet diese Einschränkung der «Umkehr» des Aktivs in das Passiv zugleich auch die Wichtigkeit der Gegenüberstellung: aktiv wirkende Handlung — aktiv bewirkter Vorgang für den Bedeutungsgehalt des Passivs in seiner Beziehung zum Aktiv. Es ist kennzeichnend, daß auch der innere Akkusativ zum Subjekt der passiven Konstruktion werden kann, da der Prozeß dabei

immer als aktiv gedacht wird: *Der Tanz wird getanzt; Der Traum wird geträumt*. Eine besondere Stellung nimmt das im Deutschen sehr verbreitete unpersönliche Passiv ein. Es kann auch von intransitiven Verben gebildet werden: *Es wurde hart gekämpft; Hier wird nicht getanzt* usw. Das unpersönliche Passiv wird gebraucht, wenn der Träger des durch die passive Konstruktion bezeichneten Vorgangs als unbekannt oder unbestimmt auftritt oder leicht dem Kontext und der Situation zu entnehmen ist. Falls er aber, was selten geschieht, in die Konstruktion eingeführt werden soll, so erscheint er in der Form, die für das Agens der dreigliedrigen Konstruktion charakteristisch ist: *Es wurde von den Jugendlichen viel getanzt*.

Daraus könnte man vielleicht folgern, daß auch bei dem unpersönlichen Passiv der verbale Vorgang doch als eine aktive Handlung, als etwas Bewirktes aufgefaßt wird, nicht als bloßer Zustand.

Bei aller Vielfältigkeit im Gebrauch des unpersönlichen Passivs ist es im wesentlichen nur auf solche Sätze beschränkt, die einen Menschen als den Täter oder persönlichen Träger des verbalen Vorgangs voraussetzen. «Man sagt wohl: von der Jugend wurde getanzt, aber schwerlich: von den Mücken!» (405, III, I, 303). Auf irgendeine Wiese muß diese Konstruktion auf eine Person (oder Personen) bezogen werden.

Da im unpersönlichen Passiv sowohl das Agens (der Täter) als auch der Träger des verbalen Vorgangs fehlen, wird bei seiner Bildung die ganze Aufmerksamkeit auf den Vorgang selbst konzentriert. Deswegen wird es zuweilen auch dann gebraucht, wenn man den Täter und den Träger des Vorgangs gut kennt, aber aus verschiedenen (inhaltlichen oder stilistischen) Gründen den Vorgang besonders hervorheben will.

Oft sind für das unpersönliche Passiv die näheren Bestimmungen des Ortes wichtig, da für den Vorgang gewisse räumliche Grenzen notwendig sind: *Hier wird nicht geraucht!* Selbst der Täter oder der Träger des Vorgangs wird zuweilen in Form einer derartigen Bestimmung eingeführt. Mehrere Bedeutungsschattierungen des unpersönlichen Dativs sind im folgenden Beispiel enthalten:

Bei Leni wurde verbunden, gewaschen, getrunken, geschlafen, geheilt. (Seghers)

Diese Natur des unpersönlichen Passivs macht es verständlich, warum diese Konstruktion, wie das Passiv überhaupt, oft als ein Synonym der unbestimmt-persönlichen *man*-Konstruktion erscheint: *Das Haus wird gebaut — Man baut das Haus; Es wird gespielt — Man spielt*. Beide Bildungen lassen die Handlung in den Vordergrund treten, sind aber persönlich gefärbt. In der technischen und wissenschaftlichen Literatur hat sich freilich besonders der Gebrauch des Passivs entwickelt, der ganz und gar unpersönlich ist und durch die *man*-Konstruktion wenigstens vom stilistischen Standpunkt aus nicht zu ersetzen ist. Die Leerstelle des Agens, die sonst bei der passiven Konstruktion, wenn auch fakultativ, vorhanden ist, wird hier vollständig getilgt. Es wäre befremdend, wenn auf das Agens irgendwie Bezug genommen wäre in einem Satz wie

In jedem Falle wird bei den einzelnen Stufen der Extraktion lediglich

ein Gleichgewichtszustand zwischen dem Protein im Pflanzenmaterial und dem in der Lösung erreicht.

Eine andere synonyme Form ist das Reflexiv:

Man öffnet die Tür — Die Tür wird geöffnet — Die Tür öffnet sich.

Doch fehlt hier die persönliche Färbung, die der *man*-Konstruktion und zum Teil auch dem Passiv anhaftet. Das Reflexiv bezeichnet hier einen Vorgang, der anscheinend von selbst erfolgt oder sogar von dem Nominativsubjekt hervorgebracht wird.

Von den drei synonymen Formen ist also die erste (die *man*-Konstruktion) am persönlichsten, d. h. mit dem Begriff des reellen Erzeugers des Vorgangs verbunden, die zweite (das Passiv) ist in dieser Hinsicht schwankend, kann aber ganz neutral sein, d. h. den Begriff des Erzeugers (des Täters, des Agens) gänzlich ausschalten, und die dritte (das Reflexiv) beseitigt diesen Begriff überhaupt und läßt das Nominativsubjekt nicht nur als den Träger des Vorgangs, sondern auch fast als den Täter erscheinen. Nur in ganz seltenen Fällen, wenn die Semantik der betreffenden Wörter sehr eindeutig ist, schaltet sich dieser Bedeutungsgehalt der Reflexiva aus und die Konstruktion bekommt einen wirklich passiven Charakter: *Diese Waren verkaufen sich gut.*

Es gibt noch andere Synonyme zum Passiv:

Eine wichtige Rolle spielen dabei die Adjektive mit den Suffixen *-bar* und *-lich* (vgl. 203, 251—254; 192, 99—101; 204; 272, 391—396). In der gegenwärtigen Sprache spezialisieren sich die Bildungen auf *-bar* fast ausschließlich auf diese Funktion. Es sollen über 98% aller neueren Bildungen auf *-bar* deverbativen Ursprungs, somit passivisch ausgerichtet sein (204, 94).

Verbreitet als Synonyme zum Passiv sind sowohl die Konstruktion *sein* + *zu* + Infinitiv und die modalen Verben (212, 18 ff.; 147) als auch die Konstruktion *sich lassen* + Infinitiv (58).

Zu den Synonymen des Passivs wird auch das Gebilde mit dem intransitiven Verb *erfolgen* gezählt (221, 88), das von den «Sprachkritikern» als ein «antihumanes» Wort betrachtet wurde, aber wirklich bedeutende strukturelle Dienste beim Aufbau des Elementarsatzes leistet.

Das System des Passivs und seiner synonymen Formen betrachtet Gelhaus (212, 160—352). Das Feld des Passivs im heutigen Deutsch analysiert Oserow (60).

Von allen genannten Formen ist die Beziehung zum Passiv besonders kompliziert bei den reflexiven Verben.

Die Tendenz zur Vereinigung der Bedeutung des Trägers im Nominativsubjekt des Reflexivs mit der des Täters ist überhaupt für diese Konstruktion charakteristisch und veranlaßt manche Forscher, in ihr nicht eine besondere Form der transitiven Verben (mit dem Reflexivpronomen als einem direkten Objekt), sondern eine besondere Abart der verbalen Genera zu erblicken. Da der Vorgang hier durchaus vom Standpunkt des Subjekts aus dargestellt und unmittelbar auf das Subjekt bezogen wird, so sieht man in der reflexiven Konstruktion eine Parallele zu dem griechischen Medium und bezeichnet sie als eine

mediale oder subjektiv-mediale Handlungsform des deutschen Verbs. Nicht nur in solchen Sätzen wie *sie fürchtet sich, erhitzt sich, schläft sich aus,* wo das Reflexivpronomen selbst bei den Verben, die mit Objekten anderer Art transitiv werden, schon deswegen kein direktes Objekt ist, weil der Vorgang hier nicht als eine auf das Akkusativobjekt gerichtete Handlung auftritt, sondern auch in den Sätzen wie *Sie kleidet sich mit großem Geschmack, putzt sich ausgesucht,* sogar *wäscht sich, kämmt sich* usw. drückt das Reflexivpronomen, wenn es keine Betonung trägt, nicht das eigentliche direkte Objekt aus, sondern die Bezogenheit der Handlung auf das Subjekt, also die Tatsache, daß das Subjekt sich in einem gewissen Zustand befindet. Nur die Betonung verleiht dem Reflexivpronomen den Wert eines Objekts (*Ich wasche* **mich** 〈Ich wasche mich selbst〉). Sonst dient aber dieses Pronomen, trotz seiner Akkusativform, zur Intransitivierung der Transitiva (*Sie wäscht das Kind — Sie wäscht sich)* und zur Hervorhebung des medial-subjektiven Charakters der Handlung bei den intransitiven Verben (*Er eilt — Er eilt sich*).

Ob das alles genügt, um die reflexive Konstruktion als ein besonderes verbales Genus anzuerkennen, bleibt doch fraglich. Es fehlt ihr die Fähigkeit, von anderen Arten des Verbs frontal gebildet zu sein. So erscheinen die Reflexivformen von intransitiven Verben nur ganz sporadisch: *sich eilen* kommt neben *eilen* vor, *sich flüchten* neben *flüchten, sich gipfeln* neben *gipfeln* usw. (vgl. 132, 153—158). Aber *sich laufen, sich fliehen* usw. existieren in der neueren Sprache nicht. Dagegen hat ein solches Verb wie *sich sputen* keine Form *sputen* neben sich.

Dasselbe gilt für das Verb *sich schämen* und ähnliche Verben, bei denen das Reflexivpronomen durch kein anderes (eigentliches) Objekt ersetzt werden kann und keine Passivform zu bilden ist.

Die reflexive Konstruktion bleibt im Deutschen ein Mittelding zwischen einer besonderen grammatischen Klasse der Verben und einem verbalen Genus. Diese Mittelstellung des deutschen Reflexivs wird besonders klar, wenn man es mit dem russischen Reflexiv vergleicht, das ein notwendiges, wenn auch sehr kompliziertes Glied in dem System der Genera des russischen Verbs ist.

Der mediale Charakter der reflexiven Konstruktion, ihre Bezogenheit auf das Subjekt erklärt den eigenartigen Gebrauch der unpersönlichen Reflexiva. Die Bildungen von dem Muster *es arbeitet sich, es tanzt sich, es schreibt sich* scheinen überhaupt widerspruchsvoll und unmöglich zu sein, da die Verflüchtigung des realen Subjekts dem Wesen des Reflexivs, dieser in den Bereich des Subjekts gehörenden Form, widerspricht. Und wirklich, diese Bildungen als solche sind nicht fähig, allein einen Satz zu formen.

Doch wird auch das unpersönliche Reflexiv sozusagen «lebensfähig», wenn es mit einer Einschätzung des von ihm bezeichneten Vorgangs verbunden wird. Solche Bildungen wie *Es arbeitet sich gut; Es tanzt sich nicht schlecht* sind schon richtige Sätze. Vgl. *Es hörte sich ihr gar so gut zu (Goethe)*. Die emotional-qualitativen Adverbien und Modalwörter spielen dabei eine Rolle, die im wesentlichen der des

Prädikativs gleichkommt. Der erste Bestandteil des Satzes in seiner Gesamtheit nähert sich dabei einem vorgangsbezeichnenden Subjekt, das von dem prädikativen *gut* usw. bestimmt wird.

Die Aussonderung und Hervorhebung des verbalen Vorgangs, die durch die Bildung des unpersönlichen Reflexivs erzielt wird, die Ausscheidung aus dem Satz des Subjekts und Objekts machen diese Konstruktion dem unpersönlichen Passiv synonym. *(Es arbeitet sich ...; Es wird gearbeitet.)* Aber das Passiv ist viel «neutraler» in seiner semantisch-grammatischen Beziehung zum Nominativsubjekt als dem Träger des Vorgangs, so daß die Aussonderung des Vorgangs sich hier ohne weiteres durchführen läßt.

Die emotional-qualitativen Wörter spielen beim unpersönlichen Passiv die Rolle der gewöhnlichen Adverbialbestimmungen. (Vgl. *Es arbeitet sich gut — Es wird gut gearbeitet.)*

Es gibt noch spezifischere Arten, den passivischen Bedeutungsgehalt zum Ausdruck zu bringen: z. B. in der Substantivgruppe das Gerundiv, auch rein lexikale Mittel. Alle Formen mit passivischer Semantik werden besonders häufig in den Fachsprachen verwendet, wo die Erkenntniseinstellung sehr oft eben auf den zu erzeugenden oder zu bearbeitenden Gegenstand ausgerichtet ist.

Zu den Erscheinungen, die sich mit dem System der Genera des deutschen Verbs berühren, gehört auch eine Konstruktion, die in der Umgangssprache verbreitet ist, aber in der Literatursprache nur vereinzelt vorkommt. Es ist die passive Form, die zu den Verben mit dem Dativobjekt gebildet wird nach dem Muster *Ich bekomme die Zeitung gebracht* (vgl. 374, 271). Das Subjekt *ich* entspricht hier semantisch dem Dativobjekt *mir* im Satz: *Man bringt mir die Zeitung.* (Vgl. *Ich habe schon alles erzählt bekommen* — «Man hat mir schon alles erzählt», *Die Kinder bekamen am Tische aufgedeckt... (Keller)* — «Man deckte den Kindern am Tische auf».) Außer *bekommen* können in solchen Konstruktionen auch *kriegen* und *erhalten* als Hilfsverben gebraucht werden. Aber in der Literatursprache kommt, wie gesagt, dieses Passiv des indirekten Objekts nur vereinzelt vor. Zum System der Handlungsformen im Deutschen gehören als vollwertige Genera nur das Aktiv und das Passiv, das von den Verben mit dem Akkusativobjekt gebildet ist (vgl. 191, 91—92).

§ 38. Das System der Tempora (der Zeitformen)

Die verbale Kategorie der Zeit ist eine der wichtigsten kommunikativ-grammatischen Kategorien des deutschen Sprachbaus. Sie verbindet das Verb und dadurch den Satz mit dem Redeakt, indem sie die zeitliche Beziehung des verbalen Vorgangs zu dem Augenblick feststellt, zu dem der Redeakt vor sich geht (Redemoment).

Eine solche Bezogenheit der grammatischen Kategorie der Zeit auf den Redeakt und den Redemoment bedeutet keineswegs, daß dabei der philosophische Begriff der Zeit als solcher subjektivistisch behandelt wird. Wie bei allen kommunikativ-grammatischen Kategorien sind hier

der Redeakt und der Redemoment durchaus objektiv aufgefaßt, als notwendige und den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten unterworfene Bedingungen, in welchen der Redeprozeß verläuft. Sie hängen nicht von der subjektiven Willkür des Sprechenden ab, sondern bilden die objektiv existierende Achse, die die Sprache mit dem sozialen Geschehen und überhaupt mit der objektiven Welt verbindet und die allein als Grundlage für die Schaffung des Koordinatensystems der grammatischen Zeitformen dienen kann.

Die Zeitformen, deren Zeitbestimmung unmittelbar in bezug auf den Redemoment erfolgt, nennt man «absolute» Zeitformen (Zeiten). Im Deutschen sind es Präsens, Präteritum, Futur I, zum Teil Perfekt. Die Zeitformen, deren Zeitbestimmung nur mittelbar, und zwar in bezug auf absolute Zeitformen, erfolgt, nennt man «relative» Zeitformen (Zeiten). Zu ihnen gehören im Deutschen Plusquamperfekt, Futur II und zum Teil Perfekt.

Unmittelbar oder mittelbar sind also alle Zeitformen auf den Redemoment bezogen. Er ist, wie gesagt, die Achse, die dem gesamten temporalen Koordinatensystem des Verbs und der Sprache überhaupt zugrunde liegt.

Die Scheidung der absoluten und relativen Zeitformen wird aber nicht immer ganz aufrechterhalten. So kann auch das Präteritum als relative Vergangenheit (Vorvergangenheit) auftreten, z. B. im Verhältnis zum Perfekt:

Die große Industrie **hat** *den Weltmarkt* **hergestellt,** *den die Entdeckung Amerikas* **vorbereitete.** *(Marx, Engels)*

So erscheint anderseits das Präteritum als eine «Vorgegenwart» (freilich in bezug auf den Redemoment) im Satz:

Erinnerst du dich noch, wie wir oft nachmittags in dem Garten saßen, wie es recht schön war, wie die Sonne von dem Himmel schien? (Stifter)

Die Relativität der Zeiten kann verschiedenartig sein (Gleichzeitigkeit, Vorzeitigkeit, Nachzeitigkeit). Vom grammatischen Standpunkt aus wird im Deutschen nur die Vorzeitigkeit berücksichtigt. Das Perfekt als relative Zeitform drückt die Vergangenheit in bezug auf die Gegenwart aus, die durch das Präsens bezeichnet wird (also «Vorgegernwart»): *Er kommt, da er die Arbeit beendet hat.* Das Plusquamperfekt drückt die Vergangenheit in bezug auf eine andere Vergangenheit aus, die durch das Präteritum bezeichnet wird (also «Vorvergangenheit»): *Er kam, nachdem er die Arbeit beendet hatte.* Das Futur II drückt die Vergangenheit in der Sphäre der Zukunft aus, die von dem Futur I bezeichnet wird: *Er wird kommen, wenn er die Arbeit beendet haben wird.*

Die Verteilung der absoluten und relativen Zeitformen ist nicht an gewisse Satzformen gebunden. Nicht nur in dem Satzgefüge, sondern auch in der Satzverbindung und sogar in einer Reihe von selbständigen Sätzen kann die Zeitfolge durch den entsprechenden Gebrauch der Zeitformen ausgedrückt werden. Auch die Reihenfolge der Sätze ist dabei nicht fest gebunden: *Er kam, aber seine Arbeit hatte er noch nicht beendet — Er hatte seine Arbeit nicht beendet, aber er kam doch —*

Er kam. Seine Arbeit hatte er nicht beendet. Einzelne Zeitformen entsprechen in ihrem konkreten Gebrauch, wie schon angedeutet wurde, nicht immer ihrem allgemeinen Bedeutungsgehalt, der auch in ihren Bezeichnungen einen Ausdruck gefunden hat.

Das bedeutet aber nicht, daß die grammatischen Zeitformen im Deutschen überhaupt keine Formen mit der Semantik der Zeit sind und daß ihre Auffassung eben als Zeitformen nur unter dem Einfluß des lateinischen Tempussystems entstanden ist, wie es L. Weisgerber meint. L. Weisgerber bezweifelt sogar die Rechtmäßigkeit ihrer Benennungen, da sie seiner Meinung nach temporal zu vieldeutig sind. Er schlägt vor, sie als «Stammformen» — die erste Stammform: *ich komme,* die zweite Stammform: *ich kam* — und «Umschreibungen» zu bezeichnen (394, 217 bis 229).

Auch H. Brinkmann bezweifelt den unmittelbar temporalen Charakter der deutschen Zeitformen (149, 321). Aber seine Begriffe des umfassenden «Daseinsgefühls», der «Erinnerung» und der «Erwartung», die er als besondere, den betreffenden Zeitformen zugrunde liegende «Haltungen» betrachtet, sind in ihrem Wesen durchaus temporal gefärbt.

Es gibt noch andere Forscher, die wie Weisgerber, doch aus anderen Gründen, den temporalen Status der deutschen verbalen Zeitformen leugnen. Man versucht, ihnen eine nicht temporale funktionell-semantische Deutung zu geben. Hier einige Beispiele:

Besonders populär wurde der Versuch H. Weinrichs, ihre temporale Semantik als einen Ausdruck der verschiedenen Arten der Schilderung der Welt aufzufassen, namentlich der Unterscheidung von Erzählung und Bericht (die «erzählte» und die «berichtete Welt»). Von semantischer Seite aus verwirft H. Gelhaus auf operationellem Wege die Unterscheidung der Temporalformen nach Gegenwart — Vergangenheit — Zukunft und ersetzt sie durch solche von ihm als «Tempus» bezeichnete semantische Komponenten wie «Abschluß» und «Beginn des Sprechzeitpunkts» und «Modalität» (einerseits Vermutung, andererseits Voraussage, Ankündigung) (211, 91).

Aus der Sicht der «Sprechhandlungstheorie» als eines Teils der «kommunikativ-funktionalen» Grammatik kommt J. Dittmann zu dem Schluß, daß bei den temporalen Verbalformen ihre «Grundinformationen» (d. h. wohl verallgemeinerte Bedeutungsgehalte) sich nicht differenzieren lassen. Es können nur Generalisierungen von Funktionen («Funktionspotentiale») ermittelt werden, die aber «nicht als ⟨Bedeutungs⟩-Beschreibungen im Sinne der Festlegung von ⟨Grundbedeutungen⟩ der Zeitausdrücke zu verstehen» sind (170, 135—141). Besonders oft wird der temporale Gehalt des Futurs bestritten. Sehr gründlich von L. Seltveit, der auf die verschiedenen modalen Färbungen des Futurs aufmerksam macht, die den Schwerpunkt dieser Form ausmachen.

Es wurde sogar der Versuch unternommen, das Verb *werden* in seinen Verbindungen mit dem Infinitiv als ein Modalverb zu betrachten (387).

Den temporalen Status (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) bestritt für das Präteritum in bezug auf seine Verwendung in der Schönen

(«fiktionalen») Literatur K. Hamburger. Es waltet nach K. Hamburger im fiktionalen Erzählen ein Zeitsystem, das sich auf den Redemoment des Erzählens gar nicht stützt, überhaupt mit dem «jetzt» des erzählenden Ichs in keiner Verbindung steht. Es findet hier auch keine «Vergegenwärtigung» statt, sondern es beginnt ein ganz anders geartetes Abzählen der Zeit, das z. B. erlaubt, die Präteritalformen mit solchen temporalen Adverbien zu verbinden, die sonst mit dem Präteritum unvereinbar sind. Angeführt wird z. B. folgender Abschnitt aus einem Roman: *Aber am Vormittag hatte sie den Baum zu putzen. Morgen war Weihnachten*. K. Hamburger betont, daß solche Verwendung von *morgen* in der Gebrauchssprache unmöglich ist (Hamburger, 32 ff.).

Alle diese Einwände sind aber m. E. nicht überzeugend.

Schwer ins Gewicht fallen allein die Ausführungen von K. Hamburger, aber letzten Endes stehen auch die von ihr aufgedeckten Tatsachen in keinem unlösbaren Widerspruch zu der Konzeption, die die Zeitformen aus der Sicht ihrer Beziehung zum Redemoment betrachtet. Das betreffende System als Ganzes wird hier nicht in Frage gestellt, sondern nur seine Gültigkeit für einen besonderen Bereich des Sprachlebens. Es ist aber noch zu bedenken, daß auch nach K. Hamburger gewisse Zeitrelationen in der fiktionalen Erzählung bestehen, die nach dem Muster der allgemein gültigen aufgestellt sind. Sie haben ja einen Abzählpunkt, eine Zeitachse, nur daß dieser innerhalb des fiktionalen Erzählens eingebaut ist und sich mit dem Fortschreiten des Erzählens verlagert. Einen solchen fiktional-temporalen Abzähl-Punkt könnte man mit K. Bühler als «Deixis am Phantasma» bezeichnen, als einen Bezug auf den Zeitmoment eines nur vorgestellten Geschehens (157, 137; 229, 67—72; 322).

Die anderen Einwendungen gegen den temporalen Status der Temporalformen lassen sich leicht entkräften. Denn es genügt, an und für sich, diese Formen in syntaktischer Ruhelage einander gegenüberzustellen, sowohl im entsprechenden Text als auch aus dem Text ausgesondert. Ihr temporaler Status wird sogleich evident. Es besteht kein Zweifel, daß *Ich schreibe, Ich schrieb* zu verschiedenen temporalen Ebenen gehören und durchaus nicht austauschbar sind. Es gibt nur eine Form (Futur II), die in syntaktischer Ruhelage auch (vielleicht sogar in erster Linie) nicht temporal, sondern modal aufgefaßt wird, und sie wurde ja dementsprechend in der neuesten Forschung (auch in den vorigen Ausgaben des vorliegenden Buches) eben als eine periphere Form des Temporalfeldes behandelt, als eine Übergangsform usw. Aber der schwankende Status dieser einen Form kann doch nicht das ganze temporale Gebäude der verbalen Temporalformen ins Schwanken bringen. Daß die temporalen Bedeutungen dieser Formen sich von anderen (aktionsartmäßigen, modalen, funktional-stilistischen) in ihren verschiedenen Abzweigungen überlagern lassen, ist gewiß eine Tatsache, die die größte Aufmerksamkeit erfordert. Aber sie ändert nichts an dem Grundstatus der Temporalformen.

Deswegen behalte ich grundsätzlich meine Auffassung der temporalen Verbalformen als Formen mit temporaler Semantik bei.

Dies bedeutet nicht, daß die sehr vielen neuen Arbeiten zu diesem Problem überhaupt unfruchtbar seien. Sie bringen, allerdings in verschiedenem Maße, neue Beobachtungen, decken detailliertere Tendenzen auf, die beim Gebrauch von synonymen temporalen Formen wirksam sind, versuchen die obligatorischen Gebrauchsweisen von den fakultativen zu unterscheiden. Es sei hier auf einige der neuen Arbeiten hingewiesen, die das ganze System der deutschen Temporalformen zu umfassen versuchen: 213; 275; 271; 338; 335; 409; 410; 168.

Bei der Beschreibung einzelner Temporalformen werden noch manche neueren Schriften zu dieser Problematik genannt werden.

1. **Präsens.** Die Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweisen und Bedeutungsschattierungen des Präsens ist mit der Kompliziertheit der Gegenwart als einer Stufe im konkreten Zeitverlauf verbunden.

Das Präsens bezeichnet vor allem den Zeitpunkt, sozusagen den Augenblick, der mit dem Redemoment zusammenfällt: *Sieh mal, jetzt springt er!*

Aber der Gegenwartsaugenblick hängt organisch mit den vorhergehenden und nachfolgenden Augenblicken zusammen, bildet mit ihnen eine ununterbrochene Gegenwartslinie. Die meisten Handlungen sind nicht punktuell, vollziehen sich nicht in einem Augenblick, sondern in einer größeren oder kleineren Zeitspanne, und wenn der Gegenwartsaugenblick in diese Zeitspanne fällt, so wird sie als Ganzes zur Gegenwart, die natürlich durch das Präsens bezeichnet wird: *Er sitzt und liest.*

Die Handlung kann sich auch mit Unterbrechungen vollziehen, und eine von diesen Unterbrechungen kann gerade mit dem Gegenwartsaugenblick, also mit dem Redemoment, zusammenfallen. Aber wenn es eben nur eine Unterbrechung ist, wenn der gesamte Zeitverlauf um den Gegenwartsaugenblick herum von der betreffenden Handlung erfüllt ist, so gehört doch dank der allgemeinen Kontinuität der Zeit diese Handlung zur Gegenwart. Sehr oft erscheint das Präsens mit dieser Bedeutung in der I. Person — wenn der Redende spricht, ist er natürlich in der Regel nicht imstande, irgendeine andere Tätigkeit auszuüben. Wenn er sagt *Ich lese,* so hat er aller Wahrscheinlichkeit nach eben in diesem Augenblick sein Lesen unterbrochen. Aber der Gegenwartsaugenblick schmilzt hier so sehr mit seiner zeitlichen Umgebung zusammen, daß für die gesamte Gegenwartslinie doch das Lesen als die eigentliche Handlung erscheint.

Auch die iterativen (sich wiederholenden) Handlungen, wenn der Gegenwartsaugenblick in ihren Bereich fällt, d. h. von ihnen irgendwie umgrenzt wird, gehören als solche zur Gegenwart: *Er arbeitet in der Fabrik; Er tritt als Schauspieler auf.*

Die grammatische Gegenwart beschränkt sich also nicht auf den Redemoment. Alle Zeitabschnitte, die den Redemoment miteinbeziehen (nicht als äußere Grenze, sondern als einen der innerhalb dieses Abschnitts fallenden Zeitpunkte), gehören zur grammatischen Gegenwart, zum Präsens, und das widerspricht dem eigentlichen Wesen der Gegenwart als einer philosophischen und physikalischen Kategorie auf keine Weise, weil hier ein tatsächlicher Zusammenhang zwischen dem

Gegenwartsaugenblick und der betreffenden Handlung in ihrem Verlauf vorhanden ist.

Diese Tatsache erklärt auch, weshalb das Präsens zur Bezeichnung der (in bezug auf die Zeit) praktisch unbegrenzten Handlungen und der «panchronischen», d. h. immer gültigen Sachverhalte verwendet wird. Vgl. *Die Erde dreht sich; Arbeit und Wärme sind verschiedene Formen der Energie.* Eben der (im zeitlichen Sinne) allumfassende Charakter solcher Handlungen und Sachverhalte macht es, daß sie auch für den Gegenwartsaugenblick aktuell und gültig sind.

Es ist auch von großer Bedeutung, daß das Präsens als die Ausgangs- und Normalstufe des Temporalsystems, als die zeitliche «Ruhelage» erscheint, in dem es die Koordinatenachse bezeichnet, von welcher aus die Zeitverhältnisse bestimmt und berechnet werden. Das Präsens ist also das unmittelbar Gegebene im System der Zeitformen. Deswegen ist es durchaus natürlich, wenn die Handlungen und Sachverhalte, die in gleicher Weise zur Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gehören, eben von dem Präsens als der temporalen Normalstufe bezeichnet werden.

Es gibt aber noch eine semantische Eigentümlichkeit des Präsens als der Gegenwartsform, die einige Besonderheiten in seinem Gebrauch erklärt. Der Gegenwartsaugenblick ist das zeitlich Nächste, das Greifbarste, und wenn man eine vergangene oder zukünftige Handlung lebendiger und handgreiflicher vor Augen führen will, so ist die Wiedergabe dieser Handlung im Präsens das einfachste Mittel dazu. Das ist der Sinn des Praesens historicum mit allen seinen Abarten, von entsprechenden Abschnitten in langen schriftlichen Erzählungen und Berichten an bis zu kurzen Sätzen:

Ich schoß meine Pistolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. (Heine)
Komme ich gestern nach Hause. Da sitzt schon der Karl und wartet auf mich (umgangssprachlich).

Viel differenzierter behandelt das Praesens historicum Wilmanns, aber auch für ihn ist es ein Mittel der Vergegenwärtigung des Vergangenen (III, I, 184—186).

Andererseits bohrt sich der Gegenwartsaugenblick unausgesetzt in die Zukunft hinein und verbindet sich auf diese Weise mit den Handlungen und Vorgängen, die in nächster Zeit geschehen sollen. Deswegen ist das Präsens geeignet, auch die Zukunft zu bezeichnen, besonders wenn es sich um die nahe, «greifbare» Zukunft handelt, und die Situation oder der Kontext keine Verwechslung der realen Zeitsphären zulassen:

Also höre, Junge, ich gehe! Vielleicht bin ich in einer Stunde zurück, vielleicht auch schon früher. (Bredel)

Diese Fähigkeit des Präsens, in Verbindung mit seiner modalen Bestimmtheit die Zukunft zu bezeichnen, erklärt auch seine Verwendung zur Bezeichnung eines Befehls, der gewöhnlich sehr energisch ausfällt: *Jetzt gehst du nach Hause!*

Wir haben die wichtigsten Funktionen des Präsens kurz charakterisiert. Man könnte gewiß auch ganz andere Tatsachen zur Erklärung dieser Funktionen heranziehen, z. B. die Entwicklung dieser Zeitform

aus dem Durativ, einer Aktionsart, die die Dauer des Vorgangs bezeichnet, wie es mit großer Glaubwürdigkeit für das Präsens der germanischen Sprachen angenommen wird. Vom Standpunkt des grammatischen Systems der modernen Sprache aus war es aber wichtig zu zeigen, daß die einzelnen Gebrauchsweisen des Präsens mit seinem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt — der Bezeichnung des zeitlichen Zusammenfalls mit dem Moment des Redeakts — aufs engste zusammenhängen. Im Gegensatz zu der Auffassung Weisgerbers, der in dem Gebrauch des Präsens nur vereinzelte und unzusammenhängende Funktionen sieht und zu dem Schluß kommt: «Je weiter wir es durchdenken, um so unsicherer wird es, ob unser Präsens immer oder auch nur vorwiegend zeitlich Gegenwärtiges meint» (221), stellt das Präsens auch vom synchronischen Standpunkt aus ein kompliziertes, aber geschlossenes System der Gebrauchsweisen und Bedeutungsschattierungen dar, das zu seinem Mittelpunkt den «Gegenwartsaugenblick», den zeitlichen Zusammenfall mit dem Redemoment hat.

Wenn Brinkmann den Schwerpunkt der einheitlichen Betrachtung des Präsens auf die subjektive Empfindung verlegt, nämlich auf das aktualisierte umfassende «Daseinsgefühl», dem Vergangenes und Kommendes gegenwärtig ist (148, 323), so kommt dabei eine innerpsychologische Besonderheit des Redeprozesses in bezug auf die Bedeutung des Präsens zum Vorschein, die nur eine andere Seite der oben umrissenen und für die deutsche Sprache maßgebenden einheitlichen Bedeutung des Präsens ist.

2. **Die Zeitformen der Vergangenheit.** Die temporale Bedeutung des Perfekts und die des Präteritums sind im wesentlichen synonym. Beide sind Zeitformen der Vergangenheit und können absolut gebraucht werden. Im Süden der deutschsprachigen Gebiete wurde sogar das Präteritum vom Perfekt völlig verdrängt. Doch gibt es in der Literatursprache und in der Umgangssprache des mittleren und nördlichen Deutschlands gewisse Verschiedenheiten im Gebrauch dieser Formen.

Gerade die deutschen Vergangenheitstempora haben das stärkste Interesse der Forscher in den letzten Jahrzehnten an sich gezogen (Hamburger, Weinrich, Hauser-Suida u. Hoppe-Beugel, Gelhaus u. Latzel, Latzel u. a.). Dennoch glaube ich, die Charakteristik, die ich diesen Tempora gebe, nur ganz unwesentlich verändern zu dürfen. Denn meine Richtlinien in der Betrachtung der deutschen Vergangenheitsformen sind m. E. trotz aller Diskussionen nicht widerlegt worden. Aber auf einige der vielen interessanten neuen Beobachtungen in diesem Bereich weise ich hier hin, soweit es mir der Raum erlaubt.

Das Perfekt ist nicht nur eine absolute, sondern auch eine relative Vergangenheitsform: es bezeichnet die Zeit, die der durch das Präsens ausgedrückten Gegenwart vorangegangen ist. Auch als Vorzukunft tritt das Perfekt auf:

Deine Älteste, Anneliese, wird sicher ein tüchtiges Mädel, wenn sie die Zeit überstanden hat, die man bei den Knaben Lausbubenjahre nennt. (Seghers)

Das Perfekt drückt Vorzeitigkeit auch in Beziehung auf verschiede-

ne Bedeutungsschattierungen und Gebrauchsweisen des Präsens, z. B. auf das iterative Präsens aus:

(die Waldbestände)... werden erst ein wenig dünner, wenn man in die Ebene gelangt ist und gegen die Wiesen von Gschaid hinauskommt. (Stifter)

Die beiden Formen unterscheiden sich auch stilistisch. Das Präteritum wird in zusammenhängenden Erzählungen und Berichten gebraucht, das Perfekt dagegen im Dialog, auch zur Bezeichnung einzelner Feststellungen. Dem nach kann in einer Erzählung oder einem Bericht das Perfekt als eine Konstatierung oder Zusammenfassung auftreten:

Mein alter Lehrer hat das alles voraus gewußt. Als wir die erste Nachricht dieser Schlacht erhielten, schüttelte er das graue Haupt. (Heine) Es ist mir oft geschehen, daß das arme Herz dadurch von den Dornen zerrissen wurde, wenn es sich nach den Rosenbüschen, die am Wege blühten, hinauslehnte... (Heine)

Diese Tatsache, die schon von Adelung in ihren Hauptzügen erkannt wurde, hängt mit dem Unterschiede in den Funktionen und in dem Bedeutungsgehalt der betreffenden Formen zusammen.

Was seine Funktion betrifft, so erscheint das Perfekt im Dialog als auf den Redemoment bezogen, drückt also die Vergangenheit in bezug auf die Gegenwart aus, was seinem relativen Wesen entspricht:

Papke telefonierte: «Hast du schon gehört, Carl?» (Bredel)

Was aber den Bedeutungsgehalt des Perfekts betrifft, so ist es dabei sehr wesentlich, daß das Perfekt sich ursprünglich als eine resultativ-perfektive Form entwickelt hat und daß in manchen Fällen Spuren dieser alten Bedeutung auch in der modernen Sprache bemerkbar sind. Wenn in einer zusammenhängenden Erzählung die einzelnen zur Vergangenheit gehörenden Vorgänge recht verschiedenartig vom Standpunkt der Aktionsart aus verlaufen, so wird dieser Unterschied zuweilen durch den Wechsel von Präteritum und Perfekt zum Ausdruck gebracht. Das Präteritum bezeichnet dabei gewöhnlich die dauernden, das Perfekt die abgegrenzten, momentanen, resultativen Vorgänge:

Er **hat** *sich sofort von mir* **weggedreht,** *dachte Franz in seiner Apfelkammer, er* **ist** *ans Fenster* **gegangen,** *er* **hat** *mein kleines Fenster* **ausgefüllt.** *Es* **war** *Abend, Winter. Ich* **habe** *dann das Licht* **angemacht.** *Georg* **saß** *rittlings auf seinem Stuhl. Sein schönes braunes Haar* **fiel** *ihm dicht und starr vom Wirbel* **ab,** *er* **schälte** *für sich und mich Apfelsinen (Seghers). Sie* **wußte** *viele alte Volkslieder und* **hat** *vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung* **geweckt,** *wie sie gewiß den größten Einfluß auf den jungen Poeten* **ausübte.** *(Heine)*

Verbreitet ist auch das resultative Plusquamperfekt. Bei den zeitlichen Abstufungen der Vorgänge in der Sphäre der Vergangenheit wird als Vorvergangenheit oft ein solcher Vorgang empfunden, der während des Eintritts eines anderen schon vollendet ist:

Indessen **hatte** *sich der Regen wirklich* **gelegt,** *und die Sonne* **beschien** *sogar die weite Gegend. (Keller)*

In den Vordergrund tritt die perfektive Bedeutung in dem Beispiel:

Diese Lippen **brauchten** *nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei*

hatte ausgeklingelt *(Heine)*. Das Plusquamperfekt kann auch konstatierend auftreten und sich überhaupt dem absoluten Gebrauch der Zeitformen nähern. Vgl.

Während dieser Zeit **war** Gritli wie von der Erde **verschwunden,** *man* **sah** *sie nirgends und* **hörte** *nichts von ihr, so eingezogen* **lebte** *sie. (Keller)*

Doch ist eine solche aktionsartgemäße Differenzierung der Zeitformen der Vergangenheit keineswegs immer vorhanden. Häufiger wird der Wechsel von dauerhaften und abgeschlossenen Handlungen grammatisch nicht ausgedrückt:

Fritz Mengers, aschfahl, **sah** *plötzlich zu Hardekopf hin. Ihre Blicke* **begegneten** *sich für Sekunden. Aber dann* **tat** *Mengers das Unbegreifliche, er* **wandte** *sich wieder dem Ofen zu,* **setzte** *ruhig die Schutzbrille auf und* **starrte** *in den Tiegel,* **verrichtete** *seine Arbeit. Da* **durchfuhr** *Hardekopf Schreck und Entsetzen! (Bredel)*

Das Plusquamperfekt dient oft seinerseits zur Bezeichnung der Vorvergangenheit ohne Rücksicht auf ihre Vollendung oder Nichtvollendung in bezug auf die nachfolgenden Vorgänge. Das Plusquamperfekt bezeichnet sowohl einen solchen Vorgang, der zum Beginn des folgenden Vorgangs gänzlich abgeschlossen ist, als auch einen solchen, der noch andauert, während der folgende schon im Gange ist:

Seine Frau — die Trauung **hatte** *vor einigen Tagen in aller Stille* **stattgefunden** *— trippelte mit kleinen Schritten heran (Bredel). Bei ihrem Eintritt* **hatte** *die Tochter einen Seufzer der Erleichterung* **ausgestoßen.** *Jetzt* **war** *alles nicht mehr so arg. (Bredel)*

Die Fähigkeit des Perfekts, in die präsentische Gegenwart, des Plusquamperfekts, in die präteritale Vergangenheit hineinzuragen, ist eine der Vorbedingungen für den Übergang in der zusammenhängenden Erzählung von diesen zusammengesetzten Zeitformen zum Präsens bzw. zum Präteritum, also zu den Zeitformen, die in dieser Redegattung sozusagen als zeitliche Ruhelage erscheinen. Da es sich dabei gewöhnlich auch um den Ausdruck der relativen Zeitverhältnisse handelt, so wird das allgemeine Bild des Tempusgebrauchs im Deutschen außerordentlich bunt. Besonders kompliziert wird es beim Gebrauch des Perfekts und Plusquamperfekts als absoluter Zeitformen, da hier die verschiedenen Zeitstufen in der Vergangenheitssphäre formell nicht scharf voneinander geschieden werden: als Vorvergangenheit können hier alle drei Vergangenheitsformen erscheinen.

Wenn das Perfekt als absolute Vergangenheitsform oder überhaupt als Hauptform des Berichtes gebraucht wird, drückt man die Vorvergangenheit in der Form des Plusquamperfekts oder des Perfekts aus, ganz selten in der Form des Präteritums:

Der Platzschuster **ist,** *ehe er das Haus* **angetreten hat,** *ein Gemsenwildschütze* **gewesen** *und* **hat** *überhaupt in seiner Jugend, wie die Gschaider sagen, nicht gut* **getan.** *Er* **war** *in der Schule immer einer der besten Schüler* **gewesen, hatte** *dann von seinem Vater das Handwerk* **gelernt, ist** *auf Wanderung* **gegangen** *und* **ist** *endlich wieder* **zurückgekehrt.** *Statt, wie es sich für einen Gewerbsmann* **ziemt** *und wie sein Vater es zeitlebens* **getan,** *einen schwarzen Hut zu tragen,* **tat** *er*

einen grünen auf, steckte noch alle bestehenden Federn darauf und **stolzierte** *mit ihm und mit dem kürzesten Lodenrocke herum, während sein Vater immer einen Rock von dunkler, womöglich schwarzer Farbe* **hatte,** *der auch, weil er einem Gewerbsmanne* **angehörte,** *immer sehr weit* **herabgeschnitten sein mußte.** *(Stifter)*

Statt des Plusquamperfekts kann in der Erzählung zur Bezeichnung der Vorvergangenheit (in der Vergangenheit) das Präteritum stehen (s. weiter unten). Aber wenn die Vorvergangenheit eine abgeschlossene ist, steht das Plusquamperfekt (vgl. 234, 162—170). Perfekt ist dagegen obligatorisch, wenn es auf der präsentischen Ebene eine «zum Zeitpunkt des Sprechakts noch wirksame Abgeschlossenheit bezeichnet» (234, 51—61). Obligatorischer Gebrauch der Vergangenheitsformen ist in gewissen Kontexten einigen verbalen Lexemen eigen. Eine entschiedene Tendenz zum Präteritum auf der Vergangenheitsebene weist das Verb *sein* auf.

Auf die Wahl der Vergangenheitsformen des Verbs wirken auch rhythmische Gründe, was besonders H. Paul betont (IV, 153—155). Auf diese Weise erklärt sich z. B. nach Paul der Wechsel bei Schiller: *Wir* **waren** *Troer! Troja* **hat gestanden.** Es scheint auch, daß die Verben mit trennbaren Vorsilben oder ähnlichen Formen der Zusammensetzung in Hauptsätzen und selbständigen Sätzen (in der Literatursprache) weniger geneigt sind, in den zusammengesetzten Formen aufzutreten als andere Verben: sie bilden den verbalen Satzrahmen auch ohne Verwendung von Hilfsverben. Auch die Negation *nicht* wirkt in derselben Richtung. Vgl.

Ich liebt'ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüber. Ich **hab'***ihn nie* **verflucht...** *(Goethe)*

So wird der Gebrauch der Zeitformen der Vergangenheit im Deutschen von dem Zusammenwirken mehrerer Faktoren geregelt, die, oft sogar in entgegengesetzter Richtung wirkend, die Wahl der Form beeinflussen.

Auch die Reihenfolge der Verben ist für die Wahl der Zeitformen von großer Bedeutung. Wenn in der Erzählung die Vorgänge in der Reihenfolge erwähnt werden, wie sie geschehen sind, so genügt die Beibehaltung einer und derselben Zeitform (in der Sphäre der Vergangenheit gewöhnlich des Präteritums), um den zeitlichen Verlauf festzustellen. Wenn aber die Reihenfolge der Verben mit dem tatsächlichen Verlauf nicht zusammenfällt, so müssen die relativen Zeitformen verwendet werden. Falls sie nicht ausreichen, so dient oft die Abwechslung der Formen als solche zur Bezeichnung der Ungleichzeitigkeit. Wie oben schon ausgeführt wurde, kann sogar ein Präteritum die Vorzeitigkeit in bezug auf das Plusquamperfekt ausdrücken (oft mit Hilfe von Adverbialbestimmungen):

Frau Hardekopf hatte die bucklige Nachbarin Frau Bollers, die nicht schnell genug Platz machte, beiseitegeschoben. (Bredel)

Oder die Ungleichzeitigkeit bleibt überhaupt grammatisch unbezeichnet und wird nur aus dem Kontext verständlich.

Zuweilen kommt es zu Kontaminationen von verschiedenen

Zeitformen, sowohl einer Vergangenheitsform mit dem Präsens als auch von Vergangenheitsformen miteinander. Nach der Meinung von J. E. Heyde erklärt sich das Präteritum in der Frage des Schaffners in der Straßenbahn *«Wer* **war** *noch nicht* **abgefertigt?»** als Zusammenziehung (Raffung) von Präsens und Perfekt. Eigentlich sollte die Frage lauten: *«Wer ist noch im Wagen anwesend, den ich noch nicht abgefertigt habe?»*, wobei der Redende zweierlei im Auge hat: einmal die gegenwärtige Anwesenheit von Personen und Fahrgästen, sodann die Tatsache, daß er früher schon eine bestimmte Anzahl von ihnen abgefertigt hat (Heyde, 271; zitiert nach Kluge, 113). Allerdings sieht Kluge in diesem Gebrauch eher einen Versuch, die Frage etwas höflicher, nicht so zudringlich zu gestalten («Verschleierung») (vgl. Kluge, 40).

Als eine Art der Kontamination von schriftsprachlichem Präteritum und umgangssprachlichem Perfekt sieht J. Trier den Gebrauch des Plusquamperfekts an in solchen Sätzen wie *«Ich* **war** *in der Stadt* **gewesen»**, als Antwort auf die Frage *«Na, was hast du denn heute morgen gemacht?»* Es ist nach Trier das Ergebnis der Unsicherheit, die den Leuten im deutschsprachigen Süden eigen ist, die in ihrer Umgangssprache kein Präteritum kennen, aber versuchen, die schriftsprachliche Redeform nachzuahmen. So kommt es zu falschen, «hyperkorrekten» Formen, sogar zum Gebrauch des Präteritums im Gespräch: *Stör ich euch beim Essen? Nein, wir* **aßen** *schon* (18—19).

Als eine Folge des Präteritumschwundes erscheint in der Umgangssprache auch ein «gesteigertes» Perfekt, um das schriftsprachliche Plusquamperfekt zu ersetzen: *Auf der langen Bahnfahrt hat der Karl einen furchtbaren Hunger gekriegt. Am Morgen* **hat** *er nämlich kein Frühstück* **gegessen gehabt** (s. 173, 89—90; 380, 19; 410, 103—105). Es entsteht hier somit ein Ansatz zu einer Erweiterung des Systems der «Vorzeitigkeit» im deutschen Verbalsystem. Nicht nur zur Bildung von «gesteigerten» (doppelten) Perfekt- bzw. Plusquamperfektformen, die als Synonyme des Perfekts bzw. Plusquamperfekts auftreten, sondern auch zur Bildung einer Art Vorvergangenheit des Perfekts.

Aber solche Bildungen kommen äußerst selten vor. (Über entsprechende Erscheinungen in den Mundarten vgl. 39, 531—532.)

3. **Die Zeitformen der Zukunft.** In der Sphäre der Zukunft gestaltet sich der Gebrauch der Zeitformen etwas anders als in den anderen Zeitsphären.

Das Wesentlichste dabei ist die mächtige Entwicklung der modalen Bedeutung, die beim Futur II fast alleinherrschend ist. *Er* **wird gekommen sein** wird in der Regel nicht zur Bezeichnung der Vergangenheit in der Zukunft verwendet, sondern zur Bezeichnung einer Vermutung, einer Annahme — «Wahrscheinlich ist er gekommen».

Auch das Futur I kann eine gemilderte Behauptung, eine Vermutung ausdrücken, besonders das Futur I von dem Verb *sein* + Prädikativ, seltener auch von anderen Verben: *Er* **wird** *jetzt wohl im Zuge* **sitzen** «Wahrscheinlich sitzt er jetzt im Zuge». Oft hat das Futur I imperativische Bedeutung: *Du* **wirst** *sogleich nach Hause* **gehen!**

Deswegen wurde der temporale Status des Futurs, wie bereits erwähnt, von vielen Forschern angezweifelt (z. B. Weisgerber, Brinkmann, Bartsch, Vater). Nach H. Vater ist *werden* überhaupt nur eine Abart von Modalverben. R. Brons-Albrecht unterstützt diese Auffassung durch Zählungen, die eine sehr geringe Beteiligung des Futurs I an der Bezeichnung des Zukünftigen in der gesprochenen deutschen Standardsprache beweisen. Aber alle solche Erwägungen scheitern an der Tatsache, daß im Zustand der syntaktischen Ruhelage nur die Form *werden* + Infinitiv eindeutig, ohne Beimischung irgendwelcher anderer Bedeutungsschattierungen das Zukünftige bezeichnet. Es werden auch Versuche unternommen, ein System der Gebrauchsweisen des Futurs I in Abhängigkeit von der Person des Verbalparadigmas aufzubauen.

L. Weisgerber betont, daß verschiedene Personen des Futurs I verschiedene Bedeutungsschattierungen aufweisen:

Die 1. Person verbindet die Bezeichnung der Zeitsphäre mit dem Ausdruck der willensmäßigen Einstellung des Sprechenden *(Ich werde mich darum kümmern).* In der 2. Person ist die Zeitsphäre nur bei Voraussagen stärker ausgeprägt *(Du wirst noch einmal im Gefängnis enden),* sonst drückt diese Form «eine sehr nachdrückliche Art des Befehlens» («Heischefutur») oder eine Vermutung aus *(Du wirst jetzt wohl Hunger haben).* Für die 3. Person ist vor allem der letztgenannte modale Gebrauch charakteristisch (394, 221—222).

Doch sind die Personen des Futurs, wie Weisgerber selbst zugibt, nicht streng voneinander geschieden. Auch in der 3. Person ist z. B. die temporale Bedeutung durchaus möglich:

«Der Tag **wird kommen,** *wo das Heer mit uns* **gehen wird»,** *entgegnete Brenten zuversichtlich. (Bredel)*

Die temporale Verwendung bleibt doch das, was dem Gebrauch aller Personen des Futurs I gemeinsam ist, was also die Einheitlichkeit dieser Form vom Standpunkt ihres Bedeutungsgehalts aus sichert. Nicht minder wichtig ist es, daß eben der spezifische temporale Bedeutungsgehalt des Futurs (Bezeichnung der Zukunft!) eine natürliche Grundlage für alle anderen, modalen Bedeutungsschattierungen und Gebrauchsweisen des Futurs I bildet, da die Zukunft, besonders die entlegenere, oft, sogar gewöhnlich, nicht mit Sicherheit vorhergesagt werden kann. Das alles rechtfertigt vollständig die traditionelle Auffassung des Futurs I als einer temporalen Kategorie, die sich in das System der Zeitformen zwanglos einfügt.

Wenn aber das Futur I eine Zeitform ist, so wird es verständlich, weshalb auch die Fügung *werden* + Infinitiv II als eine temporale Kategorie angesehen wird. Es ist das Bedürfnis nach sowohl inhaltlicher als auch formeller Symmetrie, das sich hier kundgibt. Neben den absoluten Zeitformen (Präsens und Präteritum) stehen relative Zeitformen (Perfekt und Plusquamperfekt); also ist zu erwarten, daß auch neben dem absoluten Futur I eine relative Zeitform erscheinen wird. Die relativen Zeitformen Perfekt und Plusquamperfekt werden mit Hilfe des Partizips II gebildet. Also muß in der Sphäre der Zukunft eine Form mit dem Infinitiv II gebildet werden, die aus Partizip

II + *haben* oder *sein* besteht. Von allergrößter Wichtigkeit ist es aber, daß diese «Ausbreitung» des Systems der verbalen Zeitformen sich tatsächlich im Sprachbau selbst vollzieht, was seinem allgemeinen Systemcharakter entspricht. Die Fügung *werden* + Infinitiv II besitzt eben die Fähigkeit, einen Vorgang zu bezeichnen, der einem anderen in der Sphäre der Zukunft vorangeht:

Du wirst es schaffen... Aber wenn du es **geschaffen haben wirst,** *werde ich nicht mehr bei dir sein. (Fallada)*

Und das ermöglicht der grammatischen Theorie diese Fügung, obschon sie unvergleichlich häufiger in der modalen Bedeutung auftritt, als ein Glied des temporalen Systems aufzufassen, das sonst unsymmetrisch wirken würde. Die Forderungen des Systems spielen dabei eine größere Rolle als das Schwergewicht des Bedeutungsgehalts der betreffenden Form, aber auch die temporale Auffassung dieser Fügung hat, wie wir also gesehen haben, eine objektive Stütze. Der hier obwaltende «Systemzwang» ist kein blinder und den sprachlichen Tatsachen zuwiderlaufender Zwang: es werden nur aus der Fülle der Aspekte, die die betreffende Erscheinung charakterisieren, einige als strukturell besonders wichtige hervorgehoben.

Von Wichtigkeit ist es, daß das Futur II in temporaler Bedeutung tatsächlich vorkommt, wenn auch selten. Nach den Zählungen von Gelhaus ist in seinem Material das temporale Futur II durch 6 Belege vertreten und das modale Futur II durch 37 (211, 150). Es ergibt sich daraus, daß das temporale Futur II im heutigen Deutsch immerhin 14% der Gesamtzahl des Futurs II ausmacht. Das ist wenig, aber doch nicht verschwindend wenig, so daß man diese real existierenden Formen keineswegs übersehen darf. Und bei der Charakteristik des Wesens einer Form sind die quantitativen Angaben über ihren Gebrauch keineswegs immer die entscheidenden.

Mit Ausnahme des Futurs I werden alle zusammengesetzten Zeitformen des Verbs mit Hilfe des Partizips II gebildet. Eben die spezifische temporal-aktionsartmäßige Bedeutung der Vollendung, der Abgeschlossenheit, die dem Partizip II innewohnt und die sich auf den Bedeutungsgehalt des Partizips II gründet (vgl. § 36), gewährleistet die Bezeichnung der vorangehenden Zeitstufen in der Sphäre der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft durch die relativen Zeitformen (Perfekt, Plusquamperfekt, Futur II).

Auch in vielen anderen Fügungen kommt der temporal-aktionsartmäßige Bedeutungsgehalt des Infinitivs II (dank dem Partizip II) zum Vorschein:

Beim Abendessen äußerte sie nachdenklich, jemand könnte früh die Kuh schon **ausgemolken haben,** *ehe sie in den Stall kam. (Lotsche)*

Durch den Infinitiv II ist hier ganz offensichtlich die Vorvergangenheit zum Ausdruck gebracht, und die Konstruktion erscheint als eine Parallelform zum Plusquamperfekt.

Auch das Partizip II in Verbindung mit den Verben *erhalten, bekommen, kriegen* hat oft nicht nur einen spezifischen passivischen Sinn, sondern auch eine gewisse relative zeitliche Bedeutung, die z. B. an die des Perfekts erinnert.

Wir müssen erst einmal abwarten, ob wir überhaupt Land **zugeteilt erhalten.** *(Gotsche)*

Die Fügung *zugeteilt erhalten* tritt hier als eine Parallelform zum Futur II auf.

Doch können alle derartigen Fügungen natürlich nicht zum System der verbalen Zeitformen als besondere Kategorien gerechnet werden. Sie treten nur sporadisch auf und, was vielleicht nicht minder wichtig ist, nehmen keine besondere Stelle in dem Zeitformensystem ein, sondern bilden nur Synonyme zu den «normalen» Zeitformen.

Im Gegensatz zu den Fügungen mit dem Partizip II drückt das Partizip I in bezug auf die Zeitform des prädikativen Verbs in der Regel die Gleichzeitigkeit aus, d. h. an und für sich ist es eigentlich in temporaler Hinsicht neutral.

Das Gerundiv — die Konstruktion *zu* + Partizip I mit dem Bedeutungsgehalt eines notwendiger- oder möglicherweise bevorstehenden Vorgangs — kann sowohl die Gleichzeitigkeit als auch besonders oft die Nachzeitigkeit in bezug auf die Zeitstufe der prädikativen Verbalformen ausdrücken:

Am nächsten Tage zerstreuten sich die Herren..., nicht ohne nochmals die **zu gründende** *Sturm-und-Drang-Periode kräftiglich besprochen zu haben. (Keller)*

Sie kann auch, wenn die Konstruktion eine Möglichkeit bezeichnet, für alle Zeitsphären gültig sein:

Ein kalter Regen... mahnte und sprach von Tränen und schwer **zu überwindender** *enttäuschter Liebe. (B. Uhse)*

Aber zum eigentlichen Zeitformensystem des deutschen Verbs gehören auch diese temporal gefärbten Wortarten und Fügungen nicht.

§ 39. Die Modi (Aussageweisen)

Auch die verbalen Modi im Deutschen sowie das Problem der Modalität im allgemeinen riefen in der letzten Zeit reges Interesse hervor. Es wurden verschiedene Arten der Modalität besprochen und die Gebrauchsweise der Modalformen des verbalen Paradigmas debattiert. (Eine Übersicht über die Auffassung des Konjunktivs in einigen bekannten Grammatiken der deutschen Sprache bringt K. Magnusson.)

Auch die Kategorie des Modus gehört zu den kommunikativ-grammatischen Kategorien des Verbs. Zwei Arten der Beziehung, zum Kommunikationsprozeß und zu dem Sprechenden als der handelnden Person dieses Prozesses, drücken sich in dem modalen System des deutschen Verbs aus: die Einschätzung der Realität des von dem Verb bezeichneten Vorgangs, die von seiten des Sprechenden erfolgt (wir werden diese Einschätzung als die «Modalität im engeren Sinne des Wortes» oder einfach als «Modalität» bezeichnen), und die Aufgabe, die der Satz im Kommunikationsprozeß erfüllt (diese Abart der Modalität werden wir als «Kommunikationsaufgabe» bezeichnen).

Vor allem dient die Gegenüberstellung Indikativ — Konjunktiv dem Ausdruck der Modalität im engeren Sinne. Der Indikativ bezeichnet

dabei (mit Ausnahme einiger Konstruktionen: Futur II, zum Teil Futur I, Konstruktionen mit Modalverben) die Einschätzung des Vorgangs als eines realen, der in der Wirklichkeit stattfindet, stattgefunden hat oder stattfinden wird. (Die Verbindung mit einer Negation verleiht dem Indikativ eine entgegengesetzte, verneinende, aber ebenso bestimmte und eindeutige modale Bedeutung.) Der Konjunktiv, soweit er in seiner syntaktischen Ruhelage bestimmt werden kann, was allerdings sehr schwierig ist, da die Konjunktivformen in ihren verschiedenen Funktionen ganz verschiedene Bedeutung aufweisen, bezeichnet dagegen die Einschätzung des Vorgangs als eines nur potentialen oder sogar irrealen, dessen Existenz also mehr oder weniger unbestimmt ist. Verschiedene Formen des Konjunktivs bezeichnen verschiedene Grade dieser «Irrealität»: Vermutung, Zweifel, völlige Irrealität. Doch sind auch einige Formen des Indikativs und Konjunktivs imstande, die Verschiedenheiten in der Kommunikationsaufgabe auszudrücken (imperativisch sind Präsens und Futur I des Indikativs, Präsens des Konjunktivs, besonders in der unbestimmt-persönlichen Form: *Man nehme...)*. Sehr wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Möglichkeit, mit Hilfe des Konjunktivs Vorgänge als Erwünschtes zu gestalten (die optative Funktion des Konjunktivs). Von der imperativischen Bedeutung unterscheidet sich die optative dadurch, daß der Optativ sich nicht unmittelbar an einen Teilnehmer des Redeakts richten soll.

Zum Ausdruck der kommunikativen Aufgabe dient vor allem der Imperativ, der das wichtigste Mittel zur Bildung der Befehlssätze (Heischesätze) ist. Dem Indikativ und Konjunktiv steht der Imperativ als den Formen gegenüber, die den Aussagesatz bilden. Die Absonderung von der dritten Gattung der Sätze, die sich durch ihre Kommunikationsaufgabe unterscheiden, von den Fragesätzen, vollzieht sich nicht auf der Ebene der verbalen Modi, sondern mit Hilfe von syntaktischen und lexikalen Mitteln (s. § 54). Die Eigentümlichkeiten des Bedeutungsgehalts bewirken, daß die Zeitformen beim Konjunktiv und Imperativ einen ganz anderen Charakter annehmen als beim Indikativ.

Dem Wesen des Imperativs, und namentlich seiner Gebundenheit an den Redemoment, entspricht es, daß er nur eine Zeitform kennt, nämlich das Präsens. Auch kommen aus denselben Gründen nicht alle Personen beim Imperativ vor. Klar ausgeprägt sind hier nur die 2. Person Sg. und Pl. und die Höflichkeitsform: *Komm!* (die meisten brechungsfähigen Verben erfahren dabei die Brechung — *Nimm!*, bei einigen anderen Verben ist die Endung *-e* möglich — *Trage!*), *Kommt! Kommen Sie!* Auch die 1. Person Pl. bekommt zuweilen (unter Voranstellung des Verbs) eine Art des Imperativs: *Gehen wir!* (Adhortativ) Häufiger wird diese Konstruktion mit dem Modalverb *wollen* gebildet: *Wollen wir gehen!* Auch das kausative Verb *lassen* wird in solcher Funktion gebraucht: *Laßt uns gehen!* In der 3. Person Sg. kann zur Bezeichnung einer Aufforderung oder eines Wunsches die Konjunktivform (gewöhnlich unter Voranstellung des Verbs) gebraucht werden *(Er gehe...; Gehe er...)*, es überwiegt aber die Verwendung von Modalverben *(Soll*

er gehen; Er soll gehen). (Über verschiedene andere Mittel zur Bezeichnung des Befehls vgl. § 54.)

Im Gegensatz zum Imperativ besitzt der Konjunktiv nicht nur die 6 Zeitformen, die im Indikativ vorkommen, sondern noch 2 weitere: Konditional I und II: *Ich würde spielen — Ich würde gespielt haben.* Aber der modale Gehalt überwiegt in den Formen des Konjunktivs, Konditional miteingerechnet, ganz entschieden, so daß ihr temporaler Wert sich von dem der entsprechenden Formen des Indikativs grundsätzlich unterscheidet. Es wirkt dabei auch eine rein morphologische Erscheinung: der vollständige Zusammenfall der Formen des Konjunktivs und Indikativs im Präteritum der schwachen Verben, der in manchen Fällen die zusammengesetzten Vergangenheitsformen bevorzugen läßt. (Bei dem Hilfsverb *sein* sind die Konjunktivformen klar von den Indikativformen geschieden, bei *haben* ist diese Unterscheidung besonders klar im Präteritum: *ich hatte — ich hätte, ich bin — ich sei.)*

Wenn man das Allerwesentlichste im Zeitgebrauch der Konjunktivformen bestimmen will, so kann man sagen, daß es bei absoluter Verwendung des Konjunktivs zwei Zeitsphären gibt: die gegenwärtig-zukünftige Sphäre, die vom Präsens, Präteritum und Konditional I ausgedrückt wird, und die Sphäre der Vergangenheit, die im Plusquamperfekt und Konditional II ihren Ausdruck findet. (Perfekt und Futur werden als absolute Zeitformen fast gar nicht gebraucht.)

Wichtiger ist aber die Verteilung der verschiedenen Funktionen des Konjunktivs auf seine einzelnen Zeitformen.

Die Bedeutung des Optativs ist dem Präsens, Präteritum und Plusquamperfekt eigen.

Das Präsens, das auch imperativisch sein kann, drückt einen erfüllbaren oder bereits in Erfüllung gehenden Wunsch aus: *Sei mir gegrüßt, du große, geheimnisvolle Stadt... (Heine)*

Präteritum und Plusquamperfekt drücken die schwerlich oder gänzlich unerfüllbaren, auch bereits durch die Wirklichkeit widerlegten Wünsche aus, die in der Sphäre der Gegenwart (Präteritum) oder in der Sphäre der Vergangenheit (Plusquamperfekt) liegen: *Käme er endlich! — Wäre er gekommen!* In der Umgangssprache kommt auch der optative Konditional vor: *Wenn er doch kommen würde!*

Es wird allerdings angezweifelt, ob die Begriffe «Erfüllbarkeit» — «Unerfüllbarkeit» die Semantik des Konjunktivs kennzeichnen können. So steht nach W. Flämig (336, 122) die Semantik des Konjunktivs I als die der allgemeinen Aufforderung oder des aktiven Willens der des Konjunktivs II als der eines passiven Wunsches gegenüber. Aber dies schließt die Opposition «erfüllbar» — «unerfüllbar» gar nicht aus.

Die Bedeutung des Potentialis-Irrealis ist dem Präteritum, Plusquamperfekt und den beiden Formen des Konditionals eigen. Beim Präteritum, das sich wie der Konditional I auf die Gegenwart und die Zukunft bezieht, sind die Schattierungen der Möglichkeit und der Unmöglichkeit besonders zahlreich. Es kommen vor: völlige Unmöglichkeit (Irrealis im eigentlichen Sinne des Wortes: *Wenn ich nicht so alt wäre, so...)*, eine Möglichkeit, deren Verwirklichung nur von

verschiedenen Bedingungen abhängt *(In diesem Fall könnte ich rechtzeitig nach Hause kommen* — freilich fällt dann die Verwirklichung der Möglichkeit in der Regel in die Zukunft), eine Tatsache, die aber nicht ganz gewiß ist *(Es dürfte noch nicht zu spät sein)*, eine nicht zu bezweifelnde Tatsache, die nur aus Höflichkeitsgründen in gemilderter Form ausgedrückt wird *(So weit wären wir)*. Bei dem Plusquamperfekt, das die Vergangenheit bezeichnet, ist der Unterschied zwischen dem Irrealis und Potentialis oft weniger bedeutend, da die Handlung jedenfalls nicht vollzogen wurde. (Das Plusquamperfekt gehört der Sphäre der Vergangenheit an.)

Einige von den Schwankungen, die in dem irreal-potentialen Gehalt eines Satzes mit dem Plusquamperfekt Konjunktiv möglich sind, kann man am folgenden Beispiel zeigen, wo der Satz *Ich hätte ihn aufgenommen* dreimal wiederkehrt:

Ja, gewiß, wenn ich's vorher **gewußt hätte,** *daß das alles so mit ihm kommen wird mit dem «Urteil vollstreckt», ja,— dann* **hätt ich ihn aufgenommen.** *Und vielleicht* **hätt ich ihn überhaupt aufgenommen.** *Ich weiß es jetzt nicht. Das hängt alles an einem Haar. Ja, ich glaube auf einmal, ich* **hätte ihn doch aufgenommen.** *(Seghers)*

Der Konditional II wird wie das Plusquamperfekt Konjunktiv gebraucht, er kommt aber, was auch für den Konditional I gilt, viel seltener in Nebensätzen vor.

Sehr gebräuchlich sind die Vergangenheitsformen des Konjunktivs der Modalverben, besonders von *können, mögen, sollen, dürfen.*

Der relative Gebrauch der Zeitformen des Konjunktivs findet sich nur bei einigen Arten der Nebensätze, die einen irrealen Vergleich ausdrücken und durch die Konjunktionen *als, als ob, als wenn, wie wenn* eingeleitet werden.

Sehr eigenartig ist der Gebrauch des Konjunktivs in den Nebensätzen bei der Wiedergabe der fremden (indirekten) Rede oder Meinung. Im Neuhochdeutschen macht sich in der Umgangssprache die Tendenz geltend, in diesen Sätzen, wenn sie präsentisch sind, statt des historisch überlieferten Konjunktivs den Indikativ zu gebrauchen, selbst nach den Verben der gemilderten Behauptung und der Ungewißheit: *Sie meinte, daß er schon da ist* (vgl. 162, 143). In der Literatursprache bleibt der Konjunktiv hier bestehen (vgl. 256). Dabei verliert der Konjunktiv oft seinen gewöhnlichen modalen Wert und dient eben nur dazu, die fremde Aussage von der des Sprechenden zu unterscheiden. Es lassen sich selbst die unzweifelhaftesten Tatsachen durch den präsentischen Konjunktiv ausdrücken, wenn sie in der indirekten Rede fixiert werden. Z. B. *Helwig erzählte, bleich vor Wut, seine Jacke sei gestohlen. (Seghers)*

Doch scheint es unratsam, daraus den Schluß zu ziehen, daß der Konjunktiv in der indirekten Rede gänzlich seinen Zusammenhang mit den anderen Gebrauchsweisen des Konjunktivs einbüßt und einen besonderen Modus bildet, eben den Modus einer «fremden Aussage» oder des «fremden Urteils» (Strojeva). Denn die Gegenüberstellung der eigenen und der fremden Aussage/Meinung ist ja modal im eigentlichen Sinne des Wortes, da sie letzten Endes auch eine Einschät-

zung der Realität eines Sachverhalts seitens des Sprechenden ist. Man hat es hier eben mit einer Abart der verbalen Modi als solcher zu tun (vgl. 256; 30—220; 264; 20—37; 143).

Der Konjunktiv Präsens ist namentlich Zeichen der Neutralität des Sprechenden in bezug auf die Richtigkeit (Realität) des Inhalts der fremden Rede. Und als solches bildet dieser Konjunktiv ein Glied in der Reihe von Formen, die in der betreffenden Hinsicht eben nicht neutral sind. Die Anwendung des Indikativs gibt kund, daß die Neutralität des Sprechenden im positiven Sinne überwunden ist, wogegen die Anwendung des Präteritum Konjunktivi von der Überwindung dieser Neutralität im negativen Sinne zeugt. Vgl. *Er sagt, daß er krank* **ist** — *Er sagt, daß er krank* **sei** — *Er sagt, daß er krank* **wäre.** Das Präsens Konjunktivi in der indirekten Rede gehört also in ein ausgesprochen modales Formensystem hinein, indem es eine «Nullform» der Modalität in diesem System bildet.

In der neuesten Zeit macht sich die Tendenz geltend, den Konjunktiv durch den Konditional zu ersetzen. So sagt man oft nach H. Moser statt *Wenn ich ihn* **träfe, böte** *ich ihm mein Buch an* — *Wenn ich ihn* **treffen würde, würde** *ich ihm mein Buch* **anbieten** (oder, um dem Zusammentreffen von zwei *würde* vorzubeugen: *Ich* **würde** *ihm mein Buch* **anbieten,** *wenn ich ihn* **treffen würde** oder *Wenn ich ihn* **treffen sollte, würde** *ich ihm mein Buch* **anbieten**). Nach K. H. Bausch wird in der gesprochenen Sprache vorwiegend der Konjunktiv von drei Verben gebraucht *(haben, sein, werden),* die in ihrer überwältigenden Mehrheit als Hilfsverben auftreten (128, 10). Sonst werden in der gesprochenen Sprache, besonders in den weniger gebildeten Kreisen, in der indirekten Rede nur Konjunktiv II und Indikativ verwendet, so daß der Konjunktiv I in dieser Funktion eine schriftsprachliche Färbung haben soll (vgl. 264, 31—32; 355, 43). Doch ist, nach den Zählungen von S. Jäger, die Stellung des Konjunktivs in der Schriftsprache noch sehr fest (256, 82—91). Übrigens ist es von großer Wichtigkeit, daß die Form *würde* selbst eine Konjunktivform ist, so daß der Ersatz des Konjunktivs durch den Konditionalis eigentlich der Tendenz zu einer geregelteren, gleichförmigeren Konjunktivform entspringt. Und die Untersuchung von G. Engström-Persson hat gezeigt, daß der Gebrauch des Konjunktivs in der modernen deutschen Schriftsprache sich nur unwesentlich von dem in der deutschen Schriftsprache um 1800 unterscheidet.

S. Wichters Kritik der hier vorgetragenen Auffassung der verbalen Modi (405, 191—193) scheitert daran, daß er erstens die verschiedenen Satzaspekte nicht scharf voneinander trennt (vgl. § 50) und zweitens das Prinzip der syntaktischen Ruhelage nicht berücksichtigt. Nur deswegen kann er behaupten, daß der Indikativ modalmäßig neutral sei. In Wirklichkeit drückt aber der Sprechende im beliebigen Satz (z. B. *Er kommt heute)* durch den Indikativ die Realität der Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Prädikat (mit seinem Zubehör) aus, wenn die Intonation des Satzes nicht dagegenspricht und keine Modalwörter oder-partikeln, auch keine entsprechend semantisierten Nebensätze die Realität dieser Beziehung unter Frage stellen oder als irgendwie bedingt darstellen.

Adverb und Modalwort

§ 40. Allgemeine Bemerkungen

Die Wortarten, die syntaktisch zur Gruppe des Verbs gehören, zeichnen sich durch ihre Unveränderlichkeit aus, die sogar so weit geht, daß ihnen irgendein positives formbildendes Morphem mit der verallgemeinernden Bedeutung der betreffenden Wortart überhaupt fehlt; wenn sie Entsprechungen in anderen Redeteilen haben, weisen sie nur ein Nullmorphem auf. Ihre Unveränderlichkeit läßt nur eine Ausnahme zu: die Komparation, welche bei ziemlich vielen Adverbien vorkommt und sich übrigens auf dieselbe Weise gestaltet, wie es beim Adjektiv der Fall ist (vgl. § 12). Aber nicht der Unterschied in der Fähigkeit, ein Komparationssystem zu bilden, spielt die entscheidende Rolle bei der Differenzierung der Wortarten, die mit dem Verb syntaktisch verbunden sind. Besonders wichtig sind in dieser Hinsicht ihre Beziehungen zu den Redeteilen, die nicht in den Bereich des Verbs gehören, ihr verallgemeinerter Bedeutungsgehalt und ihre Fügungspotenzen.

Das schwierigste Problem ist hierbei die Beurteilung des Verhältnisses zwischen der adjektivischen Kurzform und dem von demselben Grundmorphem gebildeten («qualitativen») Adverb. Wie wir schon früher angedeutet haben, sind die Beziehungen der Kurzform zum Adjektiv doch so eng, daß man sie nicht einfach zu verschiedenen Redeteilen rechnen darf (vgl. § 30). Aber auch dem qualitativen Adverb steht sie außerordentlich nah, so daß man auch diese Wortarten nicht voneinander loslösen kann. So kommt es, daß die Kurzform nicht so sehr eine Mittelstellung als eine Doppelstellung einnimmt; sie bildet ein gemeinsames Segment von zwei sehr verschiedenen Redeteilen. Allerdings bringt es die Aufeinanderbezogenheit dieser drei Wortarten (flektiertes Adjektiv — Kurzform — qualitatives Adverb) mit sich, daß sowohl die Kurzform als auch das entsprechende Adverb in ihrer morphologischen Gestaltung ein Nullmorphem aufweisen.

Es wurde ebenfalls schon angedeutet, daß sich eine kleine Gruppe von Wörtern adjektivischer Natur (*eingedenk, angst, gram, kund, leid, quitt* u. a) auf die prädikative Funktion spezialisiert hat. Einige von ihnen können häufiger nur als Prädikative auftreten: *gram (Ich bin dir* **gram**), *feind (Ottilie konnte dem Mädchen nicht* **feind** *sein)*, andere auch als prädikative Attribute: *Ich bin deiner Worte* **eingedenk** — *Ich komme, deiner Worte* **eingedenk**. Sie würden sich wohl eignen, einen besonderen Redeteil, nämlich eine Parallele zur Zustandskategorie zu bilden, wie sie im russischen Sprachbau erscheint, wenn ihre Anzahl nicht so gering wäre.

Als wirkliche, spezialisierte Redeteile treten in der Masse der unveränderlichen Vollwörter nur Adverbien und Modalwörter auf.

§ 41. Das Adverb

Der Bedeutungsgehalt des Adverbs ist ein Merkmal, das aber nicht einen Gegenstand, sondern ein anderes Merkmal (Prozeß, Eigenschaft) charakterisiert (vgl. 65, 124—125). In bezug auf seinen Bedeutungsgehalt berührt sich also das Adverb mit dem Adjektiv (beide bezeichnen Merkmale, Eigenschaften, die nur verschieden bezogen sind), was auch eine der Vorbedingungen ihrer morphologischen Annäherung ist.

Das Adverb ist morphologisch nur im Komparationsparadigma veränderlich (vgl. § 12). Aber nicht alle Adverbien sind komparationsfähig (s. weiter unten). Die vorwiegende syntaktische Funktion des Adverbs ist die der Adverbialbestimmung, d. h. es gehört zum Verb, auch zu den infiniten Formen des Verbs, und zum Satz im Ganzen, zu seiner prädikativen Beziehung.

Aber auch in der Gruppe des Substantivs kommt das Adverb vor (vgl. § 57). Der Gebrauch und vor allem die Semantik des Adverbs wurde in der letzten Zeit sehr gründlich analysiert (Steinitz, I; R. Bartsch). Ich behalte jedoch hier die bereits in der ersten Auflage des vorliegenden Buches eingeführte Klassifikation der Adverbien bei.

Es gibt drei semantisch-grammatische Klassen des Adverbs, die sich voneinander ziemlich scharf unterscheiden (sowohl ihrem Ursprung nach als auch semantisch, syntaktisch und zum Teil sogar morphologisch):

1. Adjektivische Adverbien. Es sind die Adverbien, die ein gemeinsames Grundmorphem mit den Adjektiven haben, d. h. «gleichwurzelig» mit ihnen sind. Sie unterscheiden sich von anderen Adverbien vor allem dadurch, daß sie, wenn es ihre Semantik zuläßt, Steigerungsstufen bilden: *Anna singt* **schön**, *Marie singt* **schöner**, *Helene singt* **am schönsten.** Für ihre morphologische Struktur ist es typisch, daß sie nur aus einem Grundmorphem (+ Nullmorphem) bestehen: *schön, stark, leicht.* Aber es gibt auch solche, die wie die betreffenden Adjektive auch wortbildende Morpheme haben: es sind erstarrte Partizipien und denominale Adjektive: *geschickt, fließend, ehrlich, langsam* usw. Adjektivische Adverbien bezeichnen meistens eine qualitative Charakteristik des verbalen Vorgangs: *schnell laufen, laut sprechen, gut arbeiten.* Sie können aber auch den Vorgang vom Standpunkt des Maßes, des Grades und der Quantität aus charakterisieren: *viel turnen — wenig turnen.*

Nicht allen Adjektiven entsprechen «gleichwurzelige» Adverbien (vgl. § 29). Stoffadjektive, zum Teil Farbenbenennungen, relative (sowohl im syntaktischen als auch im semantisch-morphologischen Sinne) und einige andere Adjektive können als solche nur auf substantivische Wörter bezogen werden, da sie solche Merkmale bezeichnen, die nur den Gegenständen eigen sind. Wenn sie dennoch neben dem Verb erscheinen, so spielen sie die Rolle eines Prädikativs oder prädikativen Attributs.

2. Denominale Adverbien. Zu dieser Gruppe gehören die Adverbien, die unmittelbar von den Nomina gebildet wurden und die mit der Kurzform des Adjektivs nicht zusammenfallen. Mehrere von ihnen sind

erstarrte Kasusformen, die ihre alten Kasusendungen zum Teil bewahren: *morgens, abends.* Das Genitiv *-s* erscheint überhaupt bei einigen Adverbien fast in der Rolle eines speziellen adverbialbildenden Morphems (*rechts, links, damals,* verschiedene Adverbien auf *-wärts: rückwärts* usw.). Auch die Formen auf *-lings (blindlings)* und *-ens (meistens, nächstens)* weisen dasselbe Genitiv-*s* auf. Alte Akkusative sind z. B. *weg, heim.* Sehr verbreitet sind die adverbialen Bildungen auf *-weise: stoßweise, probeweise* usw. Für die morphologische Struktur dieser Adverbien ist also die Fügung Grundmorphem + adverbbildendes Morphem kennzeichnend. Einige denominale Adverbien bestehen aber nur aus einem Morphem (in einigen Fällen + Nullmorphem), jedenfalls vom Standpunkt des Neuhochdeutschen aus: *morgen, heute* (die pronominale Wurzel *h-* wird bei diesem Wort jetzt nicht empfunden), *gestern.* Ihrer Semantik nach bezeichnen die denominalen Adverbien temporale und lokale Verhältnisse und die Art und Weise des Vorgangs. (Das letztere besonders die Adverbien auf *-weise.*) Sie sind vollständig unveränderlich.

3. Alte Lokaladverbien und Pronominaladverbien. Wir vereinigen in dieser Gruppe die Reste der alten germanischen (eigentlich sogar indoeuropäischen) Lokaladverbien, die in ihrer überwiegenden Mehrheit zu Präpositionen und verbalen Präfixen wurden, mit den Pronominaladverbien, da sie beide nicht nominal sind und sehr oft als zusammengesetzte Bildungen erscheinen. Zwar gibt es auch solche Adverbien, die aus Zusammensetzungen der alten Lokaladverbien mit den Substantiven bestehen (z. B. *bergab*), sie spielen aber eine ganz geringe Rolle im System des deutschen Adverbs.

Vom heutigen Standpunkt aus ist es überhaupt sehr schwer, solche Bildungen wie *oben* und *hier* voneinander zu trennen, obgleich *hier* eine Pronominalwurzel besitzt *(h-),* was bei *oben* nicht der Fall ist.

Wir werden deshalb die Adverbien, die zu dieser Klasse gehören, nach einem anderen Kriterium einteilen.

Erstens sondern sich solche Adverbien aus, die in der modernen Sprache als aus einem Morphem bestehend auftreten (in bezug auf die meisten von diesen Adverbien ist eine solche Auffassung freilich schwankend): *aus* und *ein* (diese Formen kommen als Adverbien nur paarweise in der phraseologischen Fügung vor: *Er weiß weder* **aus** *noch* **ein**), *da, hier, hin, hinten, unten, oben, immer* usw. Bei *hin* und *her* (besonders in der phraseologischen Wendung **hin** *und* **her** *laufen*) muß man aber in Erwägung ziehen, daß dem gemeinsamen *h-* in ihnen *-in* und *-er* gegenüberstehen, die dementsprechend mit der allgemeinen Bedeutung der Entfernung und der Annäherung verbunden werden können, was auch historisch gute Gründe hat (vgl. 405, III, I, 640—642). Auch *hinten, unten, oben* haben gewisse Entsprechungen (*hinter, unter, obere*), die den Anlaß geben, *hinten* als *hint/en, unten* als *unt/en* und *oben* als *ob/en* aufzufassen, obgleich die zweite Komponente *-en* dabei semantisch nicht näher bestimmt ist. Anderseits nähern sich dieser Klasse die erstarrten denominalen Adverbien, die aus einem Morphem bestehen und sich von entsprechenden Substantiven losgelöst haben: *weg, heim* usw.

Zweitens sondern sich solche Adverbien aus, die aus mehreren Morphemen bestehen. Diese zusammengesetzten pronominal-lokalen Adverbien bilden ganze Reihen, die zum Teil parallel verlaufen: *darin, damit, daraus, dabei* usw.—*worin, womit, woraus, wobei* usw.—*hierin, hiermit, hieraus, hierbei* usw. Als Einzelentsprechungen gehören hierher noch *hinein, hinaus* — *herein, heraus,* auch *somit.* Zu diesen älteren Systemen, die als erstes Glied die unveränderlichen Demonstrativbildungen mit vorwiegend lokaler Bedeutung *da(r), wo(r)* usw. und als zweites Glied die alten Lokaladverbien (vielleicht präpositional gefärbt) aufweisen, gesellen sich solche Zusammensetzungen, deren erstes Glied dem Grundmorphem der flexivischen Pronomina und das zweite Glied den neueren Präpositionen oder in ähnlicher Funktion gebrauchten Nomina entspricht: *jenseits, diesseits, deshalb, ihretwegen* usw. Mit *nach* kommen sowohl Formen vom älteren Typus *danach, hiernach, wonach, hernach, sonach* als auch die Form *demnach* vor. Es gibt auch ältere Formen, die aus zwei Pronominaladverbien bestehen: *dahin, daher, wohin, woher.* In *mithin* steht das alte Lokaladverb, hier auch präpositional gefärbt, an erster Stelle der Zusammensetzung. In der Umgangssprache treten die Pronominaladverbien vom Muster *darin, dabei* in distanzierter Form auf: **Da** *weiß ich nichts* **von.** Allgemein gebräuchlich ist: **Wo** *gehst du* **hin?** **Wo** *kommst du* **her?**

Natürlich haben die Adverbien dieser Klasse eine vorwiegend lokale und temporale Semantik, wobei sie noch allgemeiner ist als bei den Nominaladverbien. Es haben sich aus den älteren lokalen und temporalen Bedeutungen bei einigen Adverbien dieser Art auch komplizierte logische Bedeutungen entwickelt — vor allem kausale und finale: *deshalb, darum, dazu.* Sie drücken auch die allgemeine Aufeinanderbezogenheit der Vorgänge aus, das objektive Verhältnis usw.: *daher, davon, darüber* (vgl. 303; 250).

Dank ihrer pronominalen (und also kommunikativ-grammatischen) Natur sind die Adverbien dieser Klasse geeignet, den betreffenden Satz mit der Situation und dem Kontext in Beziehung zu bringen. Deswegen nähern sie sich in ihrer Funktion den beiordnenden Konjunktionen (vgl. § 44), und einige wurden sogar zu unterordnenden Konjunktionen (*damit,* die Zusammensetzungen mit dem interrogativ-relativen (*wo(r): wobei, worauf* usw.). Einige Pronominaladverbien, im Gegensatz zu anderen Klassen der Adverbien, können syntaktisch unmittelbar zum Substantiv gehören: *das Kind da.*

§ 42. Modalwörter

Diese Wortart, die die Einschätzung des Inhalts irgendeiner syntaktischen Beziehung von seiten des Sprechenden ausdrückt, wird gewöhnlich als eine Klasse der Adverbien betrachtet (Adverbien des Modus oder der Aussageweise, der Gültigkeit und des Urteils, der Bejahung und der Verneinung, der Begrenzung oder Beschränkung usw.). Der Grund dafür ist die völlige Übereinstimmung zwischen dieser Wortart und den Adverbien in bezug auf ihre morphologische Struktur.

Wie die Adverbien sind sie zum Teil gänzlich unveränderlich (*vielleicht, möglicherweise*) oder können nur Steigerungsstufen bilden (*wahrscheinlich — wahrscheinlicher — am wahrscheinlichsten*).

Wie die Adverbien hängen die Modalwörter eng mit dem qualitativen Adjektiv zusammen: *ein* **sicheres** *Zeichen — Er kommt* **sicher.** (Freilich gehen die entsprechenden Adjektive und Modalwörter hinsichtlich ihrer Semantik in einigen Fällen mehr oder weniger auseinander. Vgl. *ein* **gewisser** *Mensch — Er kommt* **gewiß.**) Das Modalwort *möglicherweise* wird gebildet wie *stoßweise*. Sowohl das Modalwort als auch das Adverb gehören syntaktisch vorwiegend in die Gruppe des Verbs.

Aber es gibt auch weitgehende Unterschiede zwischen den Modalwörtern und den Adverbien, worauf in bezug auf die russische Sprache V. Vinogradov hingewiesen hat (28, 725—730). Sie unterscheiden sich vor allem vom Standpunkt ihres Bedeutungsgehaltes aus. Die Modalwörter bezeichnen nicht das Merkmal eines Vorgangs, sondern die Einschätzung des Inhalts einer syntaktischen Beziehung von seiten des Sprechenden. Diese Einschätzung kann modal im eigentlichen Sinne des Wortes sein, also die Realität der betreffenden Beziehung beurteilen (*schwerlich, möglich, wahrscheinlich, gewiß, sicher*), oder die emotionale Einstellung des Sprechenden enthalten (*leider, glücklicherweise*). Ihrem Bedeutungsgehalt nach sind die Modalwörter also eine kommunikativ-grammatische Kategorie, wogegen die adjektivischen (qualitativen) Adverbien eine logisch-grammatische Wortart bilden.

Zweitens unterscheiden sie sich vom Standpunkt ihrer syntaktischen Funktion aus. Man faßt gewöhnlich diesen Unterschied auf folgende Weise auf: die Adverbien beziehen sich auf das Verb, die Modalwörter beziehen sich nicht auf einen einzelnen Redeteil, sondern auf den Satz im ganzen und stehen strukturell überhaupt außerhalb des Satzes als sogenannte «Einschubwörter» oder «Parenthese». Hinsichtlich der deutschen Sprache ist es aber unmöglich, von der Ausscheidung des Modalworts aus der Satzstruktur zu sprechen, da es nur selten verselbständigt wird und die Wortstellung im Satz wie ein vollwertiges Satzglied beeinflußt.

Es gibt aber noch andere Bedenken gegen die Auffassung des syntaktischen Wesens der Modalwörter als «Einschubwörter». Es ist gewiß richtig, daß in der überwiegenden Mehrheit aller Fälle das Modalwort zum Satzganzen gehört, aber erstens ist es wichtig festzustellen, woran sich das Modalwort im Satz unmittelbar anlehnt, und zweitens kann das Modalwort syntaktisch auch anders verwendet werden.

In den meisten Fällen bedeutet die Zugehörigkeit des Modalworts zum Satz im ganzen nichts anderes als eine Zugehörigkeit zur wichtigsten syntaktischen Beziehung — zur prädikativen Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Prädikat. Im Satz *Vielleicht ist er krank* bestimmt das Modalwort *vielleicht* semantisch-syntaktisch das Verhältnis zwischen *ist krank* und *er*. Vom sprachlichen Standpunkt aus kann eben nur eine syntaktische Beziehung, aber nicht ein einzelnes Wort, das einen einzelnen Begriff ausdrückt, modal bestimmt werden.

Nur wenn zwei Dinge, Vorgänge, Eigenschaften usw., selbst wenn eine von ihnen nur der allgemeinste Begriff des Seins als solches ist, aufeinander bezogen werden, wird es möglich, überhaupt von Wirklichkeit oder Unwirklichkeit zu sprechen.

Aber die Tatsache, daß das Modalwort nicht einfach zum Satz im ganzen, sondern eigentlich zu seiner prädikativen Beziehung gehört, wird noch dadurch bekräftigt, daß das Modalwort zuweilen auch zu anderen syntaktischen Beziehungen gehören kann, besonders oft zur attributiven Beziehung.

Die Frau, die neben dem Mann stand, **vielleicht** *seine eigene, obwohl sie dicker und größer war, sagte vernehmlich... (Seghers). Herr Buck ist der älteste unter unseren verdientesten Bürgern und übt daher einen* **zweifellos** *legitimen Einfluß aus. (H. Mann) Im Vergleich zu* **vielleicht** *wiederkehrenden Musikgesprächen. (Fontane)*

Es wird hier also die Wirklichkeit (Realität) der Beziehung zwischen dem Substantiv und seinem (verselbständigten oder nicht verselbständigten) Attribut durch ein Modalwort charakterisiert.

Die Modalwörter sind also als solche Wörter zu bezeichnen, die den Inhalt einer syntaktischen Beziehung — und nicht nur der prädikativen Beziehung — modal einschätzen.

Es gibt aber auch eine syntaktische Funktion des Modalworts, die den Adverbien fremd ist. Ein Modalwort genügt, um eine Antwort auf eine Entscheidungsfrage zu formen: *Kommst du mit? — Vielleicht.* (Auch das *ja* als Satzäquivalent ist auf diese Weise ein Modalwort.) Dagegen können die Adverbien die Bestimmungsfragen beantworten: *Wie singt Klara? — Schön.*

Es wird also durch alle diese Tatsachen bekräftigt, daß die Modalwörter einen besonderen und sehr eigenartigen Redeteil auch im deutschen Wortbau bilden.

Die Anzahl der Modalwörter im Deutschen ist nicht gering. Aber die meisten von ihnen sind verstärkend-bejahend, und sie spielen eine ziemlich beschränkte Rolle im modalen System des deutschen Satzes, da die Semantik der Nicht-Wirklichkeit vor allem durch die verbalen Formen (Konjunktiv und Modalverben) zum Ausdruck gebracht wird.

Dagegen läßt sich im Russischen die modale Semantik sehr oft mit Hilfe von Modalwörtern und Modalpartikeln ausdrücken. Vgl. die Übersetzung aus dem Russischen ins Deutsche. *Я, должно быть, уснул в углу. (Горький) — Ich muß in meinem Winkel eingeschlafen sein.*

Partikeln und Konjunktionen

§ 43. Partikeln

Im Gegensatz zu solchen Hilfswörtern wie Artikel und Präpositionen, die unlösbar mit dem Substantiv verbunden sind, treten die Partikeln mit verschiedenen Redeteilen in Verbindung, obgleich sie besonders häufig zum Verb oder überhaupt zum Prädikat gehören. Einige der verstärkenden Partikeln erscheinen sogar fast ausschließlich in der verbal-prädikativen Gruppe, besonders das verstärkend-vereinzelnde *mal* (in der Umgangssprache in Norddeutschland *man*) und *ja* (nicht als modales Satzäquivalent, sondern als Partikel):

Wenn ich **mal** *ungeduldig werde. (Goethe). O Herr Brenten, gehn Sie* **man** *so nicht rauf. (Bredel) Komm* **mal** *mit! Es ist* **ja** *gut!*

Das verstärkende *zu* verbindet sich nur mit dem Adjektiv: *Du bist* **zu** *gut.*

Die Partikeln sind völlig unveränderliche Hilfswörter (es fehlt ihnen, wie den Präpositionen und Konjunktionen, sogar die Komparation), die mit den Vollwörtern verbunden werden, um ihre Bedeutung näher zu umgrenzen und hervorzuheben. Sie sind oft stark emotional. Indem sie die einzelnen Wörter im Satz besonders hervorheben und identifizieren, tragen sie dazu bei, die Wirklichkeit der Äußerung oder eines ihrer Bestandteile zu betonen oder irgendwie zu modifizieren. Das macht die Partikeln den Modalwörtern verwandt. Aber die meisten Partikeln charakterisieren nicht eine Beziehung, sondern ein einzelnes Wort, und keines von ihnen nimmt eine selbständige Stelle im Satze ein.

In der Germanistik wurden längere Zeit die Partikeln als eine spezielle Art der Hilfswörter nicht ausgesondert. Erst in den letzten Jahren begann man, sich mit ihnen eingehend zu beschäftigen (vgl. DSB, 207; 270; 156; 169; 323; 115).

Obgleich die Partikeln sehr reich an verschiedenen emotionalen und modalen Schattierungen sind, kann man doch einige Klassen von Partikeln aussondern.

1. **Begrenzende und identifizierende Partikeln** *nur, sogar, gerade, bloß, allein, eben, auch, selbst.* Wenn sie z. B. mit einem Substantiv verbunden werden, so geben sie an, ob der vom Worte bezeichnete Gegenstand mit einem schon genannten identisch ist oder ob dieser Gegenstand sich von allen anderen gleichartigen stark unterscheidet usw.: **Gerade** *dieses Buch blieb unbekannt; Ich brauche* **nur** *dieses Buch und kein anderes; Ich brauche* **bloß** *dieses Buch; Ich brauche* **sogar** *dieses Buch* usw. Wenn die Partikeln mit dem Verb verbunden werden, so drücken sie aus, wie sich der von dem Verb bezeichnete Vorgang zu den ähnlichen, aber nicht identischen Vorgängen verhält: *Französisch kann ich* **nur** *lesen* — «Ich kann französisch lesen, aber weder sprechen noch schreiben».

2. **Verstärkende Partikeln** *sehr, durchaus, zu, gar, mal, so, ja, ganz*

usw.: *Sie ist* **so** *schön!* Auch die Partikeln der 1. Klasse sind oft verstärkend. Fast immer ist es *selbst*, oft *sogar, eben, gerade*.

3. **Gegenüberstellend-verstärkende Partikeln** *dennoch, doch, wohl, ja, aber, zwar, denn*. Gewöhnlich gehören sie zum Verb. Sie legen einen besonderen Nachdruck auf den vom Verb bezeichneten Vorgang und stellen ihn dabei irgendwelchen anderen (meistens nicht genannten und oft sogar schwerlich faßbaren) Vorgängen gegenüber. So entwickelt sich hier eine konzessive oder adversative Bedeutung: *Kommen sie* **doch!** *Wir sind* **ja** *schon gekommen*. Besonders kompliziert ist die Semantik von *denn: Wie geht's* **denn?** (vgl. Kriwonossow).

4. **Grammatikalisierte Partikeln:** *es* als Füllung der ersten Stelle des Satzes (z. B. in zweigliedrigen Existenzialsätzen: **Es** *war einmal ein Mädchen*) und zum Teil als Mittel, die strukturelle Vollständigkeit verschiedener grammatischer Konstruktionen zu sichern (s. § 39), *zu* als Infinitivpartikel, *am* als Superlativpartikel.

Die Anzahl der Partikeln, wie die der Modalwörter, ist im Deutschen ziemlich groß. Aber ihre Rolle im syntaktischen Bau des deutschen Satzes ist gering, besonders wenn man ihren Gebrauch mit dem der Partikeln in der russischen Sprache vergleicht. Der Grund dafür ist einerseits der Gebrauch des Artikels im Deutschen und anderseits, wie es auch bei den Modalwörtern der Fall ist, die Bezeichnung der Modalität durch die flexivischen Formen des Verbs (Konjunktiv, Modalverben).

§ 44. Konjunktionen (Bindewörter)

Konjunktionen sind unveränderliche Hilfswörter, die ganze Sätze oder einzelne Wörter miteinander verbinden. Die von den Konjunktionen verbundenen Sätze können syntaktisch gleichwertig sein oder ungleichwertig. Die durch die Konjunktionen verbundenen Wörter sind aber vorwiegend gleichwertig, weil die Verbindung von ungleichartigen Formen des Substantivs in der Regel mit Hilfe von Präpositionen erfolgt.

Die Konjunktionen, die syntaktisch gleichwertige Sätze und Wörter verbinden, heißen «koordinierende» (beiordnende, nebenordnende) Konjunktionen. Sie sind einteilig (*und, aber* usw.) oder mehrteilig (*sowohl — als auch, nicht nur — sondern auch* usw.). Die Anzahl der eigentlichen, echten koordinierenden Konjunktionen, die ausschließlich der Satz- oder Wortverbindung dienen, ist gering. Aber es gibt sehr viele Wörter, die die Rolle eines Satzgliedes spielen und zugleich die Sätze (seltener Wörter) miteinander verbinden: *dann, darauf, schließlich* usw. Es gibt im Deutschen ein objektives Kriterium, um die echten und unechten Konjunktionen voneinander zu scheiden: die echten Konjunktionen nehmen keine eigene Stelle im deutschen Satz ein. Wenn sie an der Satzspitze stehen, folgt ihnen das finite Verb nicht unmittelbar: *Und er sagte ihr — Darauf sagte er ihr*.

In semantischer Hinsicht kann man die koordinierenden Konjunktionen, wenn man nur die echten berücksichtigt, in drei Klassen einteilen. Zwei von ihnen sind allgemein anerkannt:

1. kopulative (anreihende): *und, auch, sowohl — als auch, nicht nur — sondern auch, weder — noch;*

2. adversative (entgegenstellende): *aber, teils — teils, bald — bald* (diese zweiteilige Konjunktion wird oft zu den kopulativen gerechnet), *oder, entweder — oder.* (Die letzten Konjunktionen werden auch als eine besondere — disjunktive, d. h. ausschließende — Klasse der koordinierenden Konjunktionen betrachtet. Vgl. 260, 255.)

Als eine besondere Klasse betrachten wir auch die erläuternden Konjunktionen, die gewöhnlich eine gleichartige syntaktische Größe einem Wort oder Satz hinzufügen, um ihren Gehalt zu konkretisieren und näher zu bestimmen. **Erläuternde Konjunktionen** sind *d. h. (das heißt), nämlich, sozusagen, kurz, d. i. (das ist), z. B. (zum Beispiel), bzw. (beziehungsweise).* Freilich sind die Wörter, die durch erläuternde Konjunktionen verbunden werden, nicht ganz gleichwertig, es treten dabei auch Appositionen auf: *Hier sind zu nennen die Fadenwürmer (z. B. Kartoffelnematode).*

Die «unechten» Konjunktionen sind viel reicher an verschiedenen Bedeutungen, z. B. *daher, also, darauf, indessen* usw. Von den echten koordinierenden Konjunktionen hat nur *denn* kausale Bedeutung.

Es ist besonders wichtig, daß auch prädikative Fügungen (pronominales Subjekt + kopulatives Verb) zu Konjunktionen erstarren können oder wenigstens im Begriffe sind, es zu werden: *das heißt, das ist* usw.

Die Konjunktionen, die syntaktisch ungleichwertige Sätze, viel seltener auch Wörter oder Wortgruppen miteinander verbinden, heißen «subordinierende» (unterordnende) Konjunktionen. Ihre Semantik ist sehr verschiedenartig: temporal (*seit, als, nachdem* usw.), kausal (*weil, da*), konditional (*wenn, falls*) usw. Doch werden die unterordnenden Konjunktionen zuweilen auch im Innern des Elementarsatzes gebraucht. Sie verbinden sowohl die gleichartigen Satzglieder miteinander als auch die abhängigen Glieder mit den herrschenden:

Immerhin, dieses Ergebnis war, **wenn auch** *überraschend,* **so doch** *nicht außergewöhnlich (Böll); Das Haus,* **weil** *ein wenig vorspringend, lag überhaupt recht eigentlich in der Schutzlinie. (Fontane)*

Als subordinierende Konjunktionen werden auch relative und interrogativ-relative Pronomina und Adverbien verwendet, indem sie auch die Endstellung der finiten verbalen Form in den von ihnen eingeleiteten Sätzen bewirken, d. h. diesen Satz formell zu einem Nebensatz machen. Es gibt nämlich nur ein deutliches Kriterium, um die unterordnenden Konjunktionen von den beiordnenden zu unterscheiden: wenn das finite Verb beim Gebrauch der betreffenden Konjunktion die Stelle am Ende des Satzes einnimmt, ist sie unterordnend. Deswegen wird gewöhnlich die Konjunktion *denn,* da sie eine solche Wortfolge nicht hervorruft, trotz ihrer kausalen Semantik zu den koordinierenden gerechnet. Die streng formale, ausgesprochen strukturelle Unterscheidung von verschiedenen Typen der Sätze im Deutschen läßt hier die Semantik eine nebensächliche Rolle spielen.

Zweiter Teil

Syntax

Erstes Kapitel

Grundbegriffe der Syntax

§ 45. Das Problem der syntaktischen Form

Die Syntax befaßt sich mit dem Aufbau der zusammenhängenden Rede, wie sie im Kommunikationsprozeß auftritt, also mit dem Satz, der Haupteinheit dieses Prozesses, mit den Wortgruppen und mit den Formmitteln, die zur Bildung der Sätze und Wortgruppen dienen.

Obgleich der Satz und die Wortgruppe unmittelbar als syntagmatische Gebilde auftreten, d. h. in der Regel Verbindungen von Wortformen in der Redekette darstellen (Sätze können allerdings auch aus einer einzigen Wortform bestehen), gehören sie als grammatische Einheiten zum grammatischen System der Sprache und verfügen dementsprechend über ihre eigenen Paradigmen. Solche Paradigmen sind Systeme der Satz- bzw. der Wortgruppentypen.

Die syntaktischen Formmittel sind sehr mannigfaltig. Einige von ihnen dienen nur der Verbindung von Wörtern, andere verbinden auch Sätze. Sie werden aus verschiedenen sprachlichen Quellen geschöpft, die hier aufgezählt werden (vgl. auch 309, III, 4—6; 63, 34—52).

1. **Wortformen.** Viele Wortformen (z. B. die Kasusformen beim Substantiv, die Unterscheidung der flexivischen und flexionslosen Formen beim Adjektiv) dienen dazu, verschiedenartige Beziehungen zwischen Wörtern zum Ausdruck zu bringen. Diese morphologischen Mittel, die zur Bildung von syntaktischen Einheiten dienen, drücken in der Regel die syntaktische Abhängigkeit des einen Gliedes der Einheit von einem anderen aus. Die syntaktische Abhängigkeit kann in der Angleichung der grammatischen Formen des abhängigen Wortes an die Form des herrschenden Wortes bestehen (Kongruenz) oder in der Formung des abhängigen Wortes, die seine Abhängigkeit zum Ausdruck bringt, ohne seine Form der Form des leitenden Wortes anzugleichen (Rektion): *die gelbe Tür — die Tür des Zimmers* (vgl. 163). Eigenartig als ein Formmittel zur Bildung der syntaktischen Beziehungen ist die Anschließung, die durch das Nullmorphem des abhängigen Gliedes charakterisiert wird. Im Deutschen sind die Formen mit dem Nullmorphem in der Regel auf die Gruppe des Verbs angewiesen. Doch spielt auch die Wortstellung dabei eine große Rolle: zuweilen deckt nur die Wortstellung auf, welcher syntaktischen Gruppe das Wort angehört vgl. *Da steht ein Mann — der Mann da.* Auch die Gesamtsemantik des Satzes muß dabei oft berücksichtigt werden.

2. **Wortarten.** Es gibt ganze Wortarten (z. B. solche Hilfswörter, wie die Präpositionen und Konjunktionen, zum Teil auch ein Redeteil: die

Pronomina), die sich auf die Herstellung von syntaktischen Beziehungen zwischen Wörtern, Wortgruppen und ganzen Sätzen spezialisiert haben. Sie sind entweder koordinierend, wenn sie syntaktisch gleichwertige Glieder einer syntaktischen Einheit verbinden, oder unterordnend, wenn ein Glied von einem anderen abhängig ist, vgl. *der Garten und das Haus — der Garten vor dem Hause.*

3. **Fügungspotenzen der Wortarten und Wortformen.** Die Fähigkeit der Wortarten und Wortformen, mit gewissen anderen Wortarten und Wortformen in Verbindung zu treten, ist auch eines der wichtigsten syntaktischen Formmittel. Besonders wesentlich ist hier die obligatorische Fügungspotenz (vgl. § 13), da sie beim Erscheinen einer Wortart oder Wortform in der Rede auch das Erscheinen einer gewissen anderen Wortart oder Wortform erfordert, um dem betreffenden Redeabschnitt Vollständigkeit und Geschlossenheit zu verleihen. So erfordern kopulative Verben das Auftreten eines Prädikativs. Obgleich die Fügungspotenzen mit dem gesamten semantisch-morphologischen Charakter der betreffenden Wortarten und Wortformen eng zusammenhängen, nehmen sie doch auf eine ganz besondere Art an dem syntaktischen Aufbau der Rede teil. So ist die obligatorische Fügungspotenz der kopulativen Verben mit dem Prädikativ weder Rektion noch Kongruenz, noch Anschließung, noch eine syntaktisch-analytische Form, sondern eine syntaktische Fügungsform, die die Anschließung des Prädikativs an das Verb und die Kongruenz des Prädikativs mit dem Subjekt überlagert.

4. **Ersatz und Ersparung.** Diese syntaktischen Formmittel, die für den erweiterten Satz besonders charakteristisch sind, aber auch die Glieder des zusammengesetzten Satzes und sogar selbständige Sätze miteinander verbinden, bestehen darin, daß ein Wort in seinen syntaktischen Funktionen und Beziehungen entweder durch ein anderes Wort, das zu einer anderen morphologischen Kategorie gehört, ersetzt wird oder daß ein Wort gleichzeitig zum Träger einer Reihe von parallelen syntaktischen Beziehungen wird. So vertritt beim Ersatz das Demonstrativpronomen die Stelle der Fügung Artikel + Sibstantiv in der genitivischen Attributgruppe, wenn eine semantisch ähnliche Gruppe mit demselben herrschenden Wort vorher schon genannt wurde:

Unser Klostergarten ist eigentlich das Beste, was wir hier haben. Nur **der** *unsers Rentmeisters ist noch gepflegter und größer und liegt an der See. (Fontane)*

Das Pronomen, ohne substantiviert zu werden, hat hier ein Genitivattribut neben sich (*der unsers Rentmeisters*), weil es die Fügung *der Garten* ersetzt. Vgl auch:

Hier befand sich auch mein Zimmer nebst dem Gustavs. (Stifter)

Die Ersparung erlaubt es, in Anlehnung an ein sprachlich ausgedrücktes syntaktisches Schema, Parallelformen zu diesem Schema zu bilden, ohne die schon genannten Wörter vollständig zu wiederholen. Die Ersparung führt zur Bildung von Konstruktionen mit gleichartigen Satzgliedern. Bei einem Subjektnominativ stehen z. B. oft mehrere Prädikate:

Die Jahre **kommen** *und* **gehen** *(Heine).*

Auch im Dialog wird die Ersparung sehr häufig angewandt.

Auf diese Weise erlauben also Ersatz und Ersparung, der Wiederholung derselben Wörter in vielen Fällen vorzubeugen und dabei gewisse syntaktische Einheiten in nähere Berührung miteinander zu bringen. Verschiedene Arten der Ersparung («Sparsamkeit»), darunter auch allerlei elliptische Formen, bespricht H. Paul (IV, 357—378). Sie bedingt Monoflexion.

5. **Wortstellung.** Dies ist eines der wichtigsten syntaktischen Formmittel, das mehrere Funktionen im Aufbau des deutschen Satzes ausübt. Es wird eingehend in den § 60—62 behandelt.

6. **Entsprechung.** Die in § 3 behandelten Entsprechungen zwischen syntaktischen Fügungen schlüsseln ja aufgrund ihrer paradigmatischen Gestaltung die Semantik einiger solcher Fügungen durch die Semantik anderer auf, welche als fundierende Ausgangsformen ihres Paradigmas auftreten oder jedenfalls expliziter die Semantik anderer Fügungen innerhalb dieses Paradigmas ausdrücken. Dies macht das Paradigma der Entsprechungen innerhalb des grammatischen Systems zu einer formalen Stütze für die Konstituierung des komplizierten Feldsystems, das der Bedeutungsgehalt vieler solcher Fügungen aufweist.

7. **Stimmführung und Betonung.** Die Rolle dieses Formmittels bei der Bildung syntaktischer Einheiten ist besonders groß. Die Stimmführung ist das universalste Mittel, die Abgeschlossenheit des Satzes zum Ausdruck zu bringen, und ist imstande, einem beliebigen Redeabschnitt Satzcharakter zu verleihen. Die Intonation dient auch dazu, die Satzarten vom Standpunkt ihrer kommunikativen Aufgabe aus zu differenzieren. Eine beliebige syntaktische Redeeinheit, ein einzelnes Wort, sogar eine Interjektion, kann z. B. vermittels der spezifischen Frageintonation in einen Fragesatz verwandelt werden. So kann das Wörtchen *nun* vermittels der Intonation sowohl zu einem Fragesatz *Nun?* als auch einem Befehlsatz *Nun!* werden. Stimmführung und Betonung dienen auch zur Gliederung des Satzes nicht nur in Redetakte, die rein phonetischer Natur sind und durch die physiologische Notwendigkeit, Luftpausen zu machen, geregelt werden, sondern auch in Syntagmen, die syntaktisch-phonetischer Natur sind. Die Betonung wird auch zu dem Zwecke verwendet, die Glieder des Satzes, die logisch und emotional besonders wichtig sind, hervorzuheben. Gerade in den letzten Jahren begann man, die Stimmführung und Betonung als außerordentlich wesentliche Mittel zum Aufbau des Satzes auch in bezug auf die deutsche Sprache eingehender zu studieren, und es wurden dabei schon manche wesentliche Tatsachen festgestellt. Wir haben aber hier keine Möglichkeit, dieses weite und komplizierte Sondergebiet der Syntax zu betreten. Es wird aber natürlich bei der Analyse einiger Erscheinungen der Syntax ihre formelle Fixierung durch die Mittel der Stimmführung und Betonung nicht umgangen (vgl. 46; 49; 108, 242—245; 163, 637—666; 226, 857—897; 59, 107—165).

Von den angeführten Arten der Formmittel stützen sich die zwei ersten (Wortformen, Wortarten) völlig auf die morphologischen Formen der Sprache, die zwei folgenden (Fügungspotenzen, Ersatz und Ersparung) sind mehr oder weniger mit dem morphologischen

Charakter einiger Wortarten verbunden, die drei letzten (Wortstellung, Entsprechung, Stimmführung und Betonung) sind ganz syntaktischer Natur.

Zweierlei sind die Aufgaben, die die syntaktischen Formmittel erfüllen. Einerseits wirken sie strukturell: sie sichern die Einheitlichkeit und die Gliederung des Satzes und seiner Bestandteile, stellen die Verbindungen zwischen einzelnen Komponenten der Rede her, ohne auf den Inhalt dieser Verbindungen einzugehen. Andererseits bezeichnen sie auch den Inhalt der syntaktischen Verbindungen, drücken den verallgemeinerten Bedeutungsgehalt der betreffenden Beziehungen aus: die «semantisierende» Aufgabe der syntaktischen Formmittel. Mehr oder weniger nehmen alle syntaktischen Formen an diesen beiden Funktionen teil. Selbst die phonetischen Mittel (Stimmführung und Betonung) wirken nicht nur strukturell, sondern auch semantisierend, sie dienen z. B. zur Unterscheidung verschiedener Satzarten und zur Differenzierung der Bestandteile des Satzes in bezug auf ihre Wichtigkeit für den Sprechenden bei dem betreffenden Redeakt. Doch sind, was die «semantisierende» Funktion betrifft, besonders aufschlußreich und präzise die Mittel, die die Syntax der Morphologie entnimmt: Wortformen und Wortarten.

Um eine syntaktische Einheit zu bilden, werden in der Regel mehrere syntaktische Formmittel verwendet. Fast immer sind es die morphologischen und die phonetischen Formmittel, sehr oft die Wortstellung. Bei der Bildung der Wortgruppe *der grüne Baum* wirken ein:

1. die betreffenden Wortformen des Artikels und des Adjektivs (Nom. Sg. Mask.), die mit der grammatischen Form des Substantivs kongruieren;
2. die obligatorischen Fügungspotenzen dieser beiden abhängigen Komponenten der Gruppe und die fakultative Fügungspotenz des Substantivs;
3. die betreffende, für das Deutsche typische Wortstellung und sogar ein gewisses Betonungsschema, da auch die Wortgruppen einen Unterschied in der Betonung ihrer Glieder aufweisen.

Das Zusammenwirken von mehreren Formmitteln, die einander in mancher Hinsicht vervollständigen und ergänzen, macht die Verbindung von Gliedern der betreffenden Einheit fester, zementiert diese Einheit, was für das Funktionieren der Sprache von großem Werte ist.

§ 46. Die syntaktischen Beziehungen und die Glieder des Satzes

Die Grundeinheiten der Syntax sind Satz, Wort und Wortgruppe. Die Beziehungen zwischen Satz und Wort können in verschiedenen Sprachen sehr verschiedenartig sein. Für das Deutsche ist die große Rolle der Wortgruppen als Vermittlerinnen zwischen Satz und Wort kennzeichnend (vgl. § 4).

Auf diese Grundeinheiten gestützt, bilden sich andere Einheiten der Syntax: Satzglieder, Syntagmen, Satzfügungen usw.

Die Beziehungen zwischen den einzelnen syntaktischen Einheiten,

die auf ein und derselben syntaktischen Ebene liegen (also z. B. zwischen den Wörtern), sind entweder koordinierend (beiordnend) oder subordinierend (unterordnend). Die Beiordnung ist sowohl auf dem Gebiete der Satzfügung als auch auf dem der Wortfügung (und selbstredend auf dem der Wortgruppenfügung) ziemlich gleich. Dies drückt sich in der Identität der satzverbindenden und wortverbindenden beiordnenden Konjunktionen aus. Die Unterordnung gestaltet sich dagegen auf diesen Gebieten recht verschiedenartig. Viel mannigfaltiger sind die Formen der Unterordnung, die die Wörter miteinander verbinden. Es entstehen hier, durch verschiedene Formmittel zum Ausdruck gebracht, mehrere Arten der Beziehung zwischen den Wörtern, die sich sowohl formal als auch ihrem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt nach unterscheiden und mit der Differenzierung der Satzglieder unlösbar verbunden sind. Die Anzahl und der Charakter der syntaktischen Beziehungen bilden bis heute eine der umstrittenen Fragen der Grammatik, was auch in bezug auf die Anzahl und den Charakter der Satzglieder der Fall ist.

Die syntaktischen Beziehungen zwischen den Wörtern im Satz sind deswegen so schwer zu erfassen, weil dabei verschiedene Formmittel im Spiel sind, die einander durchkreuzen, und weil die Wörter selbst in syntaktischer Hinsicht verschiedenartig sind. Um ein richtiges Bild der unterordnenden syntaktischen Beziehungen im Satz zu entwerfen, muß man also mehrere Aspekte berücksichtigen und die Eigentümlichkeiten im grammatischen Bau der betreffenden Sprachen in Erwägung ziehen.

So wäre es im Deutschen nicht angebracht, die Arten der syntaktischen Beziehungen und den Bestand an Satzgliedern auf die Verschiedenheiten in den morphologischen Formen und im Bedeutungsgehalt dieser Formen zurückzuführen, wie es in der russischen Grammatik üblich ist (vgl. 89, 20—22). Die strukturelle Rolle der Wortgruppen im Deutschen macht es notwendig, den grammatischen Charakter des herrschenden Gliedes als einen sehr wichtigen Aspekt der unterordnenden syntaktischen Beziehungen zu betrachten. Die Verschiedenheiten in der morphologischen Form (Rektion, Kongruenz, Anschließung) darf man bei der Beurteilung der syntaktischen Beziehungen auch im Deutschen nicht aus den Augen verlieren, aber sie modifizieren hier nur die allgemeineren Beziehungen, die vor allem durch die Eingliederung des Wortes in eine Wortgruppe bestimmt werden.

Folgende Arten von syntaktischen Beziehungen sind im deutschen Sprachbau vorhanden.

1. Die prädikative Beziehung. Sie verbindet den selbständigen Nominativ, als das Subjekt, mit dem Verbum finitum, als dem Prädikat, oder durch Vermittlung des finiten Verbs mit den Nomina (oder verbalen Nomina) in verschiedener Form. Die prädikative Beziehung hat eine entscheidende Bedeutung für die Struktur des Satzes, da sie und nur sie eine geschlossene, kommunikativ selbständige Fügung der Wörter bildet. Eben deswegen sind Subjekt und Prädikat die Hauptglieder des Satzes.

Morphologisch drückt sich die prädikative Beziehung in der

Kongruenz des Prädikats mit dem Subjektsnominativ aus. Das Prädikatsverbum richtet sich nach dem Subjekt hinsichtlich der Person und der Zahl, das Prädikativ hinsichtlich der Zahl, des Geschlechts und des Kasus: *Er ist Arzt — Sie ist Ärztin — Wir sind Ärzte.* Die Abweichungen von der Kongruenz sind semantisch bedingt und kommen vor, wenn zwischen der Form und der Bedeutung des Subjekts ein Widerspruch entsteht (Synesis oder die Konstruktion nach dem Sinne) oder wenn das Subjekt und das Prädikativ hinsichtlich der Zahl einander widersprechen:

Es liegen ein Dutzend Exemplare eines Gedichts bei . (Goethe) Ihre Kleidung waren Felle (vgl. 309, III, 202).

Aber die Kongruenz als solche ist durchaus nicht imstande, das Wesen der prädikativen Beziehung zu bestimmen und sie von anderen syntaktischen Beziehungen abzusondern, da die Kongruenz auch in den attributiven Fügungen vorkommt. Deswegen hat man auch auf viele andere Eigentümlichkeiten der prädikativen Beziehungen hingewiesen.

Einerseits hob man den dynamischen Charakter der prädikativen Beziehung hervor, man stellte sie als eine sich im Redemoment vollziehende Verbindung der durch die entsprechenden Wörter bezeichneten Begriffe oder Vorstellungen einer schon früher vollzogenen Verbindung der Begriffe oder Vorstellungen gegenüber, die in anderen syntaktischen Beziehungen ausgedrückt wird. Die prädikative Beziehung wurde «werdende Vorstellungsverknüpfung» genannt, während die anderen Beziehungen die Benennung «gewordene Vorstellungsverknüpfung» erhielten (vgl. 328, 64—77). Vom Standpunkt ihrer Funktion aus wurde dementsprechend die prädikative Beziehung als eine solche betrachtet, die die «Bezugnahme auf die Wirklichkeit», d. h. den Bezug des Redeinhalts zur Wirklichkeit herstellt, wobei eben dieser Bezug, der in den Kategorien (vor allem den verbalen Kategorien) des Modus, der Zeit und der Person zum Ausdruck kommt, den Satz formt.

Anderseits versuchte man, die prädikative Beziehung mit den spezifischen syntaktischen Fähigkeiten der morphologischen Kategorie in Verbindung zu bringen, die besonders aktiv an der Bildung dieser Beziehung teilnimmt. Dabei wurde der Begriff der prädikativen Beziehung eigentlich durch den Begriff der Prädikativität ersetzt, die als eine satzbildende Kraft den betreffenden Wortformen, vor allem dem Verb innewohnt (63, 165).

Alle diese Beobachtungen sind von großer Wichtigkeit und tragen zum besseren Verständnis des Wesens der prädikativen Beziehung bei. Aber vom rein grammatischen Standpunkt aus, um die prädikative Beziehung als eine konkrete Beziehung zwischen den Wörtern zu verstehen, muß man noch einige andere, grammatische Tatsachen heranziehen.

Die klassische Form, in welcher die prädikativen Beziehungen ihren Ausdruck finden, ist die Verbindung von Subjektsnominativ + Prädikatsverbum: *Arbeiter arbeiten.* Dem Prädikatsverb als einer morphologischen Form ist dabei eine obligatorische Fügungspotenz, und zwar in der Richtung auf den Subjektsnominativ, eigen. Es ist vom Subjektsno-

minativ auch grammatisch abhängig (die Kongruenz). Der Subjektsnominativ ist also das herrschende Glied in dieser Verbindung. Aber die herrschenden Glieder der Wortgruppen haben keine obligatorische Fügungspotenz in Richtung auf das abhängige Glied, wenn sie semantisch nicht relativ sind. Dieses einseitige obligatorische Fügungsverhältnis wird in Hinblick auf die betreffenden Satzglieder tatsächlich auch anerkannt, wenn man von «Zuordnung» des Verbs zum Subjekt spricht. Aber in Wirklichkeit ist das syntaktische Verhältnis zwischen Subjektsnominativ und Prädikatsverb nicht einseitig, sondern gegenseitig und wechselseitig. Nicht nur das Prädikatsverb wird dem Subjektsnominativ zugeordnet, sondern auch der Subjektsnominativ dem Prädikatsverb. Die Hauptsache besteht hier eben darin, daß ein vom formalen Standpunkt aus unabhängiges und herrschendes Glied in den Satz doch nur zu dem Zweck eingeführt wird, um mit dem von ihm abhängigen Glied in Verbindung zu treten. Auch dem Subjektsnominativ ist hier also eine obligatorische Fügungspotenz eigen, aber von sehr eigenartiger Natur. Gerade diese gegenseitige (dabei nicht von lexikaler Semantik hervorgerufene) Zuordnung unterscheidet die prädikative Beziehung von allen anderen Arten der unterordnenden syntaktischen Beziehungen.

Freilich kommt dieses Merkmal der prädikativen Beziehung, der obligatorische Bezug eines herrschenden Gliedes auf ein abhängiges, auch in einigen Fügungen vor, die keinen Satz bilden (partizipiale Konstruktionen, der absolute Akkusativ). Aber es sind vereinzelte und sehr spezifische Konstruktionen. Dagegen sind solche Merkmale wie die einseitige Zuordnung und Bezugnahme auf die Wirklichkeit überaus verbreitet: mehr oder weniger sind sie in allen (nicht phraseologischen) Wortgruppen vorhanden, denn in jeder (nicht phraseologischen) Wortgruppe werden die Glieder im Redeprozeß von neuem miteinander in Verbindung gebracht, und dabei wird deren Realität oder Unwirklichkeit festgestellt. Auch der dynamische Charakter der prädikativen Beziehung ist nur graduell von der Dynamik anderer syntaktischer Beziehungen verschieden. Im Kommunikationsprozeß können verschiedene Satzglieder besonders hervorgehoben und den übrigen gegenübergestellt werden. Wie die Stimmführung und Betonung zeigen, fällt die syntagmatische Gliederung des Satzes in zwei dynamisch einander gegenübergestellte Teile, wo sie überhaupt vorhanden ist, nicht immer mit der Gegenüberstellung von Subjekt und Prädikat zusammen. (Vgl. Ščerbas Lehre von ein- und zweiteiligen Phrasen: 96, 123—124.) Selbst im Satz *Er ist Arbeiter* können dynamisch-syntagmatisch *Er ist* und *Arbeiter* einander gegenübergestellt werden. Dies hängt damit zusammen, daß die psychologische oder kommunikative Prädizierung die grammatische prädikative Beziehung auf mannigfache Weise überlagert und sich mit ihr kreuzt.

Die einzig sichere grammatische Unterscheidung der prädikativen Beziehung als einer Beziehung zwischen den Wörtern von allen anderen syntaktischen Beziehungen ist also die syntaktisch (nicht lexikal!) bedingte gegenseitige Zuordnung der beiden Glieder der Konstruktion, die das Subjekt und Prädikat verbindet.

Es ist noch zu betonen, daß im Prädikat, wenn es zusammengesetzt ist, auch besondere innerprädikative Beziehungen entstehen, die die Kopula mit dem Prädikativ verbinden. Sie stützen sich formal auf die obligatorische Fügungspotenz der kopulativen Verben.

Es gibt auch Satztypen, in denen die prädikative Beziehung entweder zwischen dem Verb und einem Satzglied entsteht, das der Form nach ein abhängiges ist, z. B. ein Akkusativ- oder Dativobjekt *(Mich graut, Mir graut)*, oder (durch die Vermittlung der Kopula) zwischen einer Wortform mit quantitativer Semantik und dieser Wortform selbst (partitive Sätze: *Der Gäste waren viele)*. Hier, wo das Nominativsubjekt fehlt, überlagert die Bedeutung des Subjekts als des ersten Gliedes der prädikativen Beziehung die Bedeutungen, die die entsprechenden nominalen Glieder als solche aufweisen (die des Objekts usw.). Dies ist ein Ausdruck der bathysmatischen Gestaltung der grammatischen Bedeutungen in der Redekette. Aber die Natur der prädikativen Beziehung als einer Beziehung mit gegenseitiger Zuordnung ist hier dieselbe.

In der letzten Zeit wird die Existenz der prädikativen syntaktischen Beziehung und des Prädikats als eines besonderen Satzgliedes vollständig oder zum Teil in den Theorien in Frage gestellt, die als das einzige herrschende Glied im Satz die finite Form des Verbs betrachten und die gesamte Struktur des Satzes als eine Realisierung ihrer Valenz (Fügungspotenz) ansehen. Doch führt die von der Dependenzgrammatik geforderte Degradierung des Subjekts zu einem Aktanten (Mitspieler) des Verbs zu der Schlußfolgerung, daß in den Sätzen mit nominalem Prädikat das kopulative Verb als herrschendes Glied auftritt, was den realen Kräfteverhältnissen im Satz als einer konkreten sprachlich gestalteten Form direkt zuwiderläuft. Und es entsteht die Frage, wie die Sätze mit ausgelassener Kopula zu behandeln sind (z. B. *Träume — Schäume*). Gewiß dürfte man hier vom Standpunkt des Beziehungssystems der Grammatik aus annehmen, daß das Subjekt und das Prädikativ hier von der Nullform des Verbs abhängen. Aber vom Standpunkt des Gestaltungssystems der Grammatik aus ist solche Annahme unsinnig.

Die Reduzierung der prädikativen Beziehung auf die Beziehung des finiten Verbs zu seinen «Mitspielern» macht es auch unmöglich, irgendwelche Verbindungslinien zwischen den verbalen und verblosen (nominalen) logisch-grammatischen Satztypen aufzudecken, so daß von keinem umfassenden System dieser Typen die Rede sein kann. Die Anerkennung der prädikativen Beziehung gibt dagegen die Möglichkeit, nicht nur die zweigliedrigen Sätze mit verbalem und rein nominalem Prädikat miteinander in Berührung zu bringen, sondern auch die Verbindungslinien zwischen den eingliedrigen nominativischen Existenzialsätzen und dem zweigliedrigen Satz zu erkennen: nämlich die vom Nominativ ausgestrahlte Projizierung der prädikativen Beziehung, die hier den allgemeinen Bedeutungsgehalt (das Sein als solches) aufweist und deswegen ohne speziellen Ausdruck durch besondere Lexeme bestehen kann.

2. **Die attributive Beziehung.** Sie entsteht zwischen dem Substantiv

und den Wortarten und Wortformen, die das Substantiv bestimmen, indem sie zur Gruppe des Substantivs gehören und also von ihm syntaktisch abhängig sind. Wie es auch die deutsche grammatische Tradition erfordert, wird hier also jedes Glied der Substantivgruppe als Attribut angesehen, obgleich dabei viele Unterschiede zu verzeichnen sind. Außer den Fällen, wo die Semantik des Substantivs so sehr relativ ist, daß es ohne Attribut keinen rechten Sinn ergibt, ist die attributive Beziehung einseitig: das Attribut braucht obligatorisch das Substantiv, um in den Satz Eingang zu finden, aber das Substantiv verbindet sich mit dem Attribut nur fakultativ (vgl. § 57).

3. **Die Objektbeziehung.** Sie entsteht zwischen dem Verb und den vom Verb abhängigen Satzgliedern, die die Gegenstände bezeichnen, auf welche die vom Verb ausgedrückte Handlung gerichtet ist (Objekte). Auch diese Beziehung ist (in dem oben angegebenen Sinne) syntaktisch einseitig, wenn das Verb semantisch vollwertig ist (vgl. § 58).

4. **Die adverbiale Beziehung.** Sie entsteht zwischen dem Verb und den vom Verb abhängigen Satzgliedern, die den Vorgang irgendwie charakterisieren oder die Umstände angeben, unter welchen sich der Vorgang vollzieht (Adverbialbestimmungen oder Adverbiale). Wenn das Verb semantisch nicht relativ ist, ist auch diese Beziehung syntaktisch einseitig (vgl. § 58).

Die Grenzen zwischen den beiden letzten Beziehungen (und den betreffenden Satzgliedern) sind sehr fließend, da als herrschendes Glied der Gruppe in beiden Fällen das Verb erscheint. Entscheidend ist hier die Differenzierung des verallgemeinerten Bedeutungsgehalts, aber sie wird von mehreren formalen Faktoren unterstützt. Bei der Formung der Objektbeziehung tritt das abhängige Glied besonders oft in der Form eines präpositionslosen Substantivs oder Pronomens auf. Dagegen kommen diese Formen bei der Bildung der adverbialen Beziehung sehr selten vor.

Der verallgemeinerte Bedeutungsgehalt gibt sich nicht nur in der Unterscheidung der Objektbeziehung und der adverbialen Beziehung kund. Der Bedeutungsgehalt der syntaktischen Beziehungen und der Nebenglieder des Satzes kann mit der unmittelbaren Zugehörigkeit des abhängigen Gliedes zu irgendeiner syntaktischen Gruppe sogar in Widerspruch treten. Im Deutschen kommt das besonders kraß bei manchen Gliedern der Gruppe des Verbs zum Vorschein. Es gibt solche Glieder, die gleichzeitig semantisch (aber zum Teil auch formell) auf ein anderes substantivisches oder pronominales Satzglied (Subjekt oder Objekt) bezogen sind: *Er kommt* **gesund** *an — Er fand sie* **heiter.** Diese Glieder bezeichnet man gewöhnlich als prädikatives Attribut (vgl. 309, III). Es gibt auch solche Satzglieder, die die Verbindung zwischen dem prädikativen Verb und dem Subjekt modal einschätzen: **Leider** *ist er krank.* In der russischen Grammatik bezeichnet man dieses Glied als Einschubglied oder «eingeschaltetes Satzglied», was damit zusammenhängt, daß den allgemeinen strukturellen Gesetzmäßigkeiten der russischen Sprache gemäß dieses Glied in der Regel verselbständigt wird. Aber im Deutschen wird es in der Regel ganz unmittelbar und fest

an das Verb angeschlossen, wie es bei anderen Gliedern der Gruppe des Verbs der Fall ist: *Morgen wird sie* **vielleicht** *singen — Morgen wird sie* **schön** *singen.* Daß dieses Satzglied nicht außerhalb des Satzes steht, wird auch dadurch bewiesen, daß es einen regelrechten selbständigen Platz im Satze ausfüllt. Deswegen wäre es ratsam, dieses Glied im Deutschen einfach als Modalglied zu bezeichnen. Im deutschen Sprachbau erscheinen als wirkliche Einschubglieder nur Sätze oder (seltener) Wörter, die wirklich zu keinem Glied des eigentlichen Satzes gehören und ihn unterbrechen:

Von Wahl und Politik — **nur über Gundermann fiel gelegentlich eine spöttische Bemerkung** — *war längst keine Rede mehr. (Fontane)*

Aber sowohl das prädikative Attribut als auch das Modalglied sind doch besondere Satzglieder im Deutschen. Die doppelte syntaktische Orientiertheit dieser Glieder grenzt sie sehr scharf von solchen Satzgliedern ab, die sich nur auf das Verb beziehen. Auch formal sondern sie sich aus. Das prädikative Attribut weist sogar in einigen Fällen die Kongruenz mit dem Subjekt auf: *Er arbeitet als Lehrer — Sie arbeitet als Lehrerin.* Das Modalglied hat eine Fügungspotenz, die den von einem qualitativen Adverb ausgedrückten Adverbialbestimmungen fehlt. Das Modalglied kann in allen logisch-grammatischen Satztypen bei allen Arten des Prädikats auftreten.

Man könnte das prädikative Attribut und das Modalglied als Nebenglieder des Satzes mit doppelter syntaktischer Abhängigkeit bezeichnen, im Gegensatz zu anderen Nebengliedern des Satzes, die nur von einer Komponente des Satzes abhängen. Das Modalglied bezieht sich eigentlich nicht auf zwei Satzglieder, sondern auf ihre Verbindung. Deswegen behauptet man oft, daß das Modalglied eigentlich zum Satz in seiner Gesamtheit gehört. Doch bezieht sich das Modalglied nicht immer auf die Verbindung von zwei Hauptgliedern des Satzes, sondern auch auf die Verbindung von einem Hauptglied mit einem Nebenglied oder von zwei Nebengliedern miteinander.

Sehr groß ist der Unterschied zwischen diesen Satzgliedern und den Adverbialbestimmungen des Ortes und der Zeit, die mit Recht zuweilen auch als auf den ganzen Satz bezogen angesehen werden. Wirklich geben diese Arten der Adverbialbestimmungen semantisch nur den allgemeinen (lokalen und temporalen) Rahmen für den Vorgang und also auch für den Erzeuger oder den Träger des Vorgangs an. Aber es fehlt ihnen ein engerer, spezifischer Bezug auf das Subjekt oder Objekt, folglich eine doppelte syntaktische Beziehung, so daß sie unmittelbar zum Verb gehören.

Die syntaktischen Beziehungen unterscheiden sich noch in bezug auf ihre Festigkeit.

Sogar rein äußerlich ist die Gebundenheit der abhängigen Glieder an das leitende Glied nicht in allen Gruppen die gleiche. Besonders fest und «eng» sind die attributiven Beziehungen, ziemlich frei die adverbialen Beziehungen, die sich durch eine größere Beweglichkeit der abhängigen Glieder auszeichnen. Die Objektsbeziehungen nehmen in dieser Hinsicht eine Mittelstellung ein. Aber alle diese Beziehungen können auch gelockert werden durch «Verselbständigung» der betreffenden abhän-

gigen Glieder, was mit Hilfe ihrer intonationsmäßigen (syntagmatischen) Aussonderung geschieht und ihre größere Beweglichkeit zur Folge hat. Die «Verselbständigung» (Absonderung) bedeutet nicht, daß die syntaktischen Beziehungen zerrissen und abgebrochen werden oder daß die betreffenden Glieder ihre syntaktische Abhängigkeit verlieren, wie es zuweilen behauptet wird. Die Beziehung als solche mit ihrer semantischen und syntaktisch-strukturellen Orientiertheit des abhängigen Gliedes auf das herrschende bleibt auch bei Verselbständigung bestehen, bildet aber eine minder kompakte Einheit als sonst. Das abhängige Glied findet seinen Eingang in den Satz auch hier durch Bezug auf das herrschende Glied (vgl. 63, 412—416). Nur wenn das verselbständigte Glied in einen Existenzialsatz oder Benennungssatz übergeht, löst sich die betreffende syntaktische Beziehung auf. Diese Unterscheidung der syntaktischen Beziehungen nach dem Grade ihrer Festigkeit hat nichts zu tun mit dem bekannten Unterschied von lockeren, halbengen und engen Gruppen, der mit der Unterscheidung der beiordnenden, verselbständigten (appositiven) und unterordnenden syntaktischen Beziehungen zusammenfällt (vgl. 329).

Man muß betonen, daß die Unterscheidung der nichtverselbständigten und verselbständigten syntaktischen Beziehungen und Satzglieder auf einer anderen Ebene liegt als die Unterscheidung der syntaktischen Beziehungen und Satzglieder, sie sozusagen überlagert. Die meisten Satzglieder können sowohl verselbständigt als auch nicht verselbständigt auftreten. Aber das Verbum finitum kann nie verselbständigt werden, auch das Prädikativ nur in den Fällen, wenn es von einem Nebensatz ausgedrückt wird. Dagegen treten einige Partizipial- und Infinitivkonstruktionen, auch der absolute Akkusativ, in der Regel nur in verselbständigter Form auf. Größere, rhythmisch schwere Gruppen neigen überhaupt zur Verselbständigung.

Noch von einem anderen Standpunkt aus kann der Grad der Festigkeit der syntaktischen Beziehung gemessen werden.

Es kommt in Betracht, inwiefern das abhängige Glied in seiner Form und überhaupt in seinem Wesen von dem herrschenden Glied bestimmt wird. Es verhält sich in der Gruppe des Verbs z. B. ganz anders mit dem Objekt, das je nach der Art des Verbs eine Kasusform erhält: *Ich begegnete* **ihm** — *Ich traf* **ihn**, und mit der adverbialen Bestimmung, die zum Teil bei ganz beliebigen Verben auftreten kann: *Ich arbeitete* **im Garten** — *Ich habe* **im Garten** *einen Brief geschrieben* — **Im Garten** *war ich sehr heiter.*

Besonders die adverbialen Bestimmungen des Ortes sind viel freier in ihrer Beziehung zum Verb als die Objekte.

Aber eine Art Abhängigkeit bleibt ihnen doch eigen. Sie werden zu einem Bestandteil des Satzes, nur indem sie sich an ein anderes Satzglied anlehnen. Die meisten Adverbialverbindungen (der Art und Weise, finale, kausale, sogar temporale) sind dabei eben auf das Verb (oder auf die Verbalnomina, zum Teil auf das Adjektiv) angewiesen. Nur die lokalen (und viel seltener temporalen) Bestimmungen sind alternativ in ihrer Fügungspotenz. Vgl. *Der Mann rauchte* **im Garten** *eine Zigarette* — *Der Mann* **im Garten** *rauchte eine Zigarette.* Aber sie

brauchen obligatorisch irgendeine Stütze, die ihnen den Eintritt in den Satz ermöglicht, und in diesem Sinne sind auch sie abhängig.

Wieder von einer anderen Seite aus kann man an das Problem der Festigkeit der syntaktischen Beziehungen herantreten, wenn man die Unterschiede in der Art der Fügungspotenz des herrschenden Gliedes berücksichtigt.

Die obligatorische Fügungspotenz des herrschenden Gliedes bedeutet, daß seine Beziehung zum abhängigen Glied notwendig und also besonders fest, unauflöslich ist. Freilich hängt der obligatorische Charakter der Fügungspotenz oft von dem lexikal-semantischen Charakter der einzelnen Wortreihen oder sogar einzelner Wörter ab. So erfordert z. B. nur ein Teil der transitiven Verben (*nehmen, geben* usw., vgl. § 49) obligatorisch das direkte Objekt. Aber auf diese Weise entsteht eine Differenzierung in den betreffenden Satzgliedern, die strukturell sehr bedeutsam sein kann.

Auch hier findet also nur eine Überlagerung der eigentlichen syntaktischen Beziehungen und der Satzglieder statt. Besonders wichtig ist die Unterscheidung der obligatorischen und fakultativen Fügungspotenz für die Satzglieder, die vom Verb abhängig sind. Bei den Verben, sowohl den intransitiven als auch den transitiven, die an sich keinen vollendeten Sinn besitzen und keine geschlossene Satzkonstruktion bilden, wird die Rolle der von ihnen abhängigen Satzglieder, die erst die semantische Vollständigkeit und strukturelle Geschlossenheit dem Satz verleihen, außerordentlich groß. Vgl. *Er schreibt einen Brief — Er nimmt einen Brief; Sie arbeitete im Garten — Sie war im Garten.* In den ersten Sätzen der Vergleichsreihen sind die Verbalformen *schreibt* und *arbeitete* schon an und für sich semantisch vollwertig, so daß die Sätze *Er schreibt* und *Sie arbeitete* durchaus als solche existieren können. Die abhängigen Glieder (das direkte Objekt und die adverbiale Bestimmung des Ortes) sind hier eben nur Nebenglieder, die den Sinn des Satzes ergänzen und bereichern, aber strukturell nicht unentbehrlich sind. Dagegen sind in den zweiten Sätzen der Vergleichsreihen Verbalformen semantisch-syntaktisch in einem solchen Grade unvollständig, daß die abhängigen Glieder hier zu notwendigen Bestandteilen des Satzes (unmittelbar des Prädikats) werden. Man kann sie gewiß nicht ohne weiteres mit dem Prädikativ gleichsetzen. Sie bleiben auf Grund ihrer morphologischen Form und ihrer Semantik einerseits das, was sie waren, also direktes Objekt und lokale Adverbialbestimmung, aber andererseits gehören sie doch zum Prädikat. Die prädikative Beziehung, die vom Subjekt ausgeht, dringt hier durch das finite Verb hindurch und dehnt sich auch auf die betreffenden abhängigen Glieder aus. Die Fügung des finiten Verbs mit solchen, von der prädikativen Beziehung berührten abhängigen Gliedern möchten wir das «erweiterte» Prädikat nennen und die betreffenden abhängigen Glieder als Glieder des erweiterten Prädikats bezeichnen. Dieses Problem wurde schon von Sütterlin aufgeworfen, der aber schließlich den Gedanken des erweiterten Prädikats als grammatisch unfruchtbar verwarf. Leider wird dieser Begriff auch in den meisten modernen Grammatiken nicht verwertet, was zu manchen

Schwierigkeiten in der Deutung verschiedener grammatischer Erscheinungen führt (vgl. z. B. 226, 425 u. ff.).

Die Verschiedenheiten in dem Grade der Festigkeit der syntaktischen Beziehungen modifizieren also das System der Satzglieder im Deutschen mannigfach, schaffen aber keine neuen, besonderen Satzglieder. Als Satzglieder treten im Deutschen also nur Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut, Adverbialbestimmung, prädikatives Attribut und Modalglied auf.

Die syntaktischen Beziehungen und die sich auf ihrer Basis bildenden Satzglieder unterscheiden sich auch nach der Art ihrer Beteiligung bei der Gestaltung des Satzes und dementsprechend nach ihrem Rang. Den höchsten Rang hat die prädikative Beziehung, die den Satz gestaltet. Den nächsthöchsten die Objektbeziehung, die an der Gestaltung nur einer Abart des Satzes teilnimmt. Den mittleren Rang nimmt die Adverbialbeziehung ein, da sie in vielen ihrer Abarten satzbezogen ist, ohne an der Bildung der Satzstruktur teilzunehmen, wenn nicht spezielle semantische Faktoren im Spiele sind. Ihre Satzbezogenheit besteht darin, daß die Adverbialbestimmung (auch das Modalglied) in vielen Fällen syntaktisch die Verbindung des Subjekts mit dem Prädikat bestimmt, d. h. zu der prädikativen Beziehung gehört. Den niedrigsten Rang nimmt nach dieser Beziehungshierarchie die attributive Beziehung ein, da sie nicht zur prädikativen Beziehung, sondern zu einem Redeteil gehört, namentlich zum Substantiv. Aber vom Standpunkt des Gestaltungssystems der Sprache aus spielt die attributive Beziehung eine außerordentlich große Rolle, und eben auf die Attribute wird oft der Schwerpunkt in der semantischen Füllung des Satzes verlegt (vgl. § 57). Übrigens hängen auch manche Abarten der Adverbialbestimmung nicht von der prädikativen Beziehung, sondern nur vom Verb ab, d. h. erläutern nur die Semantik des Verbs als solchen (vgl. § 58), so daß sie in diesen Fällen auch eigentlich zu den Satzgliedern niedrigsten Ranges gezählt werden sollten. Aber man tut es gewöhnlich nicht, da das Verb in der Regel mit der Satzstruktur identifiziert wird, obgleich die Adverbialbestimmungen auch bei den infiniten Verbalformen vorkommen, in Infinitiv- und Partizipialgebilden.

Da die attributive Beziehung eben in der Abhängigkeit einer syntaktischen Komponente von einem Substantiv besteht, treten recht verschiedene Bildungen als Attribute auf, zum Teil auch solche, die in erster Linie als Glieder anderer syntaktischer Beziehungen fungieren, z. B. der Adverbialbeziehungen. Es kommt hier wiederum zur Überlagerung einer syntaktischen Beziehung durch eine andere, der adverbialen durch die attributive (z. B. *das Haus hier*).

Über die Adjektiverläuterung, die viel mit den Satzgliedern gemeinsam hat, die vom Verb abhängen, s. § 56. Die Erläuterungen zu den Numeralien stützen sich ihrerseits auf die Adjektiverläuterungen und die Attribute.

Als eine besondere Art der syntaktischen Beziehungen ist noch die wechselseitige Beziehung zu erwähnen, die aber keine neuen Satzglieder schafft, sondern nur unter einigen der bereits erarbeiteten besondere

Verhältnisse fixiert. Es handelt sich vor allem um Wortgruppen, die von Adjektiven, Partizipien und adjektivischen Numeralien abhängen. So hängen in den Wortgruppen *die schönste der Frauen, die größte unter den Städten* sowohl der Genitiv im ersten Beispiel, als auch die Präpositionalgruppe im zweiten syntaktisch von den adjektivischen Wörtern ab, aber in ihrer flektiven Form kongruieren diese teilweise mit den von ihnen abhängigen Substantiven, richten sich namentlich nach deren Geschlecht, hängen also selbst auch von ihnen ab. Einen viel komplizierteren Fall stellen einige Wortgruppen mit Genitiv- und Präpositionalattribut dar (vorwiegend mit partitiver Semantik), die — übrigens sehr selten — von dem herrschenden Substantiv distanziert werden. Denn es kann hier zur Bildung von Sätzen ohne Nominativsubjekt kommen, wobei das Attribut die erste Stelle im Satz einnimmt und strukturell-semantisch die Rolle des Subjekts zu spielen beginnt. Dementsprechend übernimmt das herrschende Wort die Rolle des Prädikativs, das ja mit dem Subjekt eben durch wechselseitige Abhängigkeit verbunden ist, z. B. *Der zuerst Eintretenden waren zwei (K. Gutzkow)*. Näheres darüber in § 47.

Ohne spezielle Benennung bleiben gewöhnlich die Hilfswörter. Man könnte sie vielleicht als Komponenten der syntaktischen Beziehungen bezeichnen.

§ 47. Der Satz und seine Unterarten. Die Semantik des Satzes

Die Form des Satzes, wie er im lebendigen Kommunikationsprozeß auftritt, ist recht bunt und verschiedenartig. Will man aber die wesentlichsten Züge des deutschen Satzes kennenlernen, so muß man die Einflüsse auf die Struktur des Satzes von seiten der Situation und des Kontextes ausschalten. Erst dann gelingt es, die notwendigen Bestandteile seines Baus, die an und für sich ihn zu einer selbständigen und geschlossenen Sprach- und Redeeinheit machen, auszusondern und zu bestimmen.

Diese Bestandteile sind in den allermeisten Fällen Subjekt und Prädikat, also zwei Satzglieder, die durch prädikative syntaktische Beziehung miteinander verbunden sind und in spezifischen morphologischen Formen auftreten: das Subjekt in der Form des Nominativs, das Prädikat in der Form des finiten Verbs oder einer Wortgruppe, an welcher jedenfalls ein finites Verb teilnimmt.

Der Satz im Deutschen wird also dadurch charakterisiert, daß er zweigliedrig, nominativisch und verbal ist.

Doch ist der Satz, wie alle Grundeinheiten der Sprache, so vielseitig und aspektreich, besitzt einen so komplizierten Gehalt und übt so mannigfaltige Funktionen aus, daß man auch solche Satztypen zu verzeichnen hat, die einer oder einiger von diesen strukturellen Gesetzmäßigkeiten ermangeln. Es gibt sowohl eingliedrige Sätze als auch Sätze, die kein Verb oder keinen Subjektsnominativ aufweisen (vgl. § 48). Aber alle diese anders gebauten Satztypen sind doch irgendwie auf den «Grundtypus» des Satzes bezogen, stützen sich auf seine zweigliedrige, nominativische und verbale Struktur.

Diese entscheidende Rolle, die im System des deutschen Satzes seine «vollständige» und streng geformte Struktur spielt, hängt mit der allgemeinen Tendenz der deutschen Sprache zusammen, mit Hilfe von formell-grammatischen Mitteln den Aufbau und die Gliederung der Sprach- und Redeeinheiten möglichst scharf und klar hervortreten zu lassen.

Von diesem Standpunkt aus ist es von großer Bedeutung, daß das Schema des «vollständigen» Satzes im Deutschen durchaus fest und stabil ist. In drei Fällen kommt das besonders klar zum Vorschein.

Erstens tritt in den unpersönlichen Sätzen, wo der Ausgangspunkt des Vorgangs überhaupt fehlt oder ganz ungewiß ist, doch ein *es* als Scheinsubjekt auf, eben um die Vollständigkeit des Satzschemas zu bewahren: **Es** *regnet.*

Zweitens wird in Antworten, Wiederholungen usw., wo das Prädikativ bei den kopulativen Verben kommunikativ-semantisch eigentlich entbehrlich wäre, da seine Bedeutung aus dem Kontext sehr leicht zu entnehmen ist, wiederum ein *es* (seltener *das*) verwendet, um die Stelle des Prädikativs nicht leer zu lassen: *Sind Sie krank? — Ich bin's (bin es).*

Drittens wird dieses universale satzgliedersetzende *es* ziemlich oft bei transitiven, aber prädikativ nicht hinlänglichen Verben gebraucht, wenn das Objekt sehr allgemein und unbestimmt oder überhaupt überflüssig ist, da das Prädikat durch eine phraseologische Wendung gebildet wird: *Ich habe* **es** *gut.*

Eine besondere Abart der zweigliedrigen Sätze bilden solche Sätze, deren erster (substantivischer oder pronominaler) notwendiger Bestandteil, der syntaktisch auf den zweiten (verbalprädikativen) notwendigen Bestandteil zustrebt, nicht durch den Nominativ, sondern durch einen anderen Kasus ausgedrückt wird, der die erste Stelle des Satzes einnimmt (sonst kommt noch das Scheinsubjekt *es* oder in einigen Fällen ein vollwertiges Subjekt hinzu). In dieser Funktion kommen alle drei obliquen Kasus vor. Der Akkusativ und der Dativ treten in den unpersönlichen Sätzen auf, die den Zustand der Person bezeichnen (*Mich friert; Mir ist wohl,* aber *Es friert mich; Es ist mir wohl*), der Genitiv in den partitiven Sätzen, die eine quantitative Charakteristik des an erster Stelle stehenden Gliedes geben:

Der Straßen sind viele in Hellas (H. Mann), aber
Es sind nicht wenige unter uns... (Becher), oder
Sie sind so wenige (H. Mann), oder
Noch sind sie wenige (H. Mann).

Das Prinzip der Synthetisierung von zwei einander zugeordneten Komponenten mit dem Ziel, eine strukturelle Einheit zu bilden, bleibt also auch in einigen Satztypen bestehen, die vom Nominativ frei sind. Man könnte Satztypen dieser Art «zweiteilige» Satztypen nennen.

Die zweiteiligen Sätze beweisen, wie wichtig für den deutschen Satz der formale Ausdruck seiner prädikativen Struktur ist.

Doch ist der Nominativ als der Kasus, der das erste Glied der prädikativen Beziehung verkörpert, durchaus vorherrschend, was auch die Verbreitung des Scheinsubjekts *es* beweist. Vom Standpunkt der

Form des Subjekts aus ist die Struktur des Satzes sehr eintönig. Desto mannigfaltiger gestaltet sich dagegen die Form des Prädikats. Die Unterscheidung der Sätze nach ihrem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt (logisch-grammatische Satztypen) wird vor allem eben durch die formell ausgedrückten Unterschiede in der Form des Prädikats ermöglicht.

Die finite Verbalform, die einen notwendigen Bestandteil des Prädikats bildet, ist oft semantisch-syntaktisch nicht imstande, dem Satz Vollständigkeit und Geschlossenheit zu verleihen. Die prädikative Beziehung, die vom Subjekt ausgeht, geht durch solche Verben hindurch und richtet sich auf andere (nominale oder verbal-nominale) Bestandteile des Satzes. Sie erfaßt also sowohl die verbale Form als auch irgendwelche andere Formen im Satz, verteilt sich unter ihnen, macht sie zu Teilen des Prädikats — zu Prädikativen, wenn sie keine anderen Funktionen im Satz erfüllen, als das Verb prädikativ zu vervollständigen, oder zu Gliedern des erweiterten Prädikats. So entsteht der Unterschied zwischen dem einteiligen einfachen Prädikat, das aus einem semantisch-syntaktisch vollwertigen Verb besteht, und dem zusammengesetzten Prädikat, das aus der Fügung eines Verbs mit einer zusätzlichen Komponente besteht, wobei diese Komponente entweder ein Nomen (nominales zusammengesetztes Prädikat) oder ein verbales Nomen (verbales zusammengesetztes Prädikat) sein kann. Vgl. *Er arbeitet — Er ist Arbeiter — Er will arbeiten.* Näheres darüber kommt bei der Analyse der logisch-grammatischen Satztypen zur Sprache.

Die Mannigfaltigkeit der Funktionen, die der Satz ausführt, und die Kompliziertheit seines Bedeutungsgehalts erklären die Vielheit der Satztypen, die in der Sprache existieren. Es gibt z. B. Hauptsätze und Nebensätze, Fragesätze und Ausrufesätze, negative Sätze und koordinierte Sätze usw. Um sich in dieser Fülle von Satzarten zurechtzufinden, muß man die verschiedenen Aspekte des Satzes streng voneinander sondern. Dieser Versuch wird in den § 49—55 unternommen.

Die in einem Aspekt des Satzes auftretenden Satztypen bilden das Paradigma dieses Aspekts. Die Gesamtheit der Paradigmen aller Satzaspekte bildet das vollständige Paradigma des Satzes. Die Tabellen der Satzaspektparadigmen werden aber hier nicht angeführt, da sie zum Teil sehr kompliziert sind und viel Raum erfordern würden.

Die Knappheit bei der Analyse der Satzaspektparadigmen beruht zum Teil auch auf Raummangel, wurde aber dadurch ermöglicht, daß sehr viele Gesetzmäßigkeiten im Gebrauch der Wortformen, die die Satztypen aller Arten gestalten, bereits in der Morphologie umrissen sind.

Die bathysmatische Überlagerung der den Satz bildenden Wortformen durch verschiedene grammatische Bedeutungen und Funktionen wird ausführlich im Anhang behandelt.

Sehr wichtig für die Struktur des verbalen Elementarsatzes (s. § 52) sind die obligatorischen Fügungspotenzen (die Valenz) des prädikativen Verbs. Aber selbst bei den semantisch vollwertigen Verben bestimmen diese Potenzen nicht immer die Gestaltung des Satzes, die ja

auch von der kognitiv-kommunikativen Einstellung des Sprechenden bestimmt sein kann. So sind im Satz *Ich sehe ihn kommen* sowohl das Objekt als auch der Infinitiv Glieder eines erweiterten Prädikats, die hier als obligatorische erscheinen. Aber dies ist nicht die Folge der Einführung in den Satz des Verbs *sehen,* da neben diesem Verb auch ein einfaches Objekt möglich wäre *(Ich sehe ihn).* Die Struktur des Satzes wird hier somit nicht durch die Fügungspotenz des Verbs gesetzt, sondern durch die Wahl, die der Sprechende unter seinen alternativen Fügungspotenzen trifft.

Eine andere Auffassung des Satzparadigmas, die auch die Unterschiede im morphologischen Paradigma des Verbs berücksichtigt (z. B. die Veränderung nach den Zeitformen), wurde in der russischen Grammatik von K. J. Schwedowa entwickelt (vgl. 91; 71, 51).

In den letzten Jahrzehnten wurde in der Sprachwissenschaft das Problem der Satzsemantik eifrig behandelt. Auch von der sowjetischen Germanistik wurden wichtige Beiträge zu diesem Problem beigesteuert (57; 1; 82 u. a.). Doch wäre es falsch anzunehmen, daß die Semantik des Satzes früher systematisch überhaupt nicht erforscht sei. So wurde z. B. das im vorliegenden Buch vorgetragene System der logisch-grammatischen Satztypen, die sich sowohl formal als auch semantisch unterscheiden, bereits in den 30er Jahren entworfen, wenn auch ohne solche Bezeichnung (vgl. 11). Übrigens sind die Systeme der Satzmodelle, die von der heutigen semantisch ausgerichteten Forschung aufgestellt werden, im wesentlichen nur Variierungen und Umgruppierungen der Typen, die hier als logisch-grammatische dargestellt werden.

§ 48. Arten des Elementarsatzes, deren Form Abweichungen von der verbalen, nominativischen und zweigliedrigen Struktur des Elementarsatzes aufweist

Bei der Musterung der Satzaspekte werden manche Satzarten geschildert, die in ihrer Struktur von der verbalen, nominativischen und zweigliedrigen Form des Satzes abweichen. Es werden dabei auch die Triebkräfte und Bedingungen angegeben, die solchen Abweichungen zugrunde liegen: der zu seiner Realisierung drängende spezifische Bedeutungsgehalt des betreffenden Aspekts und die Einwirkungen der Situation und des Kontextes, die sich besonders in einigen Aspekten geltend machen. Da aber die Struktur des Satzes selbst zuweilen Anlaß gibt, die «normale» Satzform abzustreifen, so scheint es doch angebracht, schon hier eine allgemeine Übersicht der Satzarten zu geben, die nicht als okkasionelle Ellipsen, sondern als besondere, stabile Satztypen in ihrem Bau von einer oder mehreren strukturellen Hauptgesetzmäßigkeiten des deutschen Satzes frei sind. Dreierlei sind die Hauptfaktoren, die dabei auf die Form des deutschen Satzes einwirken.

Erstens kann der Satz das finite Verb oder den Subjektsnominativ (und in beiden Fällen also auch die Zweigliedrigkeit in ihrer klassischen Gestalt) vermissen, wenn der Bedeutungsgehalt, der in dem fehlenden

Glied seinen Ausdruck finden sollte, so unbestimmt, allgemein oder unbekannt ist, daß man ihn vom semantischen Standpunkt aus nicht zu nennen braucht. Doch muß man dabei im Auge behalten, daß dieser semantische Faktor nicht automatisch wirkt, sondern durch rein strukturelle Gesetzmäßigkeiten, die für die deutsche Sprache so charakteristisch sind, durch die Tendenz zur Aufrechterhaltung des vollständigen strukturellen Schemas umgestaltet oder sogar verhindert werden kann. Dessen ungeachtet liegt im Deutschen der semantische Faktor den strukturellen Eigentümlichkeiten solcher Satzarten zugrunde, wie z. B. die unpersönlichen Sätze (ohne *es*, vgl. § 31, 49), partitive Genitivsätze (vgl. § 49), eingliedrige Existenzialsätze (vgl. § 49).

Zweitens wirken die Situation und der Kontext auf die Struktur des Satzes ein. So fehlt dem Imperativsatz in der 2. Person Singular das Nominativsubjekt, weil die handelnde Person, die durch diesen Nominativ bezeichnet werden sollte, in der Situation selbst immer gegeben ist. Auch die Benennungssätze (vgl. § 20) sind in ihrer Eingliedrigkeit durch die Situation oder den Kontext bedingt, z. B. *Schön!* bei der Betrachtung eines Bildes, *Feuer!* bei Ausbruch eines Brandes. Vgl. auch

Grabow hat mir eine Salbe für die Halsmuskeln verordnet... gut! (Th. Mann), wo *gut!* sich auf den vorhergehenden Satz bezieht.

Es war ein Tag wie gestern: Kälte, Dunst und Wind... (Bredel), wo *Kälte* usw. den vorhergehenden Ausdruck *Tag wie gestern* charakterisiert. Dabei stützen sich die Benennungssätze auf die Struktur irgendwelcher logisch-grammatischen Satztypen, also solcher Satzarten, die auch situationsfern und kontextfrei einen (relativ) vollständigen Sinn und eine (relativ) geschlossene Form aufweisen. So beruht der Benennungssatz *Schön!* (bei Betrachtung eines Bildes) auf der Satzstruktur *Dieses Bild ist schön!*, der Benennungssatz *Kälte, Dunst und Wind* (im oben angeführten Beispiel) auf dem eingliedrigen Existenzialsatz, der in derselben äußeren Form (*Kälte, Dunst und Wind*) erscheinen kann. Vollständigere Satzschemata liegen auch den Sätzen mit der Richtungssemantik zugrunde, die aus einem Adverb oder einer Präpositionalgruppe mit entsprechender Semantik bestehen: *Zurück! Fort von hier! Darüber weiter unten* usw. Aus dem dialogischen Kontext ist der Gebrauch der Modalwörter als Satzäquivalente zu verstehen: *Kommst du? — Ja!* Diese Satzart hat aber auch den spezifischen Bedeutungsgehalt der Entscheidungsfragen zur Voraussetzung, die eben nur eine modale Einschätzung der im Fragesatz ausgedrückten Beziehung zwischen zwei Komponenten erfordert.

Drittens wirkt sich hier auch die Struktur des Satzes selbst aus. So vermag ein genauer Parallelismus zwischen Subjekt und Prädikat, besonders in Sprichwörtern und formelhaften Redewendungen, die Kopula entbehrlich zu machen: *Träume sind Schäume — Träume — Schäume*. In den Sprichwörtern ist eine solche verblose Struktur möglich, auch wenn das fehlende finite Verb nicht kopulativ, sondern semantisch vollwertig sein sollte und zuweilen sogar schwer definierbar ist: *Ein Mann ein Wort; Mitgefangen mitgehangen* usw. Die besonders

klar ausgeprägte Zweiteiligkeit des Satzes erlaubt es hier, ohne Verbum finitum und zuweilen sogar ohne Subjektsnominativ auszukommen. Die überaus starke Entwicklung einer der strukturellen Hauptgesetzmäßigkeiten des deutschen Satzes ermöglicht es, seine anderen strukturellen Gesetzmäßigkeiten zu umgehen.

Weniger vollständig ist der strukturelle Parallelismus in einigen verblosen Fragesätzen, in welchen aber die Stimmführung selbst eine klare Gegenüberstellung der beiden Hauptglieder des Satzes hervorhebt:

Schönhusen ein Sozialist? (Bredel)

Der verstärkte Emotionalgehalt, besonders in Verbindung mit der Veränderung der üblichen Wortfolge, kann die Verwendung der Konstruktion ohne Kopula auch in Ausrufesätzen begünstigen:

Lumpenhunde die Reiter! (Goethe)

Die Nachstellung des Nominativsubjekts führt auch oft zur Beseitigung der Kopula in den Sätzen mit erweitertem Prädikat, die die Lage des Subjekts bestimmen:

Vorne zwei nickende Pferdeköpfe. (Liliencron)

Ein Mittelding zwischen einer Appositionsgruppe in der Anrede und einem emotional verstärkten Satz ohne Kopula sind Bildungen wie *Du Liebe. Sie Nichtswürdiger!* Im Kontext wird ihr Satzcharakter oft ganz klar:

Sie Ungeheuer, hätte ich gesagt! Sie finsterer Wüterich! Sie widerlicher Dickhäuter, hätte ich gesagt! (Bredel)

Der Satzcharakter solcher Bildungen kann auch durch Wiederholung ihres ersten (pronominalen) Gliedes zum Ausdruck gebracht werden, wobei auch eine besondere Art des strukturellen Parallelismus im Satz hergestellt wird:

Du ahnungsvoller Engel, du! (Goethe)

Es werden zuweilen im Nebensatz Hilfsverben oder Kopula ausgelassen:

Nachdem er eine längere Konferenz mit der Senatorin gehabt, ward Hanno vorgeführt... (Th. Mann), ...als einziger, der nicht ihres Glaubens... (Kisch)

Im 17.—18. Jahrhundert war diese Erscheinung, die ich als «afinite Konstruktion» bezeichne, in allen Funktionalstilen der Literatursprache sehr verbreitet (104, 190—192; 113, 346). Aber völlig ist sie auch im 19. Jh. nicht ausgestorben. Ziemlich oft erscheint sie im Vers, des Rhythmus und des Reimes wegen.

Im Perfekt und Plusquamperfekt wird besonders in Briefen und Tagebüchern das Hilfsverb nicht selten ausgelassen, ebenso im unabhängigen Satz. Z. B.:

Eben den letzten Bogen des Buchs fertig korrigiert. (K. Marx)

Die Fügung mit den Modalverben und semantisch gleichartigen Verben, die für die Infinitive so charakteristisch ist, erlaubt die Auslassung dieser Verben in finiter Form, wenn der Kontext und die Situation semantischen Mißverständnissen vorbeugen, wie es oft in rhetorischen Fragesätzen und Aufforderungssätzen geschieht:

Die und sich für andere aufopfern, ach je! (Bredel); Aufstehen!

Die Semantik der Abgeschlossenheit der Handlung ermöglicht in einigen Fällen dem Partizip II, die Rolle eines Aufforderungssatzes zu spielen: *Aufgestanden!*

Schon aus dieser kurzen Übersicht der Satzarten, die typologisch von der Struktur des nominativischen, verbalen und zweigliedrigen Satzes abweichen, ist ersichtlich, daß oft mehrere Faktoren zusammenwirken müssen, um solche Satzarten möglich zu machen. Es wird auch ersichtlich, daß verschiedene Redestile auf verschiedene Weise die Bildung und den Gebrauch dieser Satzarten begünstigen. Die Umgangssprache, der Dialog und zum Teil der Brief — das sind die Sprachsphären, die den wahren Nährboden für die Sätze bilden, die in ihrem Aufbau von den strukturellen Hauptgesetzmäßigkeiten des deutschen Satzes abweichen. Hier treten auch alle Arten von Ellipsen auf, die durch die Situation und den Kontext ermöglicht werden. In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß in der Umgangssprache in verschiedenen Satztypen das pronominale Nominativsubjekt fehlen kann:

Habe da heute mittag einen von meinen Stöcken ausgenommen und wollte mir erlaubt haben, Ihnen die beste Wabe zu bringen. (Fontane)

Eine erstarrte Form solcher Sätze mit ausgelassenem pronominalen Subjekt bilden die Wendungen *bitte, danke.*

Doch gibt es auch solche Satzarten, die in ihrer strukturellen Eigenart nicht an den Dialog gebunden sind: eingliedrige Existenzialsätze, unpersönliche Sätze, partitive Sätze, einige der Sätze ohne Kopula, die sich auf den Parallelismus ihrer Glieder stützen usw. Sehr verbreitet sind die Satzkonstruktionen, die von der verbalen, nominativischen und zweigliedrigen Struktur abweichen, in Zeitungsschlagzeilen, in der Bildzeitung, in Anzeigen, überhaupt in der Sprache der Werbung (vgl. 139; 293, 202—206). Nach den Zählungen von R. Römer erwiesen sich 61% der Slogans als unvollständige Sätze, worunter allem Anschein nach in sehr vielen Fällen nicht einfache Ellipsen zu verstehen sind, sondern verschiedene nicht-verbale stabilere Satzarten: z. B. *Dugena — die große Uhrenmarke, Dralon-Decken — gesunde Decken, Täglich Underberg — und man fühlt sich wohl* usw. (333, 165 bis 171).

Wichtig ist auch, daß sich in den modernen Fachsprachen solche Textsorten bilden, die u. a. zum Gebrauch von eingliedrigen nominativischen Sätzen verschiedener Art besonders günstig sind, wie z. B. die referierenden Zeitschriften (108).

Verbreitet sind die Abweichungen von der vollständigen Satzstruktur in der Schönen Literatur.

Aber bei allen Satzarten, die von der verbalen, nominativischen und zweigliedrigen Form abweichen, ist es möglich, die Faktoren oder Bedingungen aufzuspüren, die zu den betreffenden Abweichungen in der Satzstruktur geführt haben. Die Grundlage des deutschen Satzsystems, seine Ausgangsform (nicht genetisch, sondern vom Standpunkt des gegenwärtigen Systems aus), bildet jedoch der verbale, nominativische, zweigliedrige Satz, auf welchen sich alle anderen Satzstrukturen so oder so beziehen.

Die Aspekte des Satzes

§ 49. Der erste Aspekt: logisch-grammatische Satztypen

Einer der Unterschiede zwischen den Satztypen besteht in der Verschiedenheit der Wortarten und Wortformen, die als Hauptglieder des Satzes auftreten und die also das Gerippe (oder das Gerüst) bilden, das zur Formung einer (relativ) selbständigen Äußerung ohne Hilfe von seiten der Situation und des Kontextes als ein Minimum ausreicht. So unterscheiden sich die Sätze, deren Prädikativ in Gestalt eines Substantivs im Nominativ erscheint, von den Sätzen, die als Prädikativ ein Adjektiv in der Kurzform haben usw.

Diese Unterscheidung ist nicht nur formal. Es werden dadurch auch tiefgehende Unterschiede in dem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt der betreffenden Sätze zum Ausdruck gebracht. Die typischsten Beziehungen der Dinge, Vorgänge und Eigenschaften, die wesentlichsten Sachverhalte, die in der realen Welt vorkommen, werden auf diese Weise im grammatischen Bau der Sprache, in der Struktur des Satzes selbst fixiert. Nicht nur die lexikale Semantik und der verallgemeinerte Bedeutungsgehalt der einzelnen Wörter, Wortformen und Wortarten spiegeln also die konkrete Welt, die reale Wirklichkeit wider, sondern auch der grammatische Bau des Satzes als einer geschlossenen Einheit, die Form des Subjekts und die des Prädikats in ihren Wechselbeziehungen. Deswegen nennen wir die entsprechenden Satztypen, die also die im menschlichen Bewußtsein fixierten Sachverhalte der objektiven Welt abbilden, die «logisch-grammatischen» Typen des Satzes.

Die Abbildung gewisser, besonders wesentlicher Sachverhalte der objektiven Welt in der Struktur des Satzes bedeutet gewiß nicht, daß nur die betreffende Satzstruktur imstande ist, den betreffenden Sachverhalt sprachlich wiederzugeben. Und dies nicht nur deswegen, weil es einige synonymische Satzstrukturen gibt (s. S. 249), sondern auch deswegen, weil der Sprechende einen und denselben Sachverhalt von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten kann: z. B. kann ein Subjekt-Objekt-Sachverhalt sowohl in der Form einer grammatischen Subjekt-Objekt-Beziehung (mit aktivem Nominativsubjekt, transitivem Verb und Objektsakkusativ) aufgefaßt und dargestellt werden, als auch in der Form einer passiven Beziehung (mit infiziertem Nominativsubjekt und dem Verb im Passiv). Aber die Tatsache der Widerspiegelung von objektiven Sachverhalten—durch das Medium des menschlichen Denkens—in der Struktur des Satzes bleibt doch dabei im Prinzip unangetastet.

In jeder Sprache, im Einklang mit den Besonderheiten ihres Baus, gestaltet sich das System der logisch-grammatischen Satztypen eigenartig. Aber es gibt auch eine fast verblüffende Ähnlichkeit zwischen den wichtigsten logisch-grammatischen Satztypen in den verschiedensten Sprachen. Dies findet seine Erklärung darin, daß die

logisch-grammatischen Satztypen vor allem eben solche objektiven Sachverhalte widerspiegeln, die besonders oft in der realen Wirklichkeit wiederkehren, lebenswichtig für die Existenz des Menschen sind und sich deswegen dem menschlichen Bewußtsein einprägen.

Die Semantik der logisch-grammatischen Satztypen ist im Einklang mit der allgemeinen Gestaltungstendenz der grammatischen Formen feldmäßig strukturiert. Der Kompliziertheitsgrad der semantischen Felder der logisch-grammatischen Satztypen variiert übrigens sehr stark. Am verwickeltsten ist das System der Bedeutungsgehalte bei den Sätzen, die Objekte enthalten (vgl. § 3, 22). Aber auch dort fehlt es nicht an gewissen semantischen Richtlinien. Doch es gibt auch logisch-grammatische Satztypen mit verhältnismäßig einheitlicher und durchsichtiger Semantik, z. B. die Satztypen mit nominalem Prädikativ.

Wenn man die Bedeutungsgehalte aller logisch-grammatischen Satztypen auf einen gemeinsamen Nenner bringen will, so ist hier strengste Vorsicht geboten. Denn sogar solche Begriffe, die als sehr weite erscheinen und zuweilen als Grundsemantik des Satzes betrachtet werden, wie Sachverhalt oder Situation, sind zu einseitig, da sie eben an eine äußerliche Verbindung von Dingen oder wenigstens an die Zustände und Geschehnisse denken lassen, die mit den Dingen in Verbindung stehen. Nun aber gibt es Satztypen, die z. B. die Beziehung eines engeren Begriffes zu einem allgemeineren ausdrücken. Deswegen scheint es ratsam, als den für alle logisch-grammatischen Satztypen gültigen Bedeutungsgehalt eben den der «Relation» (der Beziehung) zu bestimmen. Denn zum Wesen des Satzes gehört es, daß er bedeutungsmäßig mindestens zwei Komponenten in Beziehung bringt, selbst wenn im real existierenden Satz eine von ihnen fehlen sollte.

Das Problem der logisch-grammatischen Satztypen, nur verschiedenartig benannt, wird in der Sprachwissenschaft seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt. Im Jahre 1897 wurde ein System von Satztypen, die sich nach der Form des Prädikats und nach ihrem Bedeutungsgehalt unterscheiden, von C. Svedelius anhand des französischen Sprachbaus entworfen, wobei aber diese Typen als allgemein gültig angesehen wurden und die ganze Betrachtungsweise recht logisierend war. Die Eigenartigkeit der «fundamentalen Satztypen» in jeder Sprache betonte dagegen E. Sapir, der sie aber als eine unveränderliche Grundlage des Baus der betreffenden Sprache auffaßte. Für die russische Sprache hebt W. A. Bogorodickij drei Haupttypen des Satzes hervor, die sich nach der Art der Merkmale unterscheiden, die vom Prädikat ausgedrückt und dem Subjekt zugeordnet werden (18, 213). Von Ch. C. Fries wurden auch für das Englische einige Satztypen festgestellt, die verschiedenartige Sachverhalte zum Ausdruck bringen, wobei auch hier den Ausgangspunkt die Formen des Prädikats bilden (208, 178 ff.). Sehr nah stehen dem Begriff der logisch-grammatischen Satztypen die Satzschemata K. Bühlers (157, 251—255). Ähnliche Satztypen werden auch in nicht indoeuropäischen Sprachen fixiert. In bezug auf den deutschen Sprachbau wurde ein System solcher Typen vom Verfasser dieses Buches in der Mitte der 30er Jahre aufgestellt (11).

Vom Ende der 30er Jahre an wurden sie von vielen Forschern, in der Regel unabhängig voneinander, untersucht (301; 148; 214; 394 u. a.). Über die Entwicklung der Forschung auf diesem Gebiete s. 148, 510—514. Als Benennungen wurden unter anderem gebraucht: Satzschemata, Satzmodelle, Grundmodelle, Grundformen, Satzpläne, Satzbaupläne. In der letzten Zeit stehen im Vordergrund die Bezeichnungen «Satzmodelle» und «Satzbaupläne», was durch das Bestreben hervorgerufen wurde, die Rolle dieser Typen als Muster bei der Bildung von konkreten Einzelsätzen zu betonen. Wir wollen aber die Bezeichnung «logisch-grammatische Satztypen» beibehalten, da es uns unbedingt notwendig erscheint, diese Art der Satztypen selbst terminologisch von den mannigfaltigen anderen Satztypen abzusondern, die zu anderen Aspekten des Satzes gehören. Solche Bildungen wie Haupt- und Nebensätze, Ausrufungssätze, Fragesätze usw. sind ja auch Satztypen (Satzmodelle, Satzbaupläne, Satzschemata usw.) und dienen auch als Muster zur Erzeugung von konkreten Einzelsätzen im Kommunikationsprozeß. Man muß also das spezifische Wesen, den eigentümlichen Gehalt und die besondere Leistung der betreffenden Satztypen in ihrer Benennung zum Ausdruck bringen. Es sei nebenbei betont, daß die Erforschung aller Satzprobleme ohne Rücksichtnahme auf das System der Satzaspekte nicht objektiv und immer einseitig bleiben wird. Was aber den terminologischen Unterschied zwischen «Typ» und «Modell» (bzw. Satzbauplan) betrifft, so scheint uns diese Differenz unwesentlich, da jeder grammatische Typ überhaupt nur dazu existiert, um als ein Muster für die Bildung von konkreten Einzelformen im Kommunikationsprozeß zu dienen.

Die Widersprüche, die in vielen Sprachen die Semantik der oder jener logisch-grammatischen Satztypen auszeichnen, genügen aber nicht, um den verallgemeinerten Bedeutungsgehalt als ein wesentliches Merkmal der logisch-grammatischen Satztypen im ganzen zu leugnen. Es würde dem wahren, systemhaften Charakter des grammatischen Baus widerstreben, wenn man den semantischen Gehalt des Satzes von seiner Struktur völlig loslöste und ihn zum Objekt eines besonderen Zweiges der Grammatik machte, der «syntaktischen Semantik», wogegen die Gestalt des Satzes nur nach ihren rein formalen Merkmalen beschrieben würde. Leider aber ist solche Scheidung der syntaktischen Semantik von der syntaktischen Gestaltung in den heutigen Grammatiktheorien fast vorherrschend, wobei die Morphologie überhaupt ganz unbeachtet bleibt. Man unterscheidet in der gesamten Grammatik nur zwei Bereiche: Semantik und Syntax. Glücklicherweise führen aber manche Vertreter dieser Richtung ihr Programm nicht vollständig durch. So berücksichtigt O. I. Moskalskaja, die gestaltungsmäßig die Sätze nach rein formalen Kriterien in eine Reihe von Modellblöcken einteilt, z. B. den Bedeutungsgehalt des Satzmodells Nomen + Kopulaverb + Adjektiv, indem sie dieses Modell als «Eigenschaftsaussage» bezeichnet (289, 235). Letzten Endes bedeutet somit das von Moskalskaja vorgeschlagene System der deutschen Satztypen keine radikale Absage von den logisch-grammatischen Satztypen, sondern nur ihre, wenn auch radikale Umgruppierung.

Übrigens gibt es sehr große Schwankungen in der Art der ausgesonderten logisch-grammatischen Satztypen im Deutschen und in ihrer Anzahl auch bei den Forschern, die solche Typen (unter verschiedenen Bezeichnungen) durchaus anerkennen.

Besonders bemerkenswert sind die Schilderungen der Satztypen, die hier logisch-grammatische genannt sind, bei Erben (189, 257—267), in der Duden-Grammatik (173, 436—528) und besonders bei Brinkmann (149, 519—606). L. Weisgerber hat eine eingehende Charakteristik des Satzbauplanes von dem Typ *Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter* (392) gegeben. Bei Glinz (214, 163—168) sind die Satzbaupläne auf Grund der Analyse einiger Gedichte von Hölderlin erarbeitet.

Das Prinzip, nach welchem die logisch-grammatischen Satztypen bestimmt werden, geht letzten Endes zurück auf die Unterscheidung der Satzkomponenten, die für die (relative) strukturelle Geschlossenheit des Satzes (ohne Einwirkungen von seiten der Situation und des Kontextes) unentbehrlich sind, von den Satzkomponenten, die unter denselben Bedingungen entbehrlich sind. Es wird hier also der alte Begriff des «nackten Satzes» angewandt, nur daß er jetzt viel differenzierter und biegsamer verwendet wird, mit Rücksichtnahme auf verschiedene Arten des «erweiterten Prädikats».

Das System der logisch-grammatischen Satztypen, die der Verfasser dieses Buches seinerzeit (1935), zum Teil die Gedanken H. Pauls (I, 29—42) weiterführend, aufgestellt hat, besteht aus fünf Haupttypen, die nach der Form der notwendigen Glieder und nach ihrem verallgemeinerten Bedeutungsgehalt bestimmt sind und in mancher Hinsicht den 4 Grundformen (Grundmodellen) Brinkmanns entsprechen. Zu ihnen gehören nämlich der intransitive Satz (das nominativische Tätigkeits- oder Zustandssubjekt + Tätigkeit oder Zustand, durch ein Verb ausgedrückt), der transitive Satz (das nominativische Tätigkeitssubjekt + Tätigkeit, durch ein Verb ausgedrückt + Objekt der Handlung, durch Akkusativ oder Dativ ausgedrückt), der «Erkenntnissatz» (das zu bestimmende Nominativsubjekt + kopulatives Verb + Nominativprädikat, das das Subjekt bestimmt), der «Eigenschaftssatz» (Träger einer Eigenschaft, durch Nominativ ausgedrückt + kopulatives Verb + Eigenschaft, durch die Kurzform des Adjektivs ausgedrückt), der unpersönliche Satz mit der Bedeutung des passiven Zustandes (Akkusativ oder Dativ des Trägers des Zustandes, durch Akkusativ oder Dativ ausgedrückt + passiver Zustand, durch ein Verb ausgedrückt) (vgl. 11, 10—20). In meiner in russischer Sprache verfaßten ⟨Einführung in die Syntax der gegenwärtigen deutschen Sprache⟩, 1955, wurde dieses System der logisch-grammatischen Satztypen weiter ausgebaut, differenziert und präzisiert, allerdings in einer anderen Richtung als bei Brinkmann, vor allem ohne die weitgehende Einteilung dieser Modelle nach verschiedenen Arten des verbalen Prozesses, der semantischen Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt usw. Da aber die Darstellung des in meiner ⟨Einführung⟩ gewonnenen vollständigeren Systems der logisch-grammatischen Satztypen sehr viel Platz in Anspruch genommen hätte, und um andererseits alle vom formalen und semantischen Standpunkt

aus besonders eigenartigen Typen zu umfassen, selbst wenn sie nur peripher sind, wurde in der ersten Auflage des vorliegenden Buches ihre ganze Mannigfaltigkeit auf zwölf Typen reduziert, die nach- und nebeneinander, also äußerlich als gleichberechtigte aufgezählt wurden, obgleich in Wirklichkeit einige von ihnen sekundärer Art sind. Diese Vereinfachung schien mir deswegen möglich, weil die erste Auflage des vorliegenden Buches sich an den Leser wandte, der die russische Sprache beherrschte und meine «Einführung» lesen konnte. Um die bei vielen Lesern bereits eingeführte Behandlung des Problems nicht zu ändern, wurde in den späteren Auflagen Zwölf-Typensystem beibehalten. Dies ist auch hier der Fall, aber diese zwölf Typen werden nun zum Teil tiefer und multidimensionaler betrachtet, es werden einige von ihren Varianten und Abzweigungen erwähnt, auch sind manche Formulierungen präziser geworden.

Zuerst vier Grundtypen:

1. *Arbeiter arbeiten; Arbeiter haben gearbeitet.* Es ist der grundlegende logisch-grammatische Satztypus. Er drückt die Beziehung eines Gegenstands zu einem Vorgang aus, der von diesem Gegenstand ausgeht. Formell tritt dieser Typus als Verbindung von Subjektsnominativ + Verbum finitum als Prädikat auf. Auch alle analytischen Verbalformen können diesen Satztypus gestalten. Bei der Bildung dieses Satztypus ist es gleichgültig, ob der Vorgang eine Handlung oder ein Zustand ist. Es ist nur notwendig, daß das Verb einen vollständigen, abgeschlossenen Sinn ergibt, um dem gesamten Satz Geschlossenheit zu verleihen. Wenn das Verb von diesem Standpunkt aus unzulänglich ist, so wird es zu einer Grundlage für die Bildung der meisten anderen logisch-grammatischen Satztypen, die sich also auf diesen «klassischen», grundlegenden Satztypus stützen.

Auch die Passivsätze mit *werden* gehören zu diesem Satztyp, indem sie in einer rein verbalen, wenn auch zusammengesetzten Form den Prozeß der Aneignung eines Zustands von seiten des Subjekts ausdrücken, ohne unbedingt Rücksicht auf den Erzeuger dieses Prozesses zu nehmen. Allerdings tritt das *werden*-Passiv wegen der Berührungspunkte, die es mit dem Zustandspassiv hat, in formelle Beziehungen zu dem logisch-grammatischen Satztyp mit dem Adjektivprädikativ — aber das sind ganz entfernte, rein äußerliche Beziehungen (vgl. § 37).

2. *Arbeiter fällen Bäume. Er hilft seinem Vater. Ich bedarf deiner Hilfe. Ich denke an dich.* Das alles sind Sätze mit einem objektiven Verb (vgl. § 35) und einem Objekt. Die erste Unterart solcher Sätze, die aus einem Nominativsubjekt, einem objektiven Verb im eigentlichen Sinne des Wortes und einem Akkusativobjekt besteht, bezeichnet die Beziehung: Erzeuger der Handlung + Handlung + Gegenstand der Handlung (vgl. § 22).

Diese Fügung könnte auch als eine erweiterte Abart des ersten logisch-grammatischen Satztypus betrachtet werden und das Akkusativobjekt als ein Nebenglied des Satzes. Wenn hier dennoch dieser Fügung der Wert eines selbständigen Satztypus beigemessen wird, so geschieht es nicht wegen des überaus wichtigen Bedeutungsgehalts (die

Subjekt-Objektbeziehung), der ihr eigen ist, sondern wegen der prädikativen Unzulänglichkeit mehrerer transitiver Verben, die das Akkusativobjekt zu einem notwendigen Satzglied — zu einem Glied des erweiterten Prädikats macht. Vgl. das oben angeführte Beispiel. Beim Fehlen des Akkusativobjekts sind immer irgendwelche starken Triebkräfte im Spiel, die die Auslassung bewirken. Da die Konstruktionen mit den das Objekt obligatorisch erfordernden Verben in einigen Fällen zu strukturellen Einheiten werden, so wird dadurch die Möglichkeit geschaffen, ähnliche Bindungen mit prädikativ vollwertigen Verben als Vertreter dieses Satztypus aufzufassen. Als die zweite Unterart dieses Satztyps tritt die Fügung mit dem Dativobjekt auf, in welcher der Dativ wegen der prädikativen Unzulänglichkeit des Verbs auch zu einem unentbehrlichen Satzglied wird: *Er ist mir begegnet; Er gefällt mir.* Der Bedeutungsgehalt der strukturellen Einheit, die hier entsteht, bildet die Verbindung: Erzeuger der Handlung (Ausgangspunkt des Vorgangs) + Handlung (Vorgang) + Gegenstand, an welchen sich Handlung (der Vorgang) richtet (der Adressat der Handlung). Eine besondere Abart bilden Fügungen mit zwei Objekten (einem direkten und einem indirekten), von welchen beide, sowohl das Akkusativobjekt als auch das Dativobjekt, notwendig sind, um die Geschlossenheit des Satzes zu sichern: *Er schenkte ihr Bücher.*

Wie in § 22 ausgeführt wurde, tritt eben in solchen Sätzen mit beiden Objekten der verallgemeinerte Bedeutungsgehalt jedes von ihnen und somit die Semantik des ganzen betreffenden logisch-grammatischen Satztyps besonders klar zutage. Die Verben, die in solchen Sätzen verwendet werden, sind vorwiegend die des Sagens und Gebens.

Es wurde aber auch im selben Paragraphen erwähnt, daß die Besonderheiten in der lexikalen Füllung solcher Sätze zu starken Abweichungen in ihrer Semantik führen. Wenn dies von systematisch auftretenden Besonderheiten in der Formung der abweichenden Konstruktionen begleitet wird, können neue, eigenartige logisch-grammatische Satztypen entstehen (s. Typ 8). Als ein Grenzfall ist hier wohl die Fügung Nominativsubjekt + finites Verb + Reflexivpronomen zu betrachten. Einerseits dürfte man auch hier von einem besonderen logisch-grammatischen Satztyp sprechen, da in vielen Fällen der Bedeutungsgehalt dieser Form trotz der Anwesenheit eines Akkusativobjekts rein subjektiv ist und deswegen dem des Typs I synonym ist. Z. B. *Er sputet sich.* Aber in vielen Fällen kann doch das Reflexiv als ein wirkliches Objekt aufgefaßt werden, sogar in solchen Sätzen wie *Er rasiert sich,* so daß diese Konstruktion eben eher als eine periphere Erscheinung des Feldes des Satztyps mit Akkusativobjekt zu beurteilen ist (vgl. § 37).

Die dritte Unterart des logisch-grammatischen Satztyps 2 wird mit einem Genitivobjekt gebildet. Das Verb tritt hier, wie auch in den Fügungen mit dem Dativobjekt, als ein objektives im weiteren Sinne des Wortes auf. Bereits in § 21 wurde darauf hingewiesen, daß das Genitivobjekt eine ganz periphere Erscheinung im deutschen grammatischen System ist.

Die vierte Unterart des Satztyps 2 wird durch Fügung mit einer Präpositionalkonstruktion in der Rolle des Objekts gebildet. Es treten hier leere Präpositionen auf: *an, auf, von, über, um*. Solche Konstruktionen ersetzen oft die Fügungen mit dem «reinen Kasus» (besonders mit dem Genitiv) oder sind mit ihnen synonym. Z. B.: *Ich denke dein(er) — Ich denke an dich — Ich denke von dir — Ich denke über dich, Ich schreibe dir — Ich schreibe an dich; Wir beraten eine Sache — Wir beraten über eine Sache.* Die Fügungen mit leeren Präpositionen können aber auch ohne Synonyme mit reinem Kasus vorkommen: *Er wies auf diese Frage hin.* Zuweilen ist der Sinn der parallelen Formen ein ganz anderer: *Ich achte dich — Ich achte auf dich.* Es fällt sehr schwer, die Präpositionalobjekte von den präpositionalen Adverbialbestimmungen abzusondern.

Wenn das Dativobjekt ein Lebewesen bezeichnet, eigentlich einen Menschen, so bezeichnen oft das Akkusativ- und das Präpositionalobjekt seinen Körperteil oder sein Zubehör (z. B. Kleidungstück). Es entsteht hier eine so enge semantische Beziehung zwischen den Objekten in einem Satz, die leicht zu deren Ersatz durch eine Substantivgruppe führen könnte. Z. B. *Er hat mir die Hand gedrückt — Er hat meine Hand gedrückt, Sie hat ihm die Schuhe geputzt — Sie hat seine Schuhe geputzt.* (Vgl. «dativus sympatheticus», § 22.) Aber bei der getrennten Nennung der Person und ihres Körperteils, Kleidungsstücks usw. wird die Person konkreter, bildhafter vorgeführt (132, I, 663; 309, III, 412—414; 149, 447). Solchen «sympathetischen Dativ» nennt man auch «Pertinenzdativ» (vgl. 189, 253—254). Mit ähnlicher Bedeutung treten seltener auch die Verbindungen des Akkusativs mit dem Präpositionalobjekt auf: *Ich klopfe ihm auf die Schulter — Ich klopfe ihn auf die Schulter* (vgl. 392, 233, 342). In allen diesen Fügungen tritt mehr oder weniger deutlich der Bedeutungsgehalt der betreffenden Formen des Objekts zutage, wenn auch im bunten Wechselspiel.

3. *Die Rose ist eine Blume.* Dieser Satztypus drückt die Einbeziehung, die Eingliederung des Einzelnen oder des Besonderen in das Allgemeine aus, die Zuordnung eines engeren Begriffs zu einem umfangreicheren Begriff. Solche «Subsumtion» findet z. B. in dem oben angeführten Satz statt: der Begriff, der eine einzelne und besondere Blumenart bezeichnet, wird hier als Bestandteil eines Begriffs dargestellt, der alle Blumenarten umfaßt. Wenn auch alle Satzarten zweifellos der Erkenntnistätigkeit des Menschen dienen, so hat sich der Satztypus, der die Einheit des Einzelnen (Besonderen) mit dem Allgemeinen ausdrückt, sozusagen auf die Erkenntnistätigket spezialisiert, weshalb er auch den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Lehre von dem logischen Urteil bildete. Sehr kraß unterscheidet sich also der Satztypus *Die Rose ist eine Blume* von den zwei vorhergehenden Satztypen, die vor allem irgendwelche Arten der Handlungen, Vorgänge, Begebenheiten und Erscheinungen schildern oder beschreiben. Auch der Satztypus *Die Rose ist eine Blume* spiegelt die Beziehungen der objektiven Welt wider — die dialektische Einheit des Besonderen und des Allgemeinen ist in jeder Erscheinung der realen Wirklichkeit vorhanden. Aber diese Beziehung ist in semantischer

Hinsicht doch ganz anders geartet als der Bedeutungsgehalt der zwei vorhergehenden Satztypen, was auch in der Form des betreffenden Typus zum Ausdruck gebracht wird. Sein Schema ist: Subjektsnominativ + Kopula + Prädikativnominativ.

Ein gewisser formeller Unterschied zwischen dem Subjektsnominativ und Prädikativnominativ, wenn sie durch Substantive ausgedrückt werden, kommt im Gebrauch der Artikel zum Vorschein: beim Subjekt steht der bestimmte Artikel, weil hier der Begriff in seiner Gesamtheit bezeichnet wird, beim Prädikativ steht dagegen der unbestimmte Artikel, weil hier nicht die ganze Gattung, sondern nur eine ihrer Modifizierungen in Betracht kommt.

Es gibt auch Sätze von diesem Typus, deren Prädikativ artikellos ist, z. B. *Er ist Student*. Dies sind Sätze, die den Beruf oder die Beschäftigung einer Person bezeichnen und sich also von dem Muster *Die Rose ist eine Blume* dadurch unterscheiden, daß das Prädikativ bei ihnen nur einen Teil der Merkmale und Eigenschaften ausdrückt, die den Subjektsbegriff charakterisieren, und zwar die veränderlichen, nicht unveräußerlichen Merkmale und Eigenschaften. Der Subjektsbegriff wird hier also nicht vollständig, nicht in seiner ganzen Totalität vom Prädikativbegriff umfaßt, es bleibt überhaupt eine Distanz zwischen diesen Begriffen bestehen, und der Prädikativbegriff bekommt mehr oder weniger einen beschreibenden, schildernden Charakter, was ihn semantisch den Prädikaten näher bringt, die eine beständige oder oft wiederkehrende Tätigkeit des Subjekts bezeichnen. So bestehen semantische Berührungspunkte zwischen den Sätzen *Er ist Student* und *Er studiert*.

Das Fehlen des Artikels beim Prädikativ ist hier zu einem Mittel geworden, die semantische Eigenartigkeit der betreffenden Sätze zu kennzeichnen. Sehr klar tritt diese Rolle des Artikelgebrauchs bei der Unterscheidung von solchen Sätzen zutage, deren Prädikativ sowohl ein bleibendes als auch ein veränderliches Merkmal des Subjekts bedeuten kann. So gibt das Wort *Politiker* die Möglichkeit, nicht nur einen Beruf zu bezeichnen, der etwas Zeitweiliges sein kann, sondern auch einen bleibenden Charakterzug des Menschen. In der ersten Bedeutung, z. B. wenn von einem Berufsdiplomaten die Rede ist, sagt man *Er ist Politiker,* wogegen in der zweiten Bedeutung der unbestimmte Artikel gebraucht wird:

Tom ist ein Politiker. (Th. Mann)

Eine besondere Abart des Satztypus, der die Eingliederung des Einzelnen (Besonderen) in das Allgemeine bezeichnet, bilden die Sätze, die die Identität des Subjektsgehalts mit dem Prädikativgehalt zum Ausdruck bringen:

Dieser Mann ist mein Vater; Der neue Freund des jungen Henri hieß Herr Michel de Montaigne. (H. Mann)

Es kommt hier also die Benennung oder Identifizierung der Personen zum Ausdruck. Aber es gehören hierher auch Sätze, deren Subjekt und Prädikat einen und denselben nicht persönlichen Begriff von verschiedenen Seiten aus bezeichnen:

Die grundlegende Voraussetzung für die Einführung der neuen

Methode war die völlige Umgestaltung des Produktionsablaufs.

Keiner von den hier einander zugeordneten Begriffen ist allgemeiner als der andere — sie werden nur auf eine und dieselbe Erscheinung der realen Welt bezogen, da sie die verschiedenen Seiten dieser Erscheinung widerspiegeln. Kennzeichnend für den Identitätssatz ist die Möglichkeit, den bestimmten Artikel auch beim Prädikativ zu gebrauchen.

Als Unterarten des hier besprochenen Satztyps treten die Sätze mit den Verben *bleiben* und *werden* in ihrer halbkopulativen Verwendung auf. Zu der reinen Existenzsemantik des Verbs *sein*, die auch seiner kopulativen Funktion zugrunde liegt, bringen sie wesentliche zusätzliche Bedeutungsschattierungen hinzu, namentlich die des Beharrens in einer Existenzform (bei *bleiben*) und die des Eintretens in eine Existenzform (bei *werden*): *Er ist Student — Er bleibt Student — Er wird Student.* Als Synonyme zu solchen *werden*-Sätzen erscheinen Sätze mit *werden + zu +* Dativ, z. B. *Er wird zum Studenten,* die formell zum Typ 5 meiner Klassifikation gehören (vgl. § 35).

Auch das Verb *heißen* steht in einer Reihe mit den halbkopulativen Verben, ist aber semantisch noch vollwertiger, indem es — im geraden oder übertragenen Sinne — eine Benennung bezeichnet.

Modal gefärbt sind die Bildungen mit *aussehen, erscheinen, gelten, scheinen, vorkommen.* Diese Verben schränken auf verschiedene Weise die Realität der Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Prädikativ ein. Die meisten von ihnen brauchen eine Präpositionalkonjunktion, um die Verbindung mit dem Prädikativ herzustellen. Z. B. *Er sieht wie ein Held aus, Er erscheint als Held, Er erscheint wie ein Held, Er gilt als Held* (synonyme Wendung: *Er gilt für einen Helden*), *Er scheint ein Held* (als Reduzierung der rein kopulativen Struktur: *Er scheint ein Held zu sein*), *Er kommt (mir) als Held vor.*

Ausführlich wird der Satztyp 3 mit seinen Varianten von H. Brinkmann behandelt (149, 589—606).

Als eine wichtige Entsprechung zum Satztyp 3 auf der Ebene der Satzstrukturierung erscheint die Konstruktion mit zwei Akkusativobjekten oder einem Akkusativobjekt und einem Präpositionalobjekt, wenn die beiden Objekte miteinander semantische Beziehungen eingehen, die für diesen Typ kennzeichnend sind: *Ich nenne ihn Peter (Er heißt Peter); Ich betrachtete diesen Menschen als einen Schurken (Er ist ein Schurke, Er gilt als Schurke)* usw.

Es ist zu betonen, daß die spezifische «Erkenntniseinstellung», die den in Frage kommenden logisch-grammatischen Satztypus charakterisiert, keineswegs bedeutet, daß er in diesem Sinne «subjektiv» ist und nur aus den Bedürfnissen des menschlichen Denkens entstanden ist. Auch dieser Satztypus spiegelt die allgemeinen, wesentlichen Gesetzmäßigkeiten der objektiven Welt wider, und zwar die Beziehungen zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen, zwischen den verschiedenen Seiten des Einzelnen usw., die tatsächlich in der Wirklichkeit existieren.

4. *Die Rose ist schön.* Dieser Satztypus drückt die Beschaffenheit eines Gegenstands aus. Der Gegenstand wird durch den Subjektsnominativ bezeichnet, die Beschaffenheit (die Eigenschaft, das qualitative Merkmal) durch die Kurzform des Adjektivs. Wenn literatursprachlich

zuweilen die flektierte Adjektivform als Prädikativ erscheint, so ersetzt sie eigentlich die Fügung Adjektiv + Substantiv, in welcher das Substantiv nicht wiederholt wird, weil es gewöhnlich schon als Subjekt erscheint, so daß seine Wiederholung semantisch nicht erforderlich ist:

Der Schatten dieser Esche ist wohl ein sparsamer. (Stifter) Dafür ist der Wagen hier aber auch der sicherste. (Storm)

So wird diese Fügung zu einer Unterart des Satztypus, der die Einbeziehung des Einzelnen (Besonderen) ins Allgemeine oder die Identifizierung bezeichnet, nur daß das Prädikativsubstantiv fehlt. Sehr kennzeichnend ist dabei der Gebrauch des Artikels beim Adjektiv. Mit dieser «Ersatzform» sind die Sätze vom Muster *Dieser Mann ist ein guter Mann* verwandt, in welchen der semantische Schwerpunkt auf dem Adjektiv liegt.

Zum Satztypus: Nominativ + Kopula + Adjektiv in der Kurzform gehören auch die Sätze mit der Zustandsform (vgl. § 37). Gewisse Berührungspunkte mit diesem Typus haben auch die Sätze mit der passiven Form des Verbs, vgl. *Das Haus ist groß — Das Haus wird groß — Das Haus ist gebaut — Das Haus wird gebaut*. Aber die Einheitlichkeit der Semantik der passiven Form in ihrer Totalität und die Tatsache, daß sie die Eigenschaft als einen vom Subjekt ausgehenden Vorgang darstellt, bringen sie doch dem ersten logisch-grammatischen Satztypus näher (vgl. 84, 184—197).

Wie der Satztyp 3 kommt der Satztyp 4 mit halbkopulativen Verben vor, die verschiedene semantische Schattierungen zu dem reinen Existenzbegriff hinzufügen. Außer *werden* sind es *bleiben, aussehen, erscheinen, gelten, scheinen, vorkommen,* die zum Teil auch durch Präpositionalkonjunktionen mit dem Prädikativ verbunden werden. Z. B. *Er bleibt dumm, Er sieht dumm aus, Er gilt als dumm, Er scheint dumm (zu sein), Er kommt mir dumm vor*. Außerdem gibt es reflexive Verben, die sich mit dem Adjektivprädikativ verbinden können, z. B. *Das Haus nimmt sich gut aus. Das Haus sieht gut aus.*

Auch in bezug auf diesen Satztyp gibt eine detaillierte Schilderung H. Brinkmann (149, 559—566).

Eine Übersicht verschiedener semantischer Abarten vom Typus *Die Rose ist schön* findet sich bei Schulz — Griesbach, wo aber das prädikative Adjektiv als eine Modalergänzung behandelt wird, die «das Sein beschreibt, in welchem sich das Subjekt befindet» (353, 333—334).

Eine Parallele zu Differenzierung der «bleibenden» und «veränderlichen» Semantik im Satztypus mit der Kopula findet man im Russischen, freilich auf eine ganz andere Weise ausgedrückt. Erstens ist hier die Kopula есть nur in den Sätzen zulässig, die eine vollständigere Umfassung des Subjektbegriffs von seiten des Prädikativbegriffs bezeichnen. Man kann sowohl *Роза — цветок* sagen, als auch *Роза есть цветок*. Dagegen kann in den Sätzen, deren Prädikativbegriff nur teilweise und unvollständig den Subjektbegriff umfaßt, die Kopula есть überhaupt nicht gebraucht werden. Der Satz *Он есть студент* ist unzulässig. Zweitens wird die Kasusform des Prädikativs im Russischen zur Unterscheidung des bleibenden (Nominativ) und des veränderlichen (Instrumentalis) Merkmals gebraucht. *Отец учитель*

bedeutet, daß der Beruf des Lehrers dabei als ein unveränderlicher, wesentlicher aufgefaßt wird. Dagegen läßt sich *Отец (у нас) учителем* deuten, daß dieser Beruf nur ein zeitweiliger oder nebensächlicher ist (vgl. 2, 142—144; 71, II, 245, 282 u. a.).

Die vier eben genannten logisch-grammatischen Satztypen sind nicht nur die wichtigsten und gebräuchlichsten, sondern sie bilden auch die Grundlage für alle folgenden Typen und ihre Varianten. Dies geschieht entweder dadurch, daß das Schema eines der Grundtypen durch Verwendung von spezifischer Lexik und besonderen Konstruktionen einen neuen Bedeutungsgehalt erhält, oder dadurch, daß ein einzelnes Glied der Grundtypen allein einen logisch-grammatischen Satztyp strukturiert, allerdings indem es sich auf seine Satzgliedfunktionen stützt (s. Nr. 12 — eingliedrige nominativische Existenzialsätze, die sich auf die Subjektfunktionen des Nominativs stützen). Dieser Typ und Typ 10 (unpersönliche Sätze) bilden wohl die strukturell wichtigsten Varianten der vier Grundformen der logisch-grammatischen Satztypen.

5. *Er ist guter Laune; Er ist des Teufels; Er ist der Meinung; Die Mütze ist Pauls; Diese Frage ist von großer Bedeutung.* Dieser Satztypus, der sich durch seine besondere Struktur (Nominativsubjekt + Kopula + Genitivprädikativ) von anderen Satzarten unterscheidet, hat eine sehr mannigfaltige Semantik (der innere Zustand des Subjekts, die Zugehörigkeit, die Qualität usw.). Manche von den dazu gehörenden semantischen Schattierungen kommen jetzt ganz vereinzelt oder nur noch in stehenden Redewendungen vor: *Sind Sie des Teufels?* Verbreitet sind die Fügungen mit dem qualitativen Genitivprädikativ, in welchem das Substantiv von einem attributiven Adjektiv bestimmt wird. Vgl. *Dieses Substantiv ist männlichen Geschlechts; Dieses Wort ist slawischen Ursprungs.* Diesem Satztypus schließen sich unmittelbar die Sätze an, deren Prädikativ durch eine Präpositionalfügung mit der «leeren» Präposition *von* gebildet wird und die semantisch auch eine Qualität bezeichnen: *Diese Frage ist von großer Bedeutung; Er ist von hohem Alter* usw.

6. *Er ist im Garten; Der Tag war da.* In diesem Satztypus erscheint das Verb *sein* nicht als Kopula, sondern als ein Synonym des Verbs *sich befinden* (im lokalen und temporalen Sinne). Da aber *sein* auch in dieser Bedeutung dem Satz die Abgeschlossenheit nicht zu verleihen vermag, so werden die lokalen und temporalen Adverbialbestimmungen in solchen Sätzen zu Gliedern des erweiterten Prädikats. Dieser Satztypus ist sehr verbreitet.

7. *Der Junge muß baden und schwimmen, Er braucht nicht (zu) kommen, Er beabsichtigt zu kommen, Er hat zu kämpfen, Die Sache ist zu bedenken, Ich ließ ihn das Buch bringen,* Dieser Satztyp besteht aus der Verbindung eines Konstruktionsverbs (s. § 35) mit einem Infinitiv. Bei den Modalverben und dem Kausativum *lassen* (auch *machen* in kausativer Funktion) steht der bloße Infinitiv, in anderen Bildungen der Infinitiv mit *zu,* bei dem Verb *brauchen* kann *zu* auch fehlen. Es gibt zwei wichtige Unterarten dieses Satztyps.

In der ersten tritt als Konstruktionsverb ein Modalverb oder ein

Verb mit ähnlicher Semantik auf. Seiner Bedeutung nach drückt dieser Satztypus die Beziehung aus: Träger des Zustands + innerer Zustand, der auf einen (meistens äußeren) Vorgang gerichtet ist + Vorgang. Es kommt hier also die logisch-grammatische Modalität zum Ausdruck, d. h. es wird hier das Verhältnis bezeichnet, das zwischen dem Subjekt und der durch den Infinitiv ausgedrückten Handlung besteht. Der Infinitiv kann sowohl intransitiv als auch transitiv sein: *Er will ihr das Buch schenken.* Eine Abart des Typus bilden Sätze, dessen finites Verb nicht modal ist, aber auch einen inneren, auf einen Vorgang gerichteten Zustand ausdrückt. Der Infinitiv erscheint in diesem Fall in der Regel mit der Partikel *zu: Ich beabsichtige zu kommen.* Auch die Konstruktionen mit *haben* + *zu* + Infinitiv und *sein* + *zu* + Infinitiv gehören zu diesem Typus, da auch sie die logisch-grammatische Modalität ausdrücken.

Aber oft haben die Fügungen Modalverb + Infinitiv die Semantik der kommunikativ-grammatischen Modalität. Fast immer ist dies der Fall, wenn der Infinitiv II gebraucht wird (vgl. § 35, 38). Wenn bei den Modalverben kein Infinitiv steht, sondern ein Akkusativobjekt, so gehört das Gebilde dem Satztyp 2 an und man hat dann nur mit der logisch-grammatischen Semantik zu tun, z. B. *Er kann Deutsch.*

Die zweite Unterart des Satztyps 7 bilden die Fügungen mit kausativer Semantik. Es gibt sehr viele Varianten solcher Fügungen mit vielen Bedeutungsschattierungen (vgl. Nedjalkov). Als Synonyme zu kausativen Sätzen mit Konstruktionsverben erscheinen Fügungen mit flexivisch-kausativen Verben (besonders *setzen*), auch mit dem Verb *bringen*, die als Funktionsverben auftreten. Z. B. *Er ließ die Maschine sich bewegen — Er setzte die Maschine in Bewegung, Er brachte die Maschine in Bewegung.*

In den Gebilden mit Konstruktionsveben + Infinitiv können verschiedene, zuweilen sehr viele Satzglieder auftreten, je nach der Semantik des in der Infinitivform stehenden Verbs. Auf solche Weise entstehen hier zahllose teilweise Entsprechungen zu anderen logisch-grammatischen Satztypen. Z. B. enthält der Satz *Der Herr läßt bei Lopes Mutter seine Wäsche waschen (E. Strittmatter)* eine teilweise Entsprechung zum Satztyp 2: *Lopes Mutter wäscht seine Wäsche* (vgl. § 35).

8. *Ich habe Angst; Es gibt gute Leute.* In diesen Satzformen wird das Subjekt-Objektschema (also Typus 2) zur Bezeichnung eines Zustands verwendet. Die Konstruktion mit *haben* drückt einen inneren oder äußeren Zustand des Subjekts aus (vgl. § 22). Die Sätze von der Art *Er hat Angst, Er bekommt Angst, Er hatte eine Begegnung, Er hat Geld* bezeichnen einen inneren oder äußeren Zustand, in dem sich das Subjekt befindet oder in den es gerät. Es wird also ein Gemütszustand, ein Erlebnis, eine Lage des Subjekts fixiert. Für die Sätze, die den inneren Zustand des Subjekts ausdrücken, ist das Fehlen des Artikels kennzeichnend, was als formales Merkmal solcher Sätze gelten mag. Aber frontal ist solche Formalisierung dieses Satztyps nicht durchgeführt, und vieles hängt von der lexikalen Semantik der Objekte ab. Die Sätze von der Art *Es gibt gute Leute* bezeichnen die Tatsache der

Existenz des Subjekts, sind also eine der synonymen Formen von Existenzialsätzen. Als formales Merkmal solcher Sätze erscheint ihre Unpersönlichkeit. Aber es ist vor allem die scharfe semantische Lostrennung vom Bedeutungsgehalt der Sätze mit Akkusativobjekt, die diese Konstruktionen als einen besonderen logisch-grammatischen Satztyp erkennen läßt (vgl. 149, 412—415, 449—450).

Mundartlich wird auch *haben* synonym zu *geben* in der Konstruktion *Es gibt* gebraucht. Z. B.: *Hier hat's aber viele Apfelbäume* (vgl. 371, 276—277).

Mit dem Gebrauch des Verbs *haben,* das einen Zustand bezeichnet, hängt der Gebrauch der der Form des Perfekts analogen Konstruktion *haben* + Partizip II von transitiven Verben zusammen, die die Semantik eines in der Zeitsphäre der Erzählung währenden Zustands aufweist, z. B. *Sie lagen und hatten die Köpfe auf die Erde gepreßt* (vgl. 410, 40—44).

9. *Es war einmal ein Mädchen.* Diese Satzform, die die Existenz des Subjekts bezeichnet (zweigliedriger Existenzialsatz), ist eine Abart des ersten Typus. Das Nominativsubjekt steht in diesen Sätzen nach der Kopula, die erste Stelle im Satz wird durch ein stellvertretendes *es* besetzt. Die Voranstellung eines *es* ist im Deutschen die einzige Möglichkeit, in einem nicht elliptischen Satz das Verb an die erste Stelle des Satzes zu versetzen (vgl. § 62).

Nach dem Muster *Es war (einmal) ein Mädchen* können auch Sätze gebildet werden, die einen konkreteren Vorgang bezeichnen:

Es stand eine Lind' im tiefen Tal. (Volkslied) Es blasen die blauen Husaren. (Heine)

Bei der Schaffung solcher Strukturen wird in den Vordergrund der Bedeutungsgehalt des Verbs (also der Vorgang, die Handlung) gestellt. So nähern sich diese Sätze gewissermaßen den unpersönlichen Konstruktionen, was auch durch die Synonymie des stellvertretenden *es* in den zweigliedrigen Existenzialsätzen mit dem Scheinsubjekt *es* in den unpersönlichen Sätzen unterstützt wird. Das eigentliche Subjekt ist dabei infolge dieser spezifischen Voranstellung und dank der obligatorischen Fügungspotenz dieses Verbs syntaktisch zum Teil (in bezug auf die Person und Zahl) vorweggenommen, zuweilen in groben Umrissen auch semantisch angedeutet, so daß die Spannung in der Subjekt-Objektbeziehung geringer wird, als es bei der geraden Wortstellung der Fall wäre. Vgl. *Es blasen die blauen Husaren — Die blauen Husaren blasen.*

Was aber die zweigliedrigen Existenzialsätze als solche betrifft, so ist für ihre Struktur besonders noch der Umstand wichtig, daß in ihnen das Verb *sein* steht, welches auch eine Kopula sein kann. Deswegen ist hier die Umstellung der Satzglieder außerordentlich selten. Beim fehlenden *es* und bei der Reihenfolge: Subjektsnominativ + *war* (+ *einmal)* könnte *war* bei seiner Nennung im Satz (sogar trotz der Stimmführung) als ein Auftakt zu einem zusammengesetzten Verb oder zusammengesetzten Prädikat erscheinen. Auch wenn man hier die Adverbialbestimmung *einmal* gebrauchte *(Ein Mädchen war einmal),* befreite sich *war* von diesem kopulativen Anlauf nicht, und man wäre

geneigt, diese Fügung als erweitertes Prädikat zu betrachten, was aber hier nicht der Fall ist. Und die Stellung des *es* nach dem Verb würde einen anderen Sinn ergeben: *Ein Mädchen war es (war's)* — «Ein Mädchen war das»; *es* wird hier zum Demonstrativpronomen, und der ganze Satz hat die Bedeutung: «das, wovon eben die Rede war oder was die Aufmerksamkeit der Sprechenden auf sich lenkte, war ein Mädchen». Dagegen tritt in der Form *es war* die Eigenbedeutung des Verbs besonders klar zutage.

Eben diese Schwierigkeit, die Wortfolge in zweigliedrigen Existenzialsätzen umzukehren, macht sie zu einem besonderen logisch-grammatischen Satztypus.

10. *Es schneit; Es hungert mich; Mich hungert; Es wird nicht geraucht; Hier wird nicht geraucht.* Das sind unpersönliche Sätze. Ihre grammatische Besonderheit besteht darin, daß sie sich von anderen logisch-grammatischen Satztypen durch die Form ihres Subjekts unterscheiden: bei allen unpersönlichen Sätzen ist das Scheinsubjekt *es* möglich, einige können überhaupt ohne Nominativsubjekt auskommen, wenn ihre erste Stelle von einem anderen Satzglied besetzt ist. Dagegen wurden die schon behandelten Satztypen auf Grund der Unterschiede in der Form des Prädikats ausgesondert. Auch wenn das Scheinsubjekt *es* fehlt, behalten die unpersönlichen Sätze strukturell einen zweiteiligen Charakter. Denn die erste Stelle im Satz ist dann durch eine Komponente besetzt, die entweder den Träger des im Verb ausgedrückten Zustands bezeichnet oder die räumlichen und zeitlichen Schranken der im Verb ausgedrückten Handlung angibt, so daß dem Verb doch irgendeine semantisch gewichtige Satzkomponente gegenübergestellt wird, wenn sie auch nicht im Nominativ steht (vgl. § 48).

11. *Der Gäste waren viele.* Das sind zweiteilige partitive Sätze. Auch sie sondern sich nicht durch die Form des Prädikats, sondern durch die des Subjekts aus. Das Schema dieses Typus ist: Genitiv + Kopula + ein Wort mit quantitativer Semantik. Der Typus wird selten gebraucht. Man ersetzt ihn oft durch verschiedenartige Bildungen: *Es waren viele Gäste; Es gab viele Gäste,* seltener auch *Die Gäste waren viele.* Der Genitiv entspricht in den partitiven Sätzen dem nominativischen Subjekt, das Wort mit quantitativer Semantik dem Prädikativ (vgl. § 48). Es entsprechen diesen Bildungen die Wortgruppen mit Attributen oder Adjektiverläuterungen, die mit ihren herrschenden Gliedern in Wechselbeziehung stehen und von ihnen distanziert sind, da sie zum Thema des Satzes werden (vgl. § 53).

12. *Laue Wärme, kühle, tiefschwarze Nacht und helles Licht. (Schaf)* Dies sind eingliedrige und einteilige Sätze, die aus einem substantivischen Nominativwort (oder einer ganzen Nominativgruppe) bestehen und die Existenz der dadurch bezeichneten Gegenstände oder Erscheinungen ausdrücken (eingliedrige Existenzialsätze). Oft treten sie in ganzen Reihen auf, können aber (im Kontext) auch vereinzelt vorkommen. Die eingliedrigen Existenzialsätze sind eine der Grundlagen für die Bildung der Benennungssätze (vgl. § 20) (eingliedrige nominativische Sätze). Sie kommen dadurch zustande, daß die vom Nominativsubjekt ausgestrahlte Projektion auf das Prädikat sich hier

als auf das reine Sein (unmittelbares Vorhandensein) ausgerichtet erweist und daher nicht näher bestimmt und genannt werden muß. Sie werden vorwiegend in der Schönen Literatur und in Tagebüchern gebraucht, aber auch in einigen Textsorten der Fachsprache, z. B. in referierenden Zeitschriften (vgl. 11.1; 108, 223—227). Besonders häufig kommen sie vom Ende des 19. Jahrhunderts an in einigen Stilrichtungen der Schönen Literatur vor, etwa bei den Impressionisten. Häufig stehen die eingliedrigen Existenzialsätze am Anfang eines Werks oder als Beginn von einem seiner Abschnitte, z. B. eines Kapitels oder eines Absatzes. Sie geben oft den lokalen oder temporalen Bereich an, in dem sich die nachfolgende Handlung abspielt. So beginnt z. B. bei Th. Fontane ein Kapitel: *Ein klarer Dezembertag; die Erde gefroren, die Dächer bereift.*

Aus der Klassifikation wird ersichtlich, daß der Ausgangspunkt bei der Unterscheidung der logisch-grammatischen Satztypen ein formaler ist. (Allerdings betrachten wir als ein formales Merkmal den spezifischen syntaktischen Gebrauch eines Lexems, der mit einem besonderen verallgemeinerten Bedeutungsgehalt verbunden ist, wie es bei den transitiven Konstruktionen *Ich habe Angst, Es gibt gute Leute* der Fall ist — Typus 8). Wo kein Unterschied in der Struktur vorliegt, kann überhaupt von irgendeiner grammatischen Differenzierung der Sätze keine Rede sein. Die Folge davon ist aber die Synonymie einiger Satztypen. Besonders verschiedenartig kann man die Tatsache der Existenz als solcher zum Ausdruck bringen (1—*Die Welt ist,* 8, 9, 12).

Es muß nochmals betont werden, daß die hier vorgeführten zwölf logisch-grammatischen Satztypen nur die Grundlage bieten für die Bildung weiterer differenzierter Unterarten und Varianten. Aber eben diese zwölf Typen zeichnen sich durch scharf umrissene Formeigenheiten aus und erschöpfen somit die krassesten Verschiedenheiten unter den einfacheren Arten der logisch-grammatischen Satztypen, so daß von ihnen ausgehend auch die verwickelteren und sogar die verwickeltsten Arten solcher Satztypen aufzuschlüsseln sind.

Zuweilen führt die Semantik des Verbs bei der entsprechenden kommunikativ-kognitiven Einstellung des Sprechenden dazu, daß in einem Satz außer einem oder einigen Objekten noch ein anderes Satzglied, z. B. die adverbiale Bestimmung, zu einem notwendigen wird, d. h. als ein Teil des erweiterten Prädikats erscheint. Z. B.: *Man hat ihn mit Penizillin behandelt; Sie hat ihn von oben herab behandelt.*

Wie es schon aus semantischen Gründen selbstverständlich ist, unterscheiden sich die logisch-grammatischen Satztypen sehr stark nach der Häufigkeit ihres Gebrauchs. Genaue Untersuchungen auf diesem Gebiete fehlen, aber einige sehr instruktive Zählungen bringt die Duden-Grammatik (527—528).

So machen die Handlungssätze, die ungefähr unserem Typus 3 entsprechen, in einer Probe aus den ⟨Buddenbrooks⟩ von Th. Mann 42% der Gesamtzahl der Sätze aus.

Nach Darlegungen von U. Engel sind die logisch-grammatischen Satztypen (Satzmodelle), die in der Umgangssprache vorkommen, im Grunde genommen dieselben, die in der Schriftsprache gebraucht

werden und die in den letzten Jahrzehnten erforscht wurden (182, 72). Diese liegen all den eigenartigen syntaktischen Bildungen der Alltagsrede zugrunde, die durch ihre Vorliebe zu emotional bedingten Umformungen der syntaktischen Konstruktionen hervorgerufen werden.

§ 50. Der zweite Aspekt: die Modalität des Satzes

Die Sätze unterscheiden sich auch nach der Art, wie die Realität des Satzinhalts, der durch die Hauptglieder des Satzes bezeichnet ist, von seiten des Sprechenden eingeschätzt wird. Der Hauptunterschied besteht hier zwischen den positiven und negativen Sätzen, wobei als Ausgangspunkt oder Normalform («syntaktische Ruheform») in dieser Gegenüberstellung die positiven (affirmativen) Sätze erscheinen, da die Negativität durch Hinzufügung von besonderen Wörtern (Negationen) ausgedrückt wird: *Er kommt — Er kommt nicht*. Modalitat tritt hier als Affirmavität auf.

Nicht jeder Satz, der eine Negation enthält, ist aber ein negativer (negierender) Satz. Die Negation kann ja auch zu den syntaktischen Beziehungen gehören, die nicht die prädikative Hauptlinie des Satzes bilden («Wortnegation», «Satzgliednegation», «Sondernegation» u. a.) (vgl. 21, 232 ff.; 397, 68—69). In diesem Fall bleibt der Satz als Ganzes affirmativ. Z. B. *Georg spürte keine Erleichterung, sondern erst jetzt den Schmerz in der Hand... (Seghers)*. Der Satz bleibt affirmativ auch dann, wenn neben dem negierten Satzglied kein gleichartiges positives Glied erscheint, aber doch sein Gehalt mitgedacht wird oder mitgedacht werden kann. Z. B. *Nicht dieser Anlaß treibt mich hinweg (Goethe)*. Es entsteht bei der Negierung eines Satzgliedes überhaupt eine semantische Projektion in der Richtung auf einen positiven analogen Begriff, ein «Erwartungshorizont» (397, 66). Übrigens kann man von einem «Erwartungshorizont» auch in Bezug auf den negativen Satz als solchen sprechen. Die Negation verneint selbstverständlich in dem negativen Satz die Realität der Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Prädikat, aber erst indem diese Beziehung doch ausgesagt und auf diese Weise sprachlich gesetzt wird, z. B. ruft «im polar angelegten adjektivischen Bereich... die Negation oft sogleich ein Gegenwort: *Hans ist nicht groß (er ist eher klein)*» (397, 66, mit Hinweis auf Brinkmann) hervor (vgl. § 33).

Die Gegenüberstellung von positiven und negativen Sätzen wird in modaler Hinsicht noch von verschiedenen Schattierungen der modalen Einschätzung überlagert, die durch verschiedene Verbalformen, Modalwörter und Modalpartikeln zum Ausdruck gebracht werden (vgl. § 39, 42, 43). Die Wechselwirkungen dieser Modalmittel untereinander und mit den Satztypen positiver und negativer Natur sind so mannigfaltig, daß wir hier darauf verzichten, irgendwelche zusätzliche modale Satztypen aufzustellen.

§ 51. Der dritte Aspekt: der Erweiterungsgrad (die strukturell-grammatische Füllung) des Satzes

Es besteht eine Tendenz, dem Satz einen möglichst reichhaltigen Inhalt zu verleihen. Der Satz bezeichnet ja eine Beziehung (eine Erscheinung, einen Vorgang usw.) der objektiven Welt. Aber jede Beziehung (Erscheinung, Vorgang usw.) ist in ihrer Existenz mit unzähligen anderen Beziehungen (Erscheinungen, Vorgängen usw.) verbunden, so daß die Erwähnung einer «Hauptbeziehung» oft nicht ausreicht, um die Mitteilung genügend zu konkretisieren. So entsteht die Notwendigkeit, den Satz zu erweitern. Anderseits übernehmen oft der Kontext und die Situation die Aufgabe, den Satz zu konkretisieren, und bringen es auf diesem Wege so weit, daß selbst die Hauptglieder des Satzes semantisch nicht notwendig werden und ausgeschaltet werden können, wenn keine spezifischen strukturellen Gesetzmäßigkeiten dagegen wirken.

Aus der Wechselwirkung dieser entgegengesetzten Faktoren ergeben sich folgende Satztypen, die nach der Art ihrer strukturell-grammatischen Füllung einander gegenübergestellt werden.

1. **Der nackte Satz.** Er besteht nur aus Hauptgliedern des Satzes (bei den meisten Satztypen aus Subjekt + Prädikat), also aus notwendigen Satzgliedern (Glieder des erweiterten Prädikats miteingerechnet), aber diese Glieder müssen vollständig da sein. Der nackte Satz enthält das vollständige Gerüst des Satzes und sonst nichts. Bei der Analyse der logisch-grammatischen Satztypen wurden in der Regel nackte Sätze als Muster angeführt.

2. **Der erweiterte Satz.** Er besteht aus notwendigen Satzgliedern + Nebengliedern des Satzes. Es gibt zwei Arten der Satzerweiterung:

a) die Erweiterung durch grammatisch abhängige, untergeordnete Satzglieder, also durch Bildung der unterordnenden Wortgruppen (Gruppe des Verbs, Substantivgruppe usw.), die letzten Endes von den Hauptgliedern des Satzes abhängen (vgl. § 56—58);

b) die Erweiterung durch gleichartige Satzglieder. Es können sowohl Hauptglieder als auch Nebenglieder des Satzes als gleichartige auftreten: Die Schüler **lesen** *und* **schreiben** — *Die Schüler lesen* **gut** *und* **deutlich.** Man bezeichnet zuweilen die Sätze mit gleichartigen Satzgliedern (besonders mit gleichartigen Prädikaten) als zusammengezogene Sätze. Die gleichartigen Glieder können konjunktionslos (asyndetisch) oder mit Hilfe von Konjunktionen (syndetisch) verbunden werden (s. § 44).

Die Glieder, die den Satz erweitern, werden entweder unmittelbar in das einheitliche Schema der Satzintonation eingegliedert, oder sie treten in verselbständigter Form auf. Es gibt aber auch solche Nebenglieder des Satzes, die immer nur in verselbständigter Form auftreten: der absolute Akkusativ, erweiterte Infinitivgruppen und Infinitivkonstruktionen, die nicht umwendbaren kongruierenden Attribute (Appositionen). Sehr oft werden erweiterte Partizipialkonstruktionen verselbständigt. Die erweiterten, semantisch und rhythmisch schweren Nebenglie-

der weisen überhaupt eine Tendenz auf, verselbständigt zu werden. Doch wäre es falsch, die Verselbständigung nur als ein Mittel zur Hervorhebung irgendeines Satzgliedes und als Folge seiner besonders großen semantisch-kommunikativen Bedeutung für das Satzganze anzusehen. Die Verselbständigung kann auch der Einführung minder wichtiger Satzglieder in den Satz dienen, z. B. einer zusätzlichen, nicht notwendigen Charakteristik eines Dinges, die der Sprechende überhaupt nicht ohne gewisses Schwanken in den Satz einfügt:

Während des Beisammenseins, in den Pausen etwa, beim Wechseln des Geschirrs, war es seine Pflicht, sich ein wenig mit dem Jungen zu beschäftigen... (Th. Mann),

oder sie kann strukturell bedingt sein, wenn das betreffende Nebenglied im Satz nur in verselbständigter Form erscheinen kann, unabhängig davon, ob es kommunikativ besonders wichtig oder unwichtig ist, z. B. das Attribut beim Personalpronomen:

Sie war höchst niedlich, die kleine Tony Buddenbrook. (Th. Mann)

Als die krasseste Form der Verselbständigung tritt die «Parzellierung» auf, d. h. die völlige intonationsmäßige Abtrennung des verselbständigten Satzfragments von Satzganzem, die graphisch durch einen Punkt gekennzeichnet wird. Z. B.

Dann zog sie die Handschuhe langsam aus. Ganz langsam (P. Altenberg).

Auch die Nebensätze bilden ein besonderes Mittel der Erweiterung des Satzes (vgl. § 52).

3. **Der elliptische Satz.** Das ist ein Satz, in welchem, durch die Situation oder den Kontext bedingt, die Hauptglieder des Satzes, also seine «normal» notwendigen Glieder, (zum Teil oder ganz) fehlen. Elliptische Sätze kommen besonders oft im Dialog vor:

«...*Wo ist denn die Severin?*» — «*Zur Apotheke*», *sagte Frau Permaneder. (Th. Mann)*

Die Formen der elliptischen Sätze sind außerordentlich mannigfaltig. Aber sie stützen sich immer auf volle, «normale» Satzstrukturen, die denselben Gedanken, der durch einen elliptischen Satz dank den Fügungspotenzen der elliptisch gebrauchten Wörter angedeutet wird, in entwickelter Form zum Ausdruck bringen. Die Wortarten und Wortformen, die die elliptischen Sätze bilden, sind immer auf die vollständige Satzstruktur und unmittelbar auf irgendein Glied dieser Struktur bezogen. (Im oben angeführten Beispiel ist also *zur Apotheke* als eine elliptische Adverbialbestimmung zu fassen.) Deswegen sind die Sätze dieser Art eben elliptisch und dürfen nicht als eine besondere Satzart angesehen werden, die nur einer besonderen Sphäre der Rede (dem Dialog oder überhaupt der gesprochenen Sprache) eigen ist und sich nach ihren eigenen Gesetzen unabhängig von anderen Satztypen aufbaut.

Anders verhält es sich mit den Satztypen, denen eines oder beide Hauptglieder der «normalen», «klassischen» Satzstruktur (Nominativsubjekt und Verbalprädikat) fehlen, weil diese Satztypen besondere Funktionen im Rahmen irgendeines Satzaspekts ausführen oder einen spezifischen Inhalt ausdrücken. Unter den logisch-grammatischen

Satztypen sind es z. B. die eingliedrigen (verblosen) Existenzialsätze, unter den Satztypen, die sich nach der kommunikativen Aufgabe unterscheiden, die subjektlosen Befehlssätze in der 2. Person Sg. usw. Das alles sind zweifellos eigenartige Satztypen, die eben als solche die allgemeinen strukturellen Gesetzmäßigkeiten des Satzes zum Teil fallen ließen und also nicht elliptisch sind. Letzten Endes sind freilich auch diese Sätze auf die «normale» Struktur des Satzes bezogen (vgl. § 48), aber es sind dennoch keine elliptischen Sätze, sondern Satztypen.

Eine gewisse Einschränkung im Gebrauch der elliptischen Sätze wird durch die Tendenz zur Beibehaltung des strukturellen Schemas einer grammatischen Einheit gebildet. In verschiedenen Sprachen wirkt sich diese Tendenz verschiedenartig aus. Im Deutschen kommt sie vor allem in der Unmöglichkeit zum Ausdruck, das Prädikativ bei den kopulativen Verben und die Nominalform des Verbs bei den Hilfsverben auszulassen.

Einzelne Abweichungen sind dennoch möglich. Doch wird dabei die Auslassung des Prädikativs usw. gewöhnlich durch Einführung von Negationen, Modalwörtern und Partikeln und durch Inversion ausgeglichen. Hervorgerufen wird die Auslassung in der Regel durch erhöhten Emotionalgehalt des Satzes. Z. B.

Hat Borchardt geschickt? — Versteht sich, hat er... (Fontane); ...aber Genneholm meint, du solltest dich nicht mit Akrobatik verzetteln.— Werde ich nicht, Papa, ... (Böll) (vgl. 12).

«Aber Kind, du mußt doch Bewegung haben und frische Luft...» — «Hab ich auch». (Fontane)

Hierher gehört auch der Ersatz des herrschenden Gliedes durch das Demonstrativpronomen in der Substantivgruppe mit einem Genitivattribut, wenn das herrschende Glied schon erwähnt wurde. Aber auch hier kommen vereinzelte Abweichungen vor:

Ihr Angesicht mußte sehr schön gewesen sein, vielleicht gar so schön wie jetzt Nataliens. (Stifter)

Die erweiterten Sätze können sich mit den elliptischen kreuzen. Das Vorhandensein der abhängigen Glieder verbindet sich oft mit Abwesenheit von irgendwelchen Hauptgliedern.

§ 52. Der vierte Aspekt. Die Rolle des Satzes im Redestrom. Der Elementarsatz und der Ganzsatz

In seinen Beziehungen zu den angrenzenden Abschnitten der Redekette kann der Satz verschiedene Rollen spielen. Er kann sein:

1. **Ein einfacher, unabhängiger Satz** (Einfachsatz). Das ist der Satz, der grammatisch-strukturell (auch rhythmisch-melodisch) eine abgeschlossene Einheit bildet, wenn er auch semantisch gewöhnlich in mannigfaltigen Beziehungen zu den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen steht.

Vom Standpunkt seiner Struktur aus ist also dieser Satz autosemantisch, wenn er auch vom Standpunkt seiner Bedeutung aus

gewöhnlich synsemantisch ist. Das wichtigste Mittel der Verbindung der selbständigen Sätze sind die Pronomina:

Der Alte war außer sich. Er kreischte... (H. Mann)

Der Einfachsatz weist nicht immer alle Merkmale auf, die ein vollständiger (nackter oder erweiterter — s. §51) Satz haben sollte. Er kann auch ein elliptischer Satz von verschiedener Art sein. Er braucht nur rhythmisch-melodisch (bzw. graphisch) eine abgeschlossene Einheit zu bilden. Und in der Umgangssprache ist wohl der Prozentsatz der elliptischen Sätze unter den Einfachsätzen sehr hoch. Aber die «Elliptisierung» des Einfachsatzes geschieht unter dem Druck verschiedener Triebkräfte. Sonst, im Zustand der syntaktischen Ruhelage, ist für den Einfachsatz kennzeichnend, daß er zu einem vollständig explizierten logisch-grammatischen Satztyp gehört und nach gewissen Gesetzmäßigkeiten sich erweitern läßt.

2. **Ein Glied einer Satzverbindung oder Satzreihe,** d. h. einer Verbindung von koordinierten (beigeordneten) Sätzen. Die Beiordnung der Sätze kann syndetisch, also mit Hilfe von Konjunktionen, und asyndetisch erfolgen. Im letzten Fall unterscheidet sich die Verbindung der beigeordneten Sätze von einer Reihe der unabhängigen Sätze nur durch die Stimmführung. Doch können beiordnende Konjunktionen auch in unabhängigen Sätzen gebraucht werden:

Sie trauten sich auf den Hof. Aber dort waren nur Hühner. (Fallada) «Ich nehme an», fuhr dieser fort, «daß du mich hören willst. Und wenn du meinen ersten Satz gehört haben wirst, so wirst du ruhiger werden». (Fontane)

Entscheidend für die Unabhängigkeit des Satzes, wenn ihm keine offensichtlichen Zeichen seiner Abhängigkeit anhaften, ist seine rhythmisch-melodische Struktur, die graphisch, allerdings nur sehr unvollkommen, durch die Interpunktion bezeichnet wird.

3. **Ein Glied einer hypotaktischen Satzverbindung oder eines Satzgefüges.** Dabei ist der Satz entweder ein Hauptsatz, also der grammatisch herrschende Teil des Satzgefüges, oder ein Nebensatz, also ein grammatisch untergeordneter Teil des Satzgefüges. Der Unterschied zwischen Hauptsatz und Nebensatz ist nicht semantischer, sondern struktureller Natur: der Nebensatz ist vom Hauptsatz grammatisch abhängig, obgleich er semantisch den Schwerpunkt des Satzgefüges enthalten kann. Eingehender wird das Satzgefüge in Kap. IV behandelt.

Wenn die Hauptsätze zweier oder mehrerer Satzgefüge einander beigeordnet sind, d. h. eine Satzreihe bilden, so entsteht ein komplizierteres Gebilde — die «Satzperiode».

Der Klassifikation: der selbständige Satz — das Glied einer Satzreihe — das Glied eines Satzgefüges kann man aber noch eine andere Klassifikation an die Seite stellen: der einfache Satz — die Satzverbindung — das Satzgefüge. Diese Klassifikation sieht in dem Satz eine strukturelle und rhythmisch-melodische Einheit, die sich verschiedenartig aufbauen kann. Weder als ein Glied der Satzverbindung noch als Hauptsatz oder als Nebensatz bildet der Satz eine geschlossene einheitliche Totalität. Da aber Einheitlichkeit und Geschlos-

senheit zu wesentlichen Merkmalen des Satzes gehören, so wird es überhaupt fraglich, ob die Glieder der zusammengesetzten Satzformen, der Satzverbindungen und Satzgefüge, überhaupt die Benennung «Sätze» verdienen. Die Sache wird noch bedenklicher, da hier eine Gesamterscheinung (der zusammengesetzte Satz) und ein Teil dieser Erscheinung (der Hauptsatz usw.) durch einen und denselben Fachausdruck (der Satz) bezeichnet werden.

Alle diese Erwägungen veranlaßten manche Sprachforscher, entweder die Glieder der zusammengesetzten Sätze (vor allem die Glieder der Satzgefüge) nicht als Sätze zu betrachten (310, 123) oder das Satzgefüge nicht als einen Satz, sondern als eine Verkettung von Sätzen zu bestimmen (89, 49). Dennoch scheint es uns unmöglich, den Satzcharakter solcher Bildungen wie der Hauptsätze oder Nebensätze zu bestreiten, da sie in ihrer ganzen Struktur zu innig mit der Struktur des selbständigen Satzes zusammenhängen und auf Grundlage der logisch-grammatischen Satztypen aufgebaut werden. Anderseits ermöglichen es der Aspektreichtum und die Mehrschichtigkeit des Satzes, daß sowohl eine höhere Einheit (Satzgefüge) als auch eine zu ihr gehörende niedere Einheit (Hauptsatz, Nebensatz) nach ein und demselben Prinzip organisiert werden.

Um allen diesen Schwierigkeiten sachlich und terminologisch zu entgehen, führten wir (vgl. 3, 17—20) den Begriff des «Elementarsatzes» ein, der alle syntaktischen Strukturen umfaßt, die zu einem der logisch-grammatischen Satztypen gehören und die nach den Richtlinien erweitert werden können, die für den selbständigen Satz gelten. Als Elementarsatz tritt also jeder Satz auf, der in den wichtigsten Zügen seiner Gestalt mit der Struktur des selbständigen Satzes übereinstimmt, ohne Rücksicht darauf, ob er eine abgeschlossene Einheit darstellt, und unabhängig davon, welche Rolle er im Redestrom spielt. Selbständiger Satz, Hauptsatz, Nebensatz, beigeordneter Satz — alle diese Sätze sind Elementarsätze. Dem Elementarsatz steht der «Ganzsatz» gegenüber, der gerade durch seine strukturelle Abgeschlossenheit gekennzeichnet wird. Als Ganzsatz können ein selbständiger Satz, eine Satzverbindung, ein Satzgefüge und eine Periode auftreten.

In den vorhergehenden Paragraphen, wo vom Satz ohne seine Kennzeichnung als Satzreihe, Satzgefüge, Satzperiode die Rede war, handelt es sich überall eben um den Elementarsatz. Wenn dabei nicht die Termini Hauptsatz, Nebensatz, beigeordneter Satz verwendet wurden, ging es in der Regel um den Einfachsatz.

Die Bildung der zusammengesetzten Sätze und Perioden erschöpft die Arten der Satzverbindungen nicht, die im Redestrom zustande kommen. Es gibt noch höhere Redeeinheiten, größere Redeabschnitte, die sogar mehrere grammatisch voneinander unabhängige Bildungen zu gewissen Totalitäten vereinigen (s. § 61).

Als eine besondere Abart der Elementarsätze treten die Einschubsätze (Parenthesen) auf, die innerhalb eines anderen Satzes stehen, ohne mit ihm syntaktisch verbunden zu sein (vgl. § 53, 64).

§ 53. Der fünfte Aspekt: die Erkenntniseinstellung (die psychologisch-kommunikative Einstellung) des Sprechenden oder die funktionale Perspektive des Satzes

An die Wiedergabe eines konkreten Satzinhalts kann der Sprechende von verschiedenen Seiten herantreten. Im Kommunikationsprozeß, von mannigfaltigen Faktoren beeinflußt, die den Gedankengang und die Gemütshaltung des Sprechenden bestimmen, kann ein Satz, ohne seinen logisch-grammatischen Typus oder seine Modalität (nach dem 2. Aspekt) zu wechseln, ohne seinen Bestand an Satzgliedern oder seine Rolle im Redestrom zu ändern, verschiedenartig aufgebaut werden, um verschiedene Einstellungen des Sprechenden dem Satzinhalt gegenüber zum Ausdruck zu bringen.

Es kommen hier zwei miteinander verbundene Erscheinungen in Betracht. Erstens können verschiedene Bestandteile des Satzes zum Ausgangspunkt werden, von welchem aus der Gesamtinhalt des Satzes entrollt wird: das «psychologische Subjekt», das «Bekannte», das «Thema» steht dem «psychologischen Prädikat», dem «Neuen», dem «Rhema» gegenüber (vgl. Paul, III, 12; 228; 144, 26—35; 205, 92—93; 51; 68; zur Geschichte der Erforschung der Thema-Rhema-Beziehung s. 67, 13 u. ff.). Zweitens kann das logische und/oder semantisch-kommunikative Schwergewicht des Satzes auf verschiedene Bestandteile des Satzes verlegt werden.

Die betreffenden Erscheinungen überlagern die grammatische Struktur des Satzes und führen zu Veränderungen in seiner Form, indem sie auf Wortstellung und Intonation (zum Teil auf die Wahl der Artikel und auch auf die Wortwahl) einwirken.

Bei der Analyse der grammatischen Einwirkungen der Einstellung des Sprechenden auf den Satzinhalt ist vor allem zu bedenken, daß zwischen dieser Einstellung und dem grammatischen Bau des Satzes, wie er in den logisch-grammatischen Satztypen seinen Ausdruck gefunden hat, ein tiefer und innerer Zusammenhang besteht. Die logisch-grammatischen Satztypen drücken eben auch eine Einstellung des Sprechenden aus, aber eine Einstellung, die in der betreffenden Sprache verallgemeinert und allgemein gültig wurde, weil sie in spezifischen Formen, die von der Eigenart des Sprachbaus der betreffenden Sprache bestimmt sind, wesentliche und für den Menschen lebenswichtige Beziehungen und Sachverhalte der objektiven Welt zum Ausdruck bringt. Im nackten Satz, bei gerader Wortstellung und normaler, ruhiger Stimmführung, ohne irgendwelche Einwirkung von seiten der Situation oder des Kontexts, erscheint der durch den Subjektsnominativ ausgedrückte Begriff eben als das «psychologische Subjekt» (das «Thema», das «Bekannte»), das durch das grammatische Prädikat als das «psychologische Prädikat» (das «Rhema», das «Neue») bestimmt wird, wobei das Prädikat als der wichtigere Teil der Mitteilung auftritt. So wird der Erzeuger eines Vorgangs durch diesen Vorgang selbst, ein besonderer Begriff durch einen allgemeineren charakterisiert, und der Gedanke sowohl des Sprechenden als auch des Hörenden bewegt sich von dem, was charakterisiert werden muß,

zu dem, wodurch diese erste Satzkomponente charakterisiert wird.

Aber die Einstellung des Sprechenden zum Satzinhalt kann in bezug auf einen konkreten Satz in Widerspruch mit seiner normalen prädikativen Form geraten. Besonders leicht kann das in einem erweiterten Satz geschehen. Zum Ausgangspunkt des Satzes kann nicht der Subjektsnominativ, sondern ein abhängiges Satzglied, z. B. eine Adverbialbestimmung werden (*Morgen gehe ich in die Bibliothek* als Antwort auf die Frage *Und was tun Sie morgen?*). Als das Wichtigste und Neue erscheint nicht das Prädikat, sondern ein anderes, abhängiges Satzglied (*Nach Berlin fahren wir morgen* als Antwort auf die Frage *Wann fahren Sie nach Berlin?*).

Im Laufe der Sprachentwicklung ist es durchaus möglich, daß der Widerspruch zwischen den «normalen», typischen Satzformen, die mit der Aufeinanderfolge der Dinge und Erscheinungen in den Beziehungen und Sachverhalten der objektiven Welt zusammenfallen, und der kommunikativ-psychologischen Einstellung des Sprechenden zur Schaffung von neuen logisch-grammatischen Satztypen führt. In diesem Sinne wird wenigstens vom Standpunkt der neueren Sprachen aus die passive Konstruktion verwendet, indem die Beziehung: Erzeuger der Handlung — Handlung — Objekt der Handlung (*Der Pianist spielt noch einen Walzer*) durch eine Beziehung: das Erzeugnis der Handlung — die Handlung — der Erzeuger der Handlung (*Ein Walzer wird noch von dem Pianisten gespielt*) ersetzt wird, weil eben der Ausgangspunkt des Gedankens hier das reale Objekt der Handlung ist. Der objektive Sachverhalt bleibt derselbe, aber er wird von einer anderen Seite betrachtet, wobei er sich der typischen Beziehung: Träger des Vorgangs — Vorgang nähert (vgl. 309, III, 40).

Aber der Umbau der «normalen Satzform», der den betreffenden Widerspruch zu beseitigen hat, erfolgt, wie wir schon gesehen haben, auch ohne Bildung von speziellen neuen logisch-grammatischen Satztypen. Jede Sprache besitzt in dieser Hinsicht ihre eigenen Möglichkeiten. Die flexivisch-analytischen Sprachen wie die deutsche Sprache und die russische machen dabei in ergiebiger Weise von der Beweglichkeit ihrer Wortstellung Gebrauch. Es ist kennzeichnend, daß auch die Verwandlung des Objekts der Handlung in den Ausgangspunkt des Satzes im Deutschen nicht nur durch die Form des Passivs, sondern auch durch Vertauschung der Stellungen von entsprechenden Satzgliedern erzielt werden kann: *Einen Walzer spielte noch der Pianist.* Auch die Prolepse, d. h. die Vorwegnahme eines Satzgliedes (gewöhnlich in der Nennform — vgl. den Nominativ der Vorstellung), dient dazu, dieses Satzglied als den Ausgangspunkt und das eigentliche Thema des Satzes darzustellen:

«Misik...», sagte er. «Wer jetzt ein bißchen Musik zu hören bekäme!» (Th. Mann)

Auch die besondere Wichtigkeit der Satzglieder vom kommunikativ-psychologischen Standpunkt aus wird mit den Mitteln der Wortstellung zum Ausdruck gebracht: einerseits ist es die Endstellung, anderseits die Anfangsstellung, die das betreffende Glied hervorhebt, besonders wenn es diese Stellung normalerweise nicht einnimmt. So

wird das Akkusativobjekt besonders hervorgehoben, wenn es an erster Stelle steht:

Den, *der dahinglitt, sah er niemals wieder.* **Nur einen Brief** *erhielt er von ihm, auf den er jede Antwort verweigerte. (Th. Mann)* **Mörderischen Hunger** *habe ich. (Hauptmann)*

Doch das wichtigste Mittel zur kommunikativ-psychologischen Hervorhebung eines Satzgliedes ist die Betonung.

Die von der kommunikativ-psychologischen Einstellung des Sprechenden hergestellten Beziehungen und Wichtigkeitsabstufungen überlagern die eigentliche grammatische Gliederung im Satz, sind aber nicht imstande, sie zu beseitigen oder zu ersetzen. Die wahre strukturelle Grundlage des Satzes wird doch von den in ihren wesentlichen Zügen längst erarbeiteten Schemata gebildet, die wir logisch-grammatische Satztypen nennen und die unmittelbar oder mittelbar mit der prädikativen Beziehung zusammenhängen. Zwar kann auch die kommunikativ-psychologische Gliederung des Satzes eine Art der prädikativen Gegenüberstellung von zwei Teilen des Satzes ergeben. Man kann solchen Sätzen (Sčerba gebraucht hier den Fachausdruck «Phrasen»), die mit Hilfe der rhythmisch-melodischen Mittel in zwei scharf voneinander abgesonderte und aufeinander bezogene Abschnitte eingeteilt werden, andere Sätze («Phrasen») gegenüberstellen, die rhythmisch-melodisch diese Einteilung nicht kennen (vgl. 63, 417—419; 96, 123). Das wird, nach Sčerba, dadurch veranlaßt, daß der zweite Teil in den zweiteiligen Phrasen eine Aussage über den ersten Teil enthält, während in den einteiligen Phrasen eine solche Aussage nicht stattfindet und sie sich einfach mit der Konstatierung irgendeiner Tatsache begnügen (124).

Aber auch in solchen Sätzen, denen die intonationsmäßig ausgedrückte kommunikativ-psychologische Gegenüberstellung ihrer Teile fehlt, bleibt die grammatische Prädizierung bestehen. So tritt auch in dem Satze *Es scheint die Sonne* die gegenseitige prädikative Zuordnung des Nominativsubjekt und des Verbalprädikats auf, obgleich die Voranstellung des *es* den Schwerpunkt im Satz auf den Vorgang verlegt.

Man muß auch bedenken, daß bei den umfangreichen Satzgebilden eine klare syntagmatische Scheidung in zwei gegenübergestellte Teile überhaupt schwerlich durchzuführen ist. Je mehr Syntagmen im Satz, desto schwieriger wird es, die entscheidende kommunikativ-psychologische Gegenüberstellung der Syntagmen herauszufinden, obgleich solche Sätze keineswegs nur konstatierend sind:

Da die drei Tage ohne Überlieferung der Pferde verflossen, so rief er Hersen, eröffnete ihm, was er dem Jungherrn, die Dickfütterung derselben anbetreffend, aufgegeben, fragte ihn zweierlei: ob er mit ihm nach der Tronkenburg reiten und den Jungherrn holen, auch ob er über den Hergeholten, wenn er bei Erfüllung des Rechtsschlusses in den Ställen von Kohlhaasenbrück faul sei, die Peitsche führen wolle, und da Herse, sowie er ihn nur verstanden hatte: «Herr, heute noch!» aufjauchzte und, indem er die Mütze in die Höhe warf, versicherte, einen Riemen mit zehn Knoten, um ihm das Striegeln zu lehren, lasse er sich

flechten: so verkaufte Kohlhaas das Haus, schickte die Kinder, in einen Wagen gepackt, über die Grenze, rief bei Anbruch der Nacht auch die übrigen Knechte zusammen, sieben an der Zahl, treu ihm jedweder wie Gold, bewaffnete und beritt sie und brach nach der Tronkenburg auf. (Kleist)

Allerdings ist die syntagmatische Beziehung, die den Satz im kommunikativ-psychologischen Sinne zweiteilig macht, nicht einfach auf das Verhältnis von Bekanntem und Neuem zurückzuführen. Diese Begriffe sind ja selbst sehr schwankend und können sehr verschiedenartig gedeutet werden. Denn es ist gewöhnlich gar nicht ohne weiteres klar, was in einem Satze neu ist, besonders wenn man auch den Hörenden berücksichtigt.

Die Erwähnung des Hörenden ist hier nicht zufällig. Der gedankliche Aufbau des Satzinhalts in seiner ganzen psychologischen Kompliziertheit, die hier nicht behandelt werden kann, vollzieht sich gewiß im Bewußtsein des Sprechenden. Aber es wird dabei normalerweise auch Rücksicht auf den Hörenden genommen. Eigentlich sind selbst die Begriffe des Bekannten und Neuen vor allem als Begriffe zu betrachten, die auf den Hörenden bezogen werden: für den Sprechenden selbst sind sie gewöhnlich nicht im eigentlichen Sinne neu, sondern nur in bezug auf die betreffende Mitteilung. Aber für den Hörenden können beide Komponenten der Mitteilung von vornherein gleich unbekannt sein: nur während sich der Satz entrollt, wird dem Hörenden zuerst die erste Komponente bekannt, die dann von den folgenden Satzgliedern bestimmt wird. So verhält es sich (für den Hörenden) z. B. bei einem solchen Satz wie *Ein Mann, von dem man mir gestern erzählt hat, will in die Stadt fahren.*

Andererseits kann es auch sehr verschiedene Grade der «Neuigkeit» geben, d. h. sehr viele Übergänge vom Thema zum Rhema.

Dennoch spielt die Unterscheidung des Bekannten und des Neuen, insoweit sie zutage tritt, und überhaupt die ganze kommunikativ-psychologische Einstellung des Sprechenden eine große Rolle bei der Formung der konkreten Gestalt des Satzes, indem sie die eigentliche grammatische Struktur des Satzes, seine wirkliche Stütze und Grundlage, überlagert.

Auch die Gliederung der Rede in syntaktische Einheiten gehört weitgehend hierher. Denn eben die sich im Kommunikationsprozeß bildende und sich stetig entwickelnde Erkenntniseinstellung des Redenden entscheidet über die Grenzen, die den syntaktischen Einheiten gesetzt werden. Hier (selbstverständlich mit Bezugnahme auf den Hörenden im dialogischen Redeakt, der übrigens auch Monologe einbeziehen kann, und auf den Lesenden in den schriftlichen Formen der Sprache) wird entschieden, wo das Ende des Ganzsatzes stattfindet, was in der gesprochenen Sprache intonationsmäßig, in der Schriftsprache mit Hilfe von Interpunktion zum Ausdruck gebracht wird. Es ist eben die Erkenntniseinstellung, die unter der Einwirkung und im Rahmen des konkreten Kommunikationsprozesses den Ausschlag gibt, ob zwei nacheinanderfolgende Elementarsätze, die ihrer Form nach syntaktisch unabhängig sind, als zwei Ganzsätze oder als Glieder einer

Satzreihe gestaltet werden. Aber auch die Bestandteile eines Elementarsatzes lassen sich durch die Triebkräfte der Erkenntniseinstellung in Ganzsätze verwandeln, wie es bei der bereits erwähnten Parzellierung geschieht (s. § 52). Die Formung der übersatzmäßigen Einheiten, vor allem des Absatzes, vollzieht sich in einigen Funktionalstilen auch im wesentlichen als Auswirkung der Erkenntniseinstellung, wenn dabei auch manche andere Faktoren im Spiele sind (Thematik, logische Beziehungen zwischen den Gliedern der Redekette usw.).

Zu den Formen, die mit der kommunikativ-psychologischen Struktur des Satzes verbunden sind, gehört noch die Parenthese, d. h. die Unterbrechung des Satzablaufs durch einen Satz oder ein Wort oder eine Wortgruppe, die in keiner unmittelbaren formalen grammatischen Beziehung zu dem Satz stehen, der sie einschließt («Muttersatz»). Die Parenthese (das Einschubglied) tritt gewöhnlich auf als Ausdruck für einen Gedanken, der während des Ablaufs des einschließenden Satzes dem Sprechenden einfällt und semantisch mit dem Inhalt des Muttersatzes irgendwie zusammenhängt, ohne daß dieser Zusammenhang irgendwelche grammatische Formung erfährt. Die Parenthese wird im Innern des Muttersatzes durch rhythmisch-melodische Mittel (graphisch gewöhnlich durch Gedankenstriche) ausgesondert. Vgl.

Und der — sein zornig bleiches Gesicht war inzwischen rot geworden, und eifrig und wichtig gab er auf alle Fragen Antwort — blieb neben dem alten Gärtner noch mal stehen, vielleicht gerade, weil der ihn gar nichts fragte. (Seghers)

Die Parenthese weist zuweilen manche Züge auf, die den verselbständigten (abgesonderten) Satzgliedern eigen sind. Vgl.

Lucidor des nächsten Abends (er hatte kaum die Türe angezogen, das Licht noch nicht niedergesetzt) rief aus... (Goethe)

Unter der Bezeichnung «psychologisches Subjekt» und «psychologisches Prädikat», auch «logisches Prädikat» wurden die Auswirkungen der kommunikativ-psychologischen Einstellung des Sprechenden schon seit langem in der Sprachwissenschaft berücksichtigt (309, III, 12). Besondere Aufmerksamkeit wird diesen Erscheinungen im Deutschen seit einiger Zeit gewidmet (Boost). Es scheint uns aber wichtig, wie es schon in einem früheren Aufsatz des Verfassers dieses Buches vorgeschlagen wurde, die kommunikativ-psychologische Einstellung des Sprechenden als einen besonderen und wichtigen, aber doch keineswegs als den grundlegenden Aspekt des Satzes zu betrachten (vgl. 11).

Sehr verschiedene Formen nimmt die Parzellierung (Anschließung) an, die darin besteht, daß ein Fragment eines Elementarsatzes von ihm intonations- (in der Schriftsprache interpunktionsmäßig) abgesondert wird. So erscheint nicht selten eine Adverbialbestimmung in der Form eines postpositiven Satzes, was sie gewöhnlich semantisch hervorhebt.

Die kommunikative Spannung, die infolde des Vordringens vom Bekannten zum Neuen im Satz entsteht, macht es unmöglich, den Satz als eine Einheit zu betrachten, in welcher «für das Bewußtsein vom

Sprecher und Hörer die Zeit zum Stehen kommt» (149, 456; 393). Es ist allerdings richtig, daß der Satz eine zusammengedrängte Einheit ist, aber diese Einheit ist eben nicht von vornherein gegeben, sondern wird erst durch Anwendung von verschiedenen Mitteln erzeugt, die den Verlauf des Redeprozesses im Satz, ohne seine zeitliche Ausdehnung aufzuheben, zu einer Ganzheit machen, deren Bestandteile aufeinander bezogen sind. In verschiedenen Sprachen können diese Mittel recht verschiedenartig sein.

Diese unsere Einwände sind vielleicht nur die Folge eines Mißverständnisses — dies ist die Meinung H. Brinkmanns (456). Gewiß kann man die Zeit als aufgehoben betrachten, wenn man den Satz nur vom Standpunkt der logisch-grammatischen Typen aus analysiert. Wenn man aber alle Satzaspekte berücksichtigen will, so ist der Begriff der Zeit nicht zu umgehen, da sie an der konkreten Gestaltung des Satzes unter dem Einfluß der Erkenntniseinstellung des Sprechenden (Aspekt 5) mitwirkt. Und wenn man den Satz hinsichtlich der «mit dem Satz gegebenen (oder entwickelten) Beziehungen» und des «im Satz ausgesprochenen Sinnes» untersucht (ebenda), so kommt dabei eigentlich der Satz in seinem ganzen Aspektreichtum in Betracht: in jedem Aspekt sind besondere Beziehungen und ein besonderer Sinn enthalten. Wir würden daher der Formel «Nacheinander als Miteinander» die Formel «sowohl Miteinander als Nacheinander» vorziehen.

§ 54. Der sechste Aspekt: die Einteilung der Sätze nach ihrer kommunikativen Aufgabe

Ihren formalen Ausdruck finden in der Struktur des Satzes drei verschiedene Aufgaben, die vom Satz im lebendigen Kommunikationsprozeß erfüllt werden. Und zwar:

1. Der Satz hat die Aufgabe, dem Hörenden (oder den Hörenden) einfach etwas mitzuteilen — **Aussagesatz.** Es ist sozusagen die normale Form der Sätze vom Standpunkt ihrer Einteilung nach der kommunikativen Aufgabe aus. Bei Behandlung der vorhergehenden Satzaspekte hatten wir es vorwiegend mit Aussagesätzen zu tun.

2. Der Satz hat die Aufgabe, eine Handlung von seiten des Angesprochenen (oder der Angesprochenen) hervorzurufen — **Aufforderungssatz (Befehlssatz, Imperativsatz, Heischesatz).** Die Handlung ist dabei im weitesten Sinne des Wortes zu verstehen, auch als Eintritt in einen Zustand oder als Beibehaltung eines Zustands. Vgl. *Komm! Beruhige dich! Rühren Sie sich nicht!* Die Mittel zur Bildung der Aufforderungssätze sind sehr mannigfaltig, und es werden gewöhnlich einige von ihnen gleichzeitig gebraucht. Zu diesen Mitteln gehören verbale Formen (Imperativ, Präsens, Konjunktiv, zum Teil Präsens, Indikativ, Futur, auch Verbalnomina: Infinitiv I und Partizip II), Wortstellung (das finite Verb steht an erster Stelle: *Kommen Sie!*), besondere Satzkonstruktionen (die eingliedrige Satzform *Komm!,* die auf der Grundlage von betreffenden logisch-grammatischen Satztypen

zu einem festen eingliedrigen Satztypus werden konnte, weil der Erzeuger der Handlung hier immer in der Situation vorhanden ist), Richtungsadverbien oder Adverbialbestimmungen mit Richtungssemantik *(Zurück! Fort von hier!)* und die rhythmisch-melodischen Mittel, die am allerwichtigsten sind, da erst sie fast allen anderen Formen den Aufforderungscharakter verleihen. Ein beliebiges Wort kann in einer entsprechenden Situation als ein Aufforderungssatz wirken, wenn die Intonation imperativisch ist.

3. Der Satz hat die Aufgabe, eine Antwort von seiten des Angesprochenen (oder der Angesprochenen) hervorzurufen — **Fragesatz.** Auch bei der Bildung der Fragesätze spielen rhythmisch-melodische Mittel eine entscheidende Rolle. Wichtig sind auch die Wortstellung (Verb an erster Stelle) und der Gebrauch der Interrogativa: *Gehst du nach Hause? Wohin gehst du?*

Zwischen dem Fragesatz und dem Antwortsatz besteht ein enger Zusammenhang, der zu wichtigen strukturellen Eigentümlichkeiten des letzteren führt und überhaupt die dialogische Einheit zu einer sehr biegsamen Struktur macht.

§ 55. Der siebente Aspekt: der emotionale Gehalt des Satzes

In jedem Satz findet nicht nur die kommunikativ-psychologische, sondern auch die emotionale Einstellung des Sprechenden ihren Ausdruck. Es gibt eine unübersehbare Menge von qualitativen und quantitativen Schattierungen, die die emotionale Färbung des Satzes annehmen kann. Was aber die qualitativen Unterschiede im emotionalen Gehalt der Sätze betrifft (Zorn, Trauer, Freude usw.), so spiegeln sie sich in dem grammatischen Bau der Sätze nur sehr mangelhaft wider und werden vor allem lexikalisch zum Ausdruck gebracht. Auch die quantitativen Unterschiede lassen sich nur in sehr groben Zügen grammatisch typisieren. Mit Hilfe der rhythmisch-melodischen Mittel und der Verschiebungen in der Wortstellung werden die emotional verstärkten Sätze (Ausrufesätze) den emotional neutralen gegenübergestellt. Auch solche lexikalen Mittel wie die Interjektionen, Modalwörter und Modalpartikeln, übehaupt Modalglieder des Satzes mit emotionaler Semantik und Einschubbildungen (z. B. *ei, ah, oh, ja, denn, wohl, weißt du?, siehst du!* usw.) können zur Verstärkung des emotionalen Gehalts des Satzes beitragen. Die Interjektionen haben sich auf den Ausdruck des Emotionalgehalts spezialisiert und können als selbständige Äußerungen auftreten. Sie sind aber ungegliedert und haben oft nicht die Aufgabe, jemandem etwas mitzuteilen, sondern die Aufgabe, dem Gemütszustand des Sprechenden Ausdruck zu geben. Sie gehören vollständig einem einzelnen Aspekt des Satzes an, wogegen die logisch-grammatischen Satztypen sich mehr oder weniger nach den Satzaspekten verändern. Das alles zieht eine scharfe Grenze zwischen den Interjektionen und den Sätzen, so daß sie hier, wie es auch üblich ist, als Äußerungen, aber nicht als Sätze betrachtet werden. Übrigens treten die Interjektionen oft als Begleiter wirklicher Sätze auf:

Was hast du gesagt, ha? (Hauptmann)

Die Verschiebungen in der Wortstellung und in der gesamten Satzstruktur bringen die Ausrufesätze oft den Fragesätzen nah:

Wie herrlich leuchtet mir die Natur! (Goethe) War das abends ein Feuerwerk! (Seghers)

Aber die Intonation ist dabei eine ganz andere. In der älteren Grammatik wurden die Ausrufesätze überhaupt als der vierte Typus mit den Aussagesätzen, Aufforderungssätzen und Fragesätzen zusammengestellt. Aber sie liegen auf ganz verschiedenen Ebenen. Der Ausrufesatz wird nur durch seinen verstärkten Emotionalgehalt ausgesondert, der intonationsmäßig und mit Hilfe von Verschiebungen in der Wortstellung seinen Ausdruck findet, so daß dabei allerdings Satzstrukturen entstehen, die auf die Gestaltung der Ausrufesätze eingestellt sind, wenn auch manche Ähnlichkeit mit den Aufforderungssätzen besteht. Da die meisten Aufforderungssätze emotional geladen sind, so sind sie daher überhaupt Ausrufesätze. Aber es kommen auch Aufforderungssätze vor, die in emotionaler Hinsicht neutral sind:

«Federmann», sagte er, «wollen Sie, bitte, das Gedicht aufsagen.» (Th. Mann)

Da jeder Satzaspekt, wie eben gezeigt wurde, besondere grammatische Bedeutungen aufweist und da alle diese Aspekte in jedem Satz enthalten sind, so ist die Masse der grammatischen Bedeutungen, die den Satz überlagern, sehr bedeutend. Die Wortformen, die in ihrer aufeinander bezogenen Reihenfolge den Satz ausmachen, dienen als Stützen für mannigfaltige grammatische Bedeutungen. So drückt das an der zweiten Stelle im Satz erscheinende Verbum finitum nicht nur die grammatischen Bedeutungen der Person, Zahl und des Modus (zum Teil auch der Zeit) aus, sondern bezeichnet auch (in manchen Fällen) den logisch-grammatischen Satztypus, gibt kund, daß der entsprechende Satz ein Aussagesatz ist, weist (in Verbindung mit der Intonation) seinen neutralen Emotionalcharakter auf. Dies alles trägt dazu bei, daß sich die grammatischen Bedeutungen im Satz zu einem überaus komplizierten, partiturartigen Gebilde gestalten.

Unterordnende Wortgruppen

§ 56. Allgemeine Bemerkungen

Das Wort, die geschlossene lexikale Einheit der Sprache, erscheint als ein stabiles und von Anfang an gegebenes Element des syntaktischen Baus. Dagegen treten der Satz und die Wortgruppe als komplizierte Bildungen auf, die eben im Kommunikationsprozeß, im Redemoment, aus einzelnen Bestandteilen zusammengeschweißt werden.

Die Wortgruppen treten in zweifacher Form auf. Entweder sind ihre Glieder syntaktisch gleichwertig, einander beigeordnet, oder nicht gleichwertig, eines dem anderen untergeordnet. Die gleichwertigen Gebilde, z. B. *Mutti und Pappi (Fallada)*, die man als «beigeordnete», «koordinierte» Wortgruppen oder Wortreihen bezeichnen kann, werden hier nicht analysiert (vgl. 189, 190—195). Es kommen hier nur die Wortgruppen mit Unterordnung zur Sprache, die im folgenden einfach als «Wortgruppen» bezeichnet werden (vgl. 329).

Es wurde allerdings behauptet, daß die Wortgruppen als eine Einheit der Syntax dem Wort sehr nahe stehen, indem sie zu den benennenden (nominierenden) Sprachmitteln gehören (Benennung der Gegenstände, Erscheinungen, Prozesse usw.) und zu kommunikativen Sprachmitteln erst dann werden, wenn sie als Satzbestandteile funktionieren, also nur durch den Satz.

Aber wenn es auch stimmt, daß die Wortgruppen unmittelbar an dem Kommunikationsprozeß nur durch den Satz und innerhalb des Satzes teilnehmen, so besteht doch ihr Wesen (auch in der vom Satz abstrahierten Form) nicht nur in der Benennung eines zusammengesetzten Begriffs, sondern auch in einem Akt der syntaktischen Zusammenfügung von betreffenden Komponenten.

Daß die Glieder einer Wortfügung in einer syntaktischen Beziehung zueinander stehen und daß die Wortfügung im ganzen einem Worte nicht gleichzusetzen ist, wird aus verschiedenen Tatsachen ersichtlich.

Sehr lehrreich ist erstens die Gegenüberstellung der phraseologischen Wortgruppen, die in ihrer Totalität einen einheitlichen Begriff bezeichnen und schon längst «geworden sind», und der freien «werdenden» Wortfügungen, die als unmittelbares Resultat der Vereinigung ihrer Bestandteile entstehen.

Von großer Bedeutung ist zweitens die Möglichkeit, die Wortgruppen mit Negationen und Modalwörtern zu versehen, die die Realität der Beziehung zwischen den Gliedern der Wortgruppe einschätzen:

Er trieb ... biologische, auch wohl chemisch-physikalische Studien. (Th. Mann)

Dadurch wird bezeugt, daß die Fügung dieser Glieder an sich modal ist, wenn sie auch gewöhnlich die «Normalform» («Ruheform») der Affirmavität, also die einfache Bejahung aufweist.

Deswegen ist die Bestimmung und Einteilung der Wortgruppen,

wenigstens für solche Sprachen wie die deutsche, keineswegs von der Bestimmung und Einteilung der Satzglieder zu trennen. Nicht in jeder Wortgruppe gehören alle ihre abhängigen Glieder zu einem und demselben Nebenglied des Satzes (vgl. die Gruppe des Verbs), aber die syntaktischen Beziehungen innerhalb der Wortgruppen liegen der syntaktischen Charakteristik der Satzglieder zugrunde.

Wie in diesem Buch schon öfters betont wurde, stehen im Deutschen in struktureller Hinsicht zwei Wortgruppen einander gegenüber: die Substantivgruppe und die Gruppe des Verbs. Obgleich es auch zwischen ihnen verschiedene Berührungspunkte gibt (Zusammenfall der semantisch-lexikalen Fügungspotenzen, Unveränderlichkeit in der Form einiger abhängiger Glieder: Präpositionalkonstruktionen, Adverbien, zum Teil Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen), scheint dieser Unterschied vor allem das syntaktische Wesen der abhängigen Glieder, die zu diesen Gruppen gehören, zu bestimmen. Auch die Semantik jedes abhängigen Gliedes und seine morphologische Form müssen dabei berücksichtigt werden, so daß hier viele Kreuzungen und Unterarten entstehen, aber entscheidend für den syntaktischen Charakter der abhängigen Satzglieder im Deutschen ist doch ihre Zugehörigkeit entweder zur Gruppe des Substantivs (Attribut) oder zur Gruppe des Verbs (Objekt und Adverbialbestimmung).

Schwieriger ist es, das syntaktische Wesen der abhängigen Glieder der Adjektivgruppe zu bestimmen. Es scheint ratsam, um den dominierenden Tendenzen des deutschen Sprachbaus zu folgen, auch hier die Zugehörigkeit der Gruppe als das Hauptkriterium beizubehalten und sie z. B. als Adjektiverläuterungen zu bezeichnen, wie es auch Sütterlin tut (338—343). Aber das Adjektiv hängt ja aufs innigste mit dem Verb zusammen, sowohl seinem Bedeutungsgehalt (beide bezeichnen «Merkmale» eines Gegenstandes, s. Potebnja, I—II, 105, 124) als auch einer seiner Funktionen nach (der prädikativen, die besonders günstig für den Gebrauch der Adjektiverläuterungen ist). Deshalb nähern sich die Adjektiverläuterungen in mancher Hinsicht den abhängigen Gliedern der Gruppe des Verbs: die Adjektiverläuterungen im Dativ dem indirekten Objekt *(Er ist seinem Vater ähnlich — Er ähnelt seinem Vater; Er ist mir sympathisch — Er gefällt mir)*, die im Genitiv dem direkten Objekt *(Ich bin deiner Hilfe bedürftig — Ich bedarf deiner Hilfe* oder *Ich bedarf deine Hilfe)*, die im Akkusativ einer Adverbialbestimmung, seltener auch einem direkten Objekt *(Das Ding ist keinen Heller wert — Das Ding kostet keinen Heller)* usw. Die betreffenden Nebenglieder sind dabei eben vom Adjektiv und nicht vom kopulativen Verb abhängig, was aus ihrer Fähigkeit ersichtlich wird, auch neben dem Adjektiv in attributiver Funktion zu erscheinen: *Die Kranke war meiner Hilfe bedürftig — die meiner Hilfe bedürftige Kranke.* Es sind die Glieder der Adjektivgruppe, aber diese Gruppe selbst ist im wesentlichen nach dem Muster der Gruppe des Verbs aufgebaut. Diese Tatsache wird auch daraus ersichtlich, daß beim attributiven Adjektiv auch «freie» Adverbialbestimmungen auftreten können *(der diesen Tag fällige Wechsel* — vgl. 374, 340) und daß der Genitiv beim Adjektiv durch den Akkusativ und Präpositionalkonstruk-

tionen energisch zurückgedrängt wird, wie es gerade in der Gruppe des Verbs der Fall ist. Also ist die Adjektivgruppe doch nicht an und für sich, sondern nur in ihrem Zusammenhang mit den wichtigsten Wortgruppen des deutschen Sprachbaus zu verstehen, weshalb sie hier nur gestreift wurde (s. 246, 209, 226—227). Dieser strukturell abgeleiteter Charakter der Beziehungen zwischen dem Adjektiv und den von ihm abhängigen Gliedern erklärt auch, weshalb sie keine besondere syntaktische Beziehung bilden in der Art, wie es z. B. attributive und adverbiale Beziehungen sind.

Es ist verfehlt, den Fachausdruck *Wortgruppe* durch den aus dem Englischen entlehnten Fachausdruck *Phrase* zu ersetzen, da der letztere eine komplizierte Eigenbedeutung hat.

§ 57. Die Gruppe des Substantivs

Die Substantivgruppe gehört zu den streng organisierten syntaktischen Bildungen des deutschen Sprachbaus. Drei Arten von syntaktischen Formmitteln werden dazu verwendet, um die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Substantivgruppe zu sichern:

1. **die Mittel der Stimmführung** (mit ganz seltenen Ausnahmen gehören alle Glieder der Gruppe, außer den verselbständigten, zu einem und demselben Syntagma);

2. **die Mittel der Wortstellung** (in der Regel stehen alle Glieder der Gruppe, außer den verselbständigten, in der Kontaktstellung, der durch den Artikel oder die Präposition und das leitende Substantiv gebildete Rahmen schließt alle vorangestellten Attribute ein; über die Distanzstellung der nicht verselbständigten Attribute, vor allem der Präpositionalattribute, s. 329, 7; 309, III, 68—69; 215, 233);

3. **die morphologischen Mittel** (Tendenz zur Monoflexion, die alle kongruierenden Glieder zu einer strukturellen Einheit zusammenschweißt).

Die abhängigen Glieder der Substantivgruppe treten in sehr mannigfaltigen Formen auf. Sie lassen sich aber in einige Hauptklassen einteilen.

Erstens unterscheiden sich die Glieder der Substantivgruppe dadurch, daß sie semantisch nicht gleichwertig sind. Die einen bereichern die Semantik des herrschenden Substantivs. Sie bezeichnen irgendwelche Beziehungen und Eigenschaften, die dem Gegenstand eigen sind, aber durch das betreffende Substantiv selbst nicht mitbezeichnet werden. Dabei wird die Semantik des leitenden Substantivs enger, aber konkreter. So bezieht sich die Gruppe *das blaue Kleid* nicht auf alle Kleider, sondern nur auf einen Teil von ihnen, aber sie gibt eine wichtige Eigenschaft der betreffenden Kleider an. So bezieht sich auch die Gruppe *die Stadt am Meer* nicht auf alle Städte, sondern nur auf einen Teil von ihnen, aber sie gibt die Lage der betreffenden Städte an. Es sind bereichernde Glieder der Substantivgruppe, vollwertige Attribute. Ihnen stehen Hilfskomponenten der Substantivgruppe gegenüber, die die Semantik des leitenden Substantivs nur beschränken

oder präzisieren oder hervorheben, ohne sie zu bereichern, d. h. ohne irgendwelche neue Begriffe in die Gruppe einzuschalten. Diese Rolle spielen in der Substantivgruppe der Artikel und die Partikeln. Vgl. *das blaue Kleid — ein blaues Kleid — nur ein blaues Kleid — sogar ein blaues Kleid* usw.

Zweitens unterscheiden sich die Glieder der Substantivgruppe dadurch, daß sie nicht gleichartig sind, d. h. in verschiedenen semantischen Beziehungen zum leitenden Substantiv stehen. Wie A. A. Potebnja gezeigt hat (65, 107, 109), können die Glieder der Substantivgruppe entweder «innere» oder «äußere» Merkmale des vom Substantiv bezeichneten Gegenstands ausdrücken. Die «inneren» Merkmale sind in der Substanz enthalten, die durch das herrschende Substantiv bezeichnet wird. Sie durchdringen diese Substanz. So bedeutet *stark* in der Gruppe *ein starker Mann* eine innere Eigenschaft der Person. Formell wird diese Art der semantischen Beziehung durch die Kongruenz ausgedrückt. Die äußeren Merkmale stehen außerhalb der Substanz, die durch das herrschende Substantiv ausgedrückt wird, verhalten sich zu dieser Substanz wie ein Gegenstand zu anderen Gegenständen. So bedeutet *des Knaben* in der Gruppe *das Heft des Knaben* eine Person, die in gewissen Beziehungen zu einem Ding steht. Formell wird diese Art der semantischen Beziehung in der Gruppe des Substantivs durch die Abwesenheit der Kongruenz zum Ausdruck gebracht.

Dabei kann es gewiß auch zu Widersprüchen kommen. In der Form der kongruierenden Glieder können auch «äußere» Merkmale dargestellt werden und umgekehrt. So bedeutet *von hohem Alter* in der Gruppe *ein Mann von hohem Alter* ein «inneres» Merkmal, obgleich es in nicht kongruierender Form erscheint. Bekanntlich sind solche Widersprüche zwischen dem allgemeinen grammatischen Bedeutungsgehalt einer Form und ihrer konkreten lexikalen Füllung ganz natürliche Erscheinungen (vgl. § 1). Doch bleibt auch im Deutschen (die Erwägungen von Potebnja galten vor allem den slawischen Sprachen) ein tiefgehender Unterschied im Bedeutungsgehalt dieser zwei Attributformen trotz allen Schwankungen bestehen, und diese beiden Formen werden hier noch durch die Wortstellung ziemlich scharf voneinander abgesondert. Die kongruierenden Glieder und Komponenten der Gruppe (Artikel — vgl. § 24—26; Demonstrativpronomen, Possessivpronomen, Interrogativpronomen — vgl. § 32; Adjektiv — vgl. § 30; Partizip — vgl. § 34; Zahlwort — vgl. § 31; Substantiv als Apposition — vgl. § 20—23), außer den verselbständigten, stehen vor dem herrschenden Substantiv, die nicht kongruierenden (Genitiv — vgl. § 21; Präpositionalkonstruktion — vgl. § 28; Infinitiv und Infinitivkonstruktion — vgl. § 34; der absolute Akkusativ — vgl. § 22; attributive Adverbien — vgl. § 41) stehen nach dem herrschenden Glied (mit Ausnahme einiger Arten des Genitivs — vgl. § 24 — und einiger Arten von Adverbialbestimmungen, besonders in der Umgangssprache und in der Schönen Literatur, z. B. *dort die Burg, vor ihm der Sarg* — vgl. 383). Früher war die Stellung der Glieder der Substantivgruppe viel freier.

Der Inhalt einer Substantivgruppe mit ihren syntaktischen

Beziehungen wird im Deutschen oft in der Form eines zusammengesetzten Substantivs ausgedrückt. In einigen Fällen werden Wortgruppen und Zusammensetzungen ganz parallel gebraucht:

(ein kleiner Kreis), ...in welchem man über wissenschaftliche oder gesellige oder Staatsdinge oder Dinge der Kunst sprach (Stifter) ...mit ihrer Vermischung der wirklichen und der Bücherwelt Defoes und Coopers ...(Hauptmann)

Von den mannigfaltigen Arten des Attributs sind mehrere synonym und stehen in einem Konkurrenzkampf. Besonders eng berühren sich (in einigen von ihren Bedeutungsschattierungen) das Genitivattribut, das Präpositionalattribut und die Zusammensetzung: *die Bearbeitung der Metalle — die Bearbeitung von Metallen — die Metallbearbeitung.* Im Laufe der Sprachentwicklung wurde der Genitiv in diesem Konkurrenzkampf etwas zurückgedrängt, er bleibt aber ein überaus wichtiges und verbreitetes Mittel zur Erweiterung der Substantivgruppen (vgl. 175; 172, 106—113; 106).

Auf Grund der synonymischen Beziehungen zwischen dem attributiven Genitiv (in seinen verschiedenen Formen) und der Präpositionalkonstruktion *von* + Dativ kommt es zuweilen zu Entgleisungen von einer Form zu den anderen. Z. B.

An Spezialliteratur ist namentlich ein wichtiger Artikel von J. Lewy, des ersten Kenners der Materie, nachzutragen.

(Das Beispiel ist einem Aufsatz von W. Winter entnommen, der auf diese Erscheinung hingewiesen hat. Vgl. 407, 28). Auch der einfache Dativ kann als ein Synonym zum attributiven Genitiv (gewöhnlich als Apposition) auftreten:

Das geht auch deutlich aus Veröffentlichungen des hannoverschen Bischofs Lilje als einem der Hauptinitiatoren der genannten Kirchentagspläne hervor. Nach Ansicht des Verfassers, dem Ordinarius für Soziologie an der Universität Tübingen, muß der Soziologe stets Moralist, das heißt engagiert sein (vgl. 407, 24f.). Der Genitiv wird dabei einer Dativkonstruktion mit *von* gleichgesetzt, wobei die Präposition in der Apposition nicht wiederholt wird. Aber es ist verfehlt, aus solcher Festigkeit der synonymischen Beziehungen zwischen dem Genitiv und der *von*-Konstruktion den Schluß zu ziehen, daß der attributive Genitiv seine Eigenbedeutung verloren hat und dem Untergang geweiht ist oder wenigstens zu einer leeren Form geworden ist (407, 24). Der Ersatz des attributiven Genitivs in der Apposition ist ja vor allem dadurch zu erklären, daß der Genitiv überhaupt nicht so leicht verselbständigt wird wie die Präpositionalgruppe, überhaupt enger mit dem herrschenden Substantiv verbunden ist. Übrigens kommt ja auch vor, wie wir gesehen haben, daß eine *von*-Konstruktion durch eine Genitivapposition weitergeführt wird. Vgl. auch: *von Harold Wilsons grauer Eminenz, des Generalzahlmeisters* (nach v. Dam, 80).

Ein Druckfehler liegt wahrscheinlich in folgender Substantivgruppe aus einer Zeitungsnotiz vor, da sich sonst in der Reihe von postpositiven Attributen drei Formen als gleichwertig erweisen würden (Dativ-Akkusativ-Genitiv): *zusammen mit seinem älteren Bruder, den*

Hofbuchbinder Leopold Gröner, des Inhabers der seit 1680 in der Familie befindlichen Buchbinderei auf dem Wildpretmarkt.

Eine besondere Rolle spielen in der Substantivgruppe die vorangestellten kongruierenden Partizipialattribute. Sie können nicht nur allein, sondern auch mit ihren Objekten und Adverbialbestimmungen in der Gruppe auftreten (erweiterte Partizipialattribute), so daß auch solche syntaktischen Beziehungen, die für die Gruppe des Verbs charakteristisch sind, in der Substantivgruppe erscheinen. Auch andere Glieder dieser Gruppe können ihre Bestimmungen bei sich haben, es kommen z. B. die von der Stilistik verpönten, aber in der Sprachpraxis keineswegs seltenen «Genitivketten» vor, auch Ketten von Präpositionalattributen. Und da sich diese beiden Arten der Erweiterung oft miteinander verbinden, so gelingt es der Substantivgruppe nicht selten, einen so komplizierten und reichhaltigen Gehalt in sich aufzunehmen, wie er dem eines umfangreichen erweiterten Satzes gleicht:

(die Kinder sahen, ...daß) die Fahne manches dünnen Halmes des am Wege hin und zwischen den Bäumen stehenden Grases (mit Flocken beschwert war...) (Stifter)

Als ein Beispiel für die Tendenz zu mehrgliedrigen Substantivgruppen in der heutigen Zeitungssprache sei hier ein Satz aus einer österreichischen Zeitung (1977) angeführt. Der Satz steht allerdings in einem an die Redaktion gerichteten Brief und bezieht sich auf amtliche Probleme, ist aber in seinem Bau für die Sprache mancher Textsorten in der Zeitung typisch. Es ist die sogenannte Reihung (vgl. § 64). Der Satz besteht aus 39 Wortformen, wovon das Subjekt durch ein Pronomen, das Prädikat durch ein Verb ausgedrückt ist, und die übrigen 37 Wortformen sich auf zwei Substantivgruppen verteilen, eine Adverbialgruppe (7 Wortformen) und eine Gruppe des Akkusativobjekts (30 Wortformen): *In Ihrer Ausgabe vom 18. November 1977 brachten Sie einen Bericht über die Nichtbewilligung von Mitteln für die Durchführung der Einrichtung für das Institut für Psychologie der Universität Innsbruck durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.*

Es gibt noch ein drittes Merkmal, nach welchem sich die Attribute voneinander unterscheiden, nämlich das der Verselbständigung, die intonationsmäßig erzielt wird und graphisch in der Interpunktion ihren Ausdruck findet (gewöhnlich durch den Gebrauch von Kommata). Die verselbständigten Attribute werden weiter unten besprochen. Hier sei nur vermerkt, daß sie von dem herrschenden Substantiv distanziert werden können. Dagegen nehmen die nicht verselbständigten Attribute immer die Kontaktstellung in bezug auf das herrschende Substantiv ein, unmittelbar oder mittelbar. Die Substantivgruppen mit den nicht verselbständigten Attributen bilden somit intonationsmäßig sehr enge, stark zementierte Einheiten, die ich als «kompakte» Substantivgruppen bezeichne. Die Substantivgruppen, die sowohl die nicht verselbständigten als auch die verselbständigten enthalten, bilden dagegen viel losere, zuweilen sogar sehr lose Einheiten. Da aber in der Redekette eben diese, alle Arten der Attribute umfassende Substantivgruppe die eigentliche und nicht künstlich reduzierte Form der Substantivgruppe darstellt, so bezeichne ich diese Gruppen als die «primären».

Da die kompakten Substantivgruppen auch in den verselbständigten Komponenten der primären vorkommen können, ist ihre Zahl im Text in der Regel größer als die der primären Gruppen. Dagegen ist der Durchschnittsumfang der primären Gruppen natürlich größer als der der kompakten.

Besonders lange primäre Substantivgruppen können übrigens zu verschiedenen Zeitabschnitten und verschiedenen Stilrichtungen gehören. Z. B.:

Jener sonderbare lange Mensch von drüben, im abgetragenen grauen Flauschrock, einen ziemlich rot und schäbig blickenden Hut unter dem Arme, (klopfte an meine Tür...) (Raabe). Der Einfluß Frau Elisabeths auf das Hofgesinde von Buchel, das in wirtschaftlich ruhigen Jahreszeiten nicht eben zahlreich war und zur Erntezeit aus der umwohnenden Landbevölkerung vermehrt wurde, (war der allerbeste...) (Th. Mann). Die Industriearbeiter des Dorfes, vor allem die Bauhandwerker, die in der durch den Krieg gewaltig gewachsenen nahen Industriestadt arbeiteten, (hatten...) (Gotsche).

Sehr umfangreich können die Gruppen der Substantive mit verbalem Grundmorphem werden:

(Und es kam) ...die lange, langsame Fahrt durch die grauen und feuchten Straßen, durchs Burgtor hinaus, die entblätterte, im kalten Sprühregen schauernde Allee entlang bis zum Friedhof, woselbst man, während hinter einem halbkahlen Gesträuch ein Trauermarsch erklang, zu Fuß dem Sarge über die aufgeweichten Wege folgte, bis dorthin, wo am Rande des Gehölzes das Buddenbrooksche Erbbegräbnis seine von dem großen Sandsteinkreuz gekrönte gotische Namensplatte emporragen ließ ... (Th. Mann)

Es besteht im großen und ganzen eine Tendenz, nur eine stark erweiterte Reihe von Attributen in die Substantivgruppe einzuschalten: entweder vor oder nach dem herrschenden Glied, aber nicht beides zugleich. Beispiele der umfangreichen Attributreihen in der Nachstellung s. oben. Vorangestellt ist eine solche Reihe z. B. in der Fügung:

...ein großes, in seiner Mitte mit einer Sonnenuhr und an seinem Rande mit Canna indica und Rhabarberstauden besetztes Rondell... (Fontane)

Bei dem geringeren Umfang der Attribute wird das herrschende Glied oft von ihnen umrahmt: *die äußerst geringe Zusammendrückbarkeit von Flüssigkeiten.*

Umfangreiche Substantivgruppen treten in allen Sprachstilen auf, außer in der Umgangssprache.

Verselbständigt werden fast ausschließlich die kongruierenden Attribute. Sie können dabei ihre kongruierende Form einbüßen: die Adjektive und Partizipien treten also in der Kurzform auf, die Substantive im Nominativ, der auch als «Gemeinschaftskasus» oder «Monoflexiv» verstanden werden kann. Die Beziehung zum herrschenden Substantiv wird dann auf semantischem Wege, oft auch durch Kontaktstellung hergestellt.

Jedes nicht verselbständigte kongruierende Attribut kann in ein verselbständigtes verwandelt werden. Aber nicht jedes verselbständigte

Attribut kann zu einem nicht verselbständigten umgeformt werden. «Umwendbar» sind solche verselbständigten Attribute, die eine Eigenschaft des vom leitenden Glied ausgedrückten Gegenstands bezeichnen oder einen Begriff, der allgemeiner ist als der im leitenden Glied enthaltene: *Ein Mädchen, schön und blühend — ein schönes und blühendes Mädchen; Goethe, der große deutsche Dichter — der große deutsche Dichter Goethe.* «Unumwendbar» sind die verselbständigten Attribute, die dem leitenden Glied vom Standpunkt ihres logischen Charakters aus gleichen, d. h. ein und denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten aus charakterisieren, benennen oder präzisieren, d. h. ein Besonderes in Beziehung auf das vom leitenden Glied ausgedrückte Allgemeine bezeichnen. Vgl.

Auch die Front des Herrenhauses — eine mit Aloekübeln und ein Paar Gartenstühlen besetzte Rampe — gewährte ...einen angenehmen Aufenthalt (Fontane). ...ein beliebiger materieller Punkt, z. B. eine Billardkugel...

Beim Personalpronomen können nur «unumwendbare» verselbständigte Attribute stehen:

Er hatte ihm, Georg, eine Adresse gegeben ...(Seghers)

Trotz der Wichtigkeit der Substantivgruppe für den deutschen Sprachbau besteht doch kein Grund, das Substantiv selbst in seinen syntaktischen Gebrauch prinzipiell nur als ein Glied seiner Gruppe zu betrachten (s. 226, 123). Es gibt ja solche Arten der Substantive, die regelmäßig ohne Artikel gebraucht werden (z. B. die Eigennamen), so daß hier auch kein Nullartikel vorliegt. Übrigens ist die Verbindung des Substantivs mit dem Artikel überhaupt keineswegs eine Wortgruppe im wahren Sinne des Wortes.

Die kompakteste Art der Substantivgruppe ist die, die durch die Kompression (vgl. 37) entsteht, z. B.: *Jugend- und Alterskleid. (K. Lorenz)*

Über das System der Fügungspotenzen in der Substantivgruppe vgl. 148, 66—95; 98; DSB, 86—87.

Sowohl der Gliederbestand als auch die Gestaltungsformen der Substantivgruppe wiesen bereits im 17.—18. Jh. ungefähr dieselbe Struktur auf, die für das gegenwärtige Deutsch kennzeichnend ist (vgl. 9, 37—51). Auch früher, vom Althochdeutschen an, war bereits die Möglichkeit vorhanden, umfangreiche Substantivgruppen zu bilden und dadurch die Aufnahmefähigkeit (Kapazität) des Elementarsatzes zu erhöhen. In einigen Gattunben der Schriftsprache und in einigen Stilrichtungen wurde von diesen Möglichkeiten besonders ausgiebig Gebrauch gemacht. Es scheint aber, daß in den letzten Jahrzehnten der Hang zu umfangreichen Substantivgruppen in der wissenschaftlichen, technischen und populärwissenschaftlichen Prosa, in der Publizistik (überhaupt in der sogenannten «Gebrauchsprosa») allgemein gültig wird. Wichtige Beobachtungen wurden auf diesem Gebiete von H. Eggers, H. Moser, G. Möller u. a. gemacht. Nach den Ausführungen von Eggers bedeutet dieses Anwachsen des Umfangs der Substantivgruppe sogar einen Umbau der deutschen Satzstruktur, nämlich den Übergang zu einer «nominalen» Struktur des Satzes, die die Nebensät-

ze, zum Teil auch die Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen durch komplizierte und mehrgliedrige Substantivgruppe ersetzt. Unter den Gliedern dieser Gruppen mißt Eggers besondere Bedeutung dem Präpositionalattribut bei und behauptet, daß die komplizierteren, einen Rahmen bildenden vorangestellten Attribute von den nachgestellten zurückgedrängt werden, was er mit der allgemeinen Tendenz des heutigen Deutsch verbindet, den gedanklichen Aufbau der syntaktischen Einheiten faßlicher zu machen und den Rahmen (auch den Satzrahmen) zu vermeiden (vgl. 175, 264).

Durch die Substantivierung wird nach H. Moser die Möglichkeit geschaffen, das Sinngewicht auf den Anfang des Satzes zu verlegen. H. Moser sieht darin eine Haupttendenz des deutschen Satzbaus, die auch im Nebensatz zum Ausdruck kommt: «Sie zeigt sich auch insofern als *daß* durch *so daß* und *damit* ersetzt wird; dadurch wird sofort der finale Charakter des Satzes angezeigt, der früher nur durch den Konjunktiv zum Ausdruck kam. Ebenso wird der konzessive Sinn eines Satzes gleich am Anfang durch Partikeln wie *auch, gleich, schon, wohl* gekennzeichnet» (296, 298).

Doch darf man diese Tendenzen schwerlich mit einem Ansatz zu einer wirklichen Umgestaltung der Satz- und Substantivgruppenstruktur gleichsetzen. Dies alles sind nur Aktualisierungen der Potenzen, die sich schon längst im Deutschen gebildet haben und sich mit anderen Potenzen des Deutschen durchaus vereinbaren lassen (vgl. 4, 11—12).

Die deutsche Literatursprache, wie alle anderen Literatursprachen, braucht notwendig eine ganze Fülle von grammatischen Ausdrucksmöglichkeiten, um die ganze Fülle der ihr zufließenden Denkinhalte wiederzugeben, so daß sie keine bedeutende Einbuße an ihren Fügungspotenzen dulden kann.

§ 58. Die Gruppe des Verbs

Die Gruppe des Verbs fällt strukturell in ihren wesentlichen Zügen mit der Struktur des Satzes zusammen (vgl. § 34). Ihre distanzierte Stellung umfaßt den ganzen Satz (außer seiner ersten Stelle). Doch ist diese Gruppe nicht monofunktional, d. h. sie ist nicht ausschließlich an das prädikative Verb gebunden. Auch beim Infinitiv und bei den Partizipien (besonders vollständig beim Partizip I) treten dieselben abhängigen Glieder auf, die beim finiten Verb erscheinen, und auf diese Weise werden die Beziehungen, die der verbalen Gruppe des Verbs eigen sind, auch in die Substantivgruppe verpflanzt. So ist es z. B. möglich, folgende Parallelformen zu bilden:

Ubrigens hatte Tony sicherlich nicht aus Schüchternheit dem jungen Hagenström den Kuß verweigert. (Th. Mann)

(Tony lachte), sicherlich nicht aus Schüchternheit dem jungen Hagenström den Kuß verweigernd.

(So blieb der Kuß aus), sicherlich nicht aus Schüchternheit von Tony dem jungen Hagenström verweigert.

(Tony lief fort), um sicherlich nicht aus Schüchternheit dem jungen Hagenström den Kuß zu verweigern.

Auch unter den abhängigen Gliedern der Gruppe des Verbs gibt es Hilfskomponenten, d. h. solche, die die Bedeutung des Verbs nur beschränken oder hervorheben (Partikeln). Alle anderen Glieder der Gruppe «bereichern» auf irgendwelche Weise entweder die Semantik des Verbs selbst *(Er läuft schnell)* oder die Semantik des ganzen Satzes. *Er arbeitet im Garten.* Einen eigenartigen semantischen Gehalt (die Einschätzung des Inhalts der betreffenden Beziehung von seiten des Sprechenden) weist das Modalglied des Satzes auf.

Wenn man die Hilfskomponenten des Satzes nicht mitzählt, so sind es vier abhängige Satzglieder, die zur Gruppe des Verbs gehören: das Objekt (Ergänzung), die Adverbialbestimmung (oder das Adverbiale), prädikatives Attribut und Modalglied.

1. **Das Objekt** tritt in verschiedenen morphologischen Formen auf: Akkusativ, Dativ, Genitiv (selten), Präpositionalkonstruktion (vgl. § 21, 22, 28, 35). Als zwei Hauptarten des Objekts erscheinen das direkte Objekt, dessen klassische Form der Akkusativ ist, und das indirekte Objekt, dessen klassische Form der Dativ ist. Die übrigen Formen des Objekts schließen sich in ihrem Bedeutungsgehalt mehr oder weniger den Hauptarten an. Die grammatische Synonymie, die dabei entsteht, führt zu einem Konkurrenzkampf, dessen unmittelbarstes Ergebnis, unter der Einwirkung von allgemeinen strukturellen Tendenzen des Deutschen, die Zurückdrängung des Genitivobjekts und der Fügung von zwei Objektsakkusativen war.

2. **Die Adverbialbestimmung** tritt auch in verschiedenen morphologischen Formen auf: Adverb (vgl. § 41), Präpositionalkonstruktionen (vgl. § 28), Infinitivkonstruktionen (vgl. § 34, 35), Partizipien und Partizipialkonstruktionen (vgl. § 34, 35), der präpositionslose Akkusativ (vgl. § 22), der präpositionslose Genitiv (vgl. § 21), Zahlwörter (als Zeitangaben, z. B. *Schiller wurde 1759 geboren*). Aber die Arten der Adverbialbestimmungen werden in erster Linie vom semantischen Standpunkt aus bestimmt. Deswegen gibt es verschiedene Möglichkeiten, die Adverbialbestimmungen zu klassifizieren. Gewöhnlich werden folgende Arten der Adverbialbestimmung aufgestellt: modale (der Art und Weise), lokale (des Ortes), temporale (der Zeit), kausale, finale und konditionale (des Grundes, des Zieles und der Bedingung). Aber aus der Klasse der Adverbialbestimmungen der Art und Weise sondert man mit Recht die Adverbialbestimmungen des Maßes und des Grades aus *(Ich arbeite viel)*. Oft ist es schwer, Adverbialbestimmungen von den Objekten abzusondern, vor allem die Richtungsadverbialien vom indirekten Objekt, z. B. die Fügung *zu seiner Mutter* im Satz *Er geht zu seiner Mutter* ist nicht nur ein «Adressat der Handlung», sondern auch eine lokale Bestimmung. Auch zwischen den einzelnen Arten der Adverbialbestimmungen gibt es mehrere Berührungspunkte und Übergangsfälle.

Da bei der Einteilung der abhängigen Glieder der verbalen Gruppe der Bedeutungsgehalt außerordentlich wichtig ist, so scheint es angebracht, nicht als ein Objekt, sondern als eine besondere Art der

Adverbialbestimmungen diejenigen Bildungen zu betrachten, die in einer nichtnominativischen Form den Erzeuger des Vorgangs, das «Agens» der Handlung bezeichnen, z. B. die Fügung *von dem Lehrer* im Satz *Der Schüler wird von dem Lehrer gelobt* erleidet keine Einwirkung von seiten der Handlung, ist auch kein Adressat der Handlung, hat also keine wesentlichen Züge mit dem Objekt gemeinsam. Zum Teil gehören hierher auch die Fügungen, die das Werkzeug und überhaupt das Mittel bezeichnen, das zur Ausführung einer Handlung gebraucht wird. Alle diese abhängigen Glieder des Satzes könnte man vielleicht Adverbialbestimmung des Täters und des Werkzeugs nennen.

3. **Das prädikative Attribut** wird durch die Kurzform des Abjektivs und des Partizips (oft erweitert und verselbständigt), durch das Substantiv mit *als* und *wie*, durch die Infintivgruppen und den absoluten Akkusativ ausgedrückt. Es bedeutet ein Merkmal, das entweder zum Subjekt oder zum Objekt gehört und in temporaler Beziehung zum Verb steht, indem es sich in der Zeitspanne, die das Verb andeutet, als aktuell erweist oder sogar erst im Prozeß der betreffenden Handlung entsteht.

Sehr nah berührt sich das prädikative Attribut sowohl in semantischer Hinsicht als auch morphologisch mit der Adverbialbestimmung einerseits und dem verselbständigten Attribut andererseits. Deswegen wurde es erst später als ein besonderes Satzglied erkannt und wird auch jetzt oft als eine Abart der Adverbialbestimmung angesehen. Es ist oft wirklich fast unmöglich zu entscheiden, ob das betreffende Satzglied die Handlung selbst oder das Subjekt charakterisiert: *sorglos* im Satz

Hier würde sie nun jeden Morgen ganz **sorglos** *erwachen (Th. Mann),*

kann sowohl bedeuten, daß sie zur betreffenden Zeit sorglos sein wird, als auch daß ihr Erwachen sorglos sein wird. Doch kommt es vor, daß die Kongruenz des prädikativen Attributs mit dem Subjekt stattfindet *(Er arbeitet als Lehrer — Sie arbeitet als Lehrerin)*, und daß in einigen Fällen, namentlich wenn sich das prädikative Attribut auf das Objekt bezieht, auch keine semantische Verwechslung des prädikativen Attributs mit der Adverbialbestimmung möglich ist: *Er fand sie wieder gesund.*

4. Über die **Modalglieder** des Satzes vgl. § 42, 43, 46. Es ist noch hinzuzufügen, daß die Modalglieder als modale im eigentlichen Sinne des Wortes und als emotionell-modale auftreten. Vgl. **Vielleicht** *kommt er nicht* — **Leider** *kommt er nicht.*

Der zusammengesetzte Satz und die höheren Redeeinheiten

§ 59. Strukturelle Grundzüge des Hauptsatzes und des Nebensatzes

Der Hauptsatz ist im wesentlichen strukturell dem selbständigen Satz analog. Der Hauptsatz hat die Wortstellung des selbständigen Satzes; der Nebensatz füllt dabei die Stelle eines seiner Glieder aus, kann aber noch einmal durch ein Korrelat aufgenommen werden. *Ob er helfen will, das wird sich erst jetzt zeigen.* Auch der Gebrauch der Modi im Hauptsatz ist dem im Einfachsatz sehr nah. Nur vom Standpunkt der Stimmführung aus wird formal der Zusammenhang des Hauptsatzes mit dem Nebensatz in vielen Fällen klar, da sie nur zusammen eine geschlossene rhythmisch-melodische Einheit bilden. Semantisch ist der Hauptsatz, wie gesagt, nicht immer der Träger des kommunikativ wichtigsten Inhalts, den das Satzgefüge enthält. Vgl.

Sie beobachteten, wie unter Scherzen und Gelächter kleine Kämpfe um die besten Plätze entstanden, wie Fräulein von Osterloh, eine Pelzboa um den Hals, von einem Gespann zum anderen lief, um Körbe mit Eßwaren unter die Sitze zu schieben, wie Doktor Leander, die Pelzmütze in der Stirn, mit seinen funkelnden Brillengläsern noch einmal das Ganze überschaute, dann ebenfalls Platz nahm und das Zeichen zum Aufbruch gab. (Th. Mann)

Der Nebensatz drückt im Deutschen seine grammatische Abhängigkeit vor allem durch die Wortstellung aus: das finite Verb steht entweder am Ende des Nebensatzes oder — in vorangestellten (viel seltener auch in nachgestellten) konjunktionslosen Konditionalsätzen und Konzessivsätzen — am Anfang des Satzes: *Wenn er gekommen wäre — Wäre er gekommen.* Abweichungen von dieser Regel kommen oft nur bei Objektsätzen vor, besonders nach den Verben des Redens und Meinens (uneingeleitete indirekte Rede): *Er sagt, er habe Hunger.* Hier aber tritt gewöhnlich der Konjunktiv als ein Zeichen auf, das nicht nur die fremde Rede als solche, sondern auch die grammatische Abhängigkeit bei diesem Gebrauch charakterisiert. Der Konjunktiv kommt überhaupt in manchen Arten von Nebensätzen vor (vgl. 260, § 257, 524—537). Auch die Konjunktionen drücken die Abhängigkeit des Nebensatzes aus, erweisen sich aber im Deutschen als unterordnende Konjunktionen nur dann, wenn ihre Anwesenheit im Satz vor Veränderungen in der Wortstellung des Satzes begleitet wird. In rhythmisch-melodischer Hinsicht bildet der Nebensatz gewöhnlich (doch nicht immer) ein Syntagma (oder einige Syntagmen) des Satzgefüges.

Seinem grammatischen Bau nach erscheint der Hauptsatz in vielen Fällen «autosemantisch», d. h. seiner Bedeutung und seiner formalen Struktur nach relativ abgeschlossen. Dagegen ist der deutsche Nebensatz, eben wegen der Schlußstellung des finiten Verbs und des Gebrauchs der Konjunktionen, in der Regel «synsemantisch», d. h. gibt

nachdrücklich seine Unabgeschlossenheit kund, erfordert eine Stütze außerhalb seiner selbst. Es gibt aber auch eine Art von Nebensätzen, die ihrem grammatischen Bau nach autosemantisch ist. Dies sind die uneingeleiteten Objektsätze, z. B. bei den Verben des Sagens und Meinens, besonders wenn sie nicht im Konjunktiv stehen, z. B. *Ich erinnere mich, er hatte weiße Haare* (173, 580). Anderseits gibt es Hauptsatzarten, die synsemantischen grammatischen Bau aufweisen. Dies sind z. B. die Hauptsätze, in welchen das Subjekt in der Form eines Nebensatzes (des Subjektsatzes) auftritt, z. B. *Wer wagt, gewinnt.* Aber auch davon abgesehen, ist doch die Autosemantie der Hauptsätze und der uneingeleiteten Objektsätze nur eine relative, da sie intonationsmäßig nicht eine abgeschlossene, für sich stehende Einheit bilden, was auch in der Interpunktion seinen Ausdruck findet. Sie können eher als potentiell autosemantische Sätze bezeichnet werden (vgl. 27, 11).

§ 60. Die Arten der Nebensätze

Die Einteilung der Nebensätze läßt sich nach verschiedenen Aspekten durchführen.

1. **Die syntaktisch-funktionale Einteilung der Nebensätze.** Im Satzgefüge steht der Nebensatz immer in einer syntaktischen Beziehung zum Hauptsatz (oder zu dem Nebensatz, von welchem der zu analysierende Nebensatz grammatisch abhängt). Diese Beziehung ist in den allermeisten Fällen den syntaktischen Beziehungen parallel, die die einfachen, d. h. durch Wörter oder Wortgruppen ausgedrückten Satzglieder zum Satz als Ganzem oder zu seinen andern Gliedern aufweisen. In den allermeisten Fällen sind also die Nebensätze den Satzgliedern synonym und können in einfache Satzglieder umgeformt werden. Eben deswegen werden die Nebensätze oft auch Gliedsätze genannt. Ihre Entsprechungen unter den Nebensätzen haben alle einfachen Satzglieder außer dem prädikativen Verb. (Vgl. die Tabelle in der Duden-Grammatik, S. 582—583.)

Auf Grund der weitgehenden Übereinstimmung zwischen den Nebensätzen und einfachen Satzgliedern werden die Nebensätze nach ihrer Satzgliedfunktion klassifiziert. Auch die Arten der Nebensätze, die mit einfachen Satzgliedern nicht übereinstimmen, lassen sich in dieser Einteilung unterbringen, obgleich sie die vollständige Korrelation des Systems der einfachen Satzglieder mit dem der Nebensätze unmöglich machen.

Wir bringen nun ein Verzeichnis von syntaktisch-funktionalen Typen der Nebensätze, wobei aber nur die wichtigsten Erscheinungen berücksichtigt werden:

A. Subjektsatz (*Wer diese Notiz verfaßt hat, ist mir unbekannt.*)
B. Prädikativsatz (*Du bist, wie du warst.*)
C. Objektsatz (*Ich weiß, daß sie kommt.*)
D. Adverbialsätze
   1. Lokalsätze (*Ich wohne, wo du früher gewohnt hast.*)
   2. Temporalsätze (*Als es hell geworden war, schlug er die Augen auf.*)

3. Adverbialsätze der Art und Weise *(Er lüftete seinen Hut, wobei er die Dame aufmerksam ansah.)*

4. Kausalsätze *(Er kommt, weil man ihn gerufen hat.)*

5. Konditionalsätze *(Ich bleibe, wenn du bleibst.)*

6. Konzessivsätze *(Ich komme, obgleich ich krank bin.)*

7. Restriktivsätze *(Wir ruderten, so gut es ging.)*

8. Finalsätze *(Komm näher, damit ich dich sehe.)*

9. Konsekutivsätze *(Er stotterte, so daß man nichts verstehen konnte.)*

10. Komparativsätze

a) reale Komparativsätze *(Er benimmt sich besser, als wir erwartet haben.)*

b) irreale Komparativsätze *(Er tut, als ob er nichts höre.)*

E. Attributsätze *(Da steht ein Mann, den ich kenne.)*

F. Weiterführende Nebensätze *(Sie gab ihm das Buch, worauf er zu lesen begann.)*

Einige dieser Typen lassen sich nicht scharf voneinander abgrenzen. Vor allem ist dies in dem System der Adverbialsätze der Fall, wo z. B. die Temporalsätze der Gleichzeitigkeit und die Umstandssätze mit den Konjunktionen *indem* und *während* zum Teil zusammenfallen: *Er schimpfte, während er nach Hause ging.*

Obgleich das System der syntaktisch-funktionalen Typen der Nebensätze analog dem System der einfachen Satzglieder gebaut ist, sind, wie wir schon betont haben, nicht alle diese Typen in ihren wesentlichen Zügen den einfachen Satzgliedern synonym. Vor allem gilt dies für die weiterführenden Nebensätze und die irrealen Komparativsätze. Es wäre wirklich schwer, den Gehalt dieser Sätze durch den Gehalt irgendwelcher einfachen Satzglieder wiederzugeben. Die weiterführenden Sätze nehmen auf den Gesamtgehalt des Hauptsatzes (überhaupt des herrschenden Satzes) Bezug und stellen einen neuen, sich aus diesem Gesamtgehalt ergebenden Sachverhalt dar. Die irrealen Komparativsätze bringen die Irrealität eines Vergleichs zum Ausdruck, d. h. eine Modalschattierung, die am adäquatesten durch den Konjunktiv bezeichnet werden kann, also in der Form eines Elementarsatzes. Man kann dies durch den Versuch bekräftigen, die Beispielsätze für die Typen F und D 10 b in dem oben stehenden Verzeichnis in irgendwelche einfache Satzglieder umzuformen. Man kann gewiß den Nebensatz *worauf er laut zu lesen begann* durch irgendwelche temporale Adverbialbestimmungen zu ersetzen versuchen, da die Handlung des Nebensatzes in einer klar umrissenen zeitlichen Beziehung zu der des herrschenden Satzes steht. Aber es kommen dabei ganz sonderbare schwerfällige Gebilde zustande, selbst wenn man den lexikalen Bestand etwas ändert: z. B. *Vor dem Beginn seines lauten Lesens gab sie ihm das Buch,* wobei auch der in unserem Beispielsatz spürbare kausale Zusammenhang zwischen den Handlungen des Haupt- und des Nebensatzes verwischt wird. Interessant ist es auch, von diesem Standpunkt aus folgendes Satzgefüge mit einem weiterführenden Nebensatz zu betrachten:

Er formte allerlei komische Figuren aus Brot, worüber sich die Tante Amalie immer entrüstet hatte (Seghers).

Und ganz unmöglich ist es, den Nebensatz in ein einfaches Satzglied zu verwandeln in unserem Beispielsatz: *Er tut, als ob er nichts hörte.* Auch der in unserem Verzeichnis gebrachte Konsekutivsatz (D 9) läßt sich nicht ohne weiteres in ein einfaches Satzglied umformen. Die in Betracht kommenden Bildungen mit einem inneren Objekt (z. B. *Er stotterte etwas Unverständliches*) oder mit einer Infinitivkonstruktion der Art und Weise (z. B. *Er stotterte, ohne etwas Verständliches hervorzubringen*) usw. weisen ganz andere Bedeutungsschattierungen auf, die die Konsekutivsemantik vollständig überlagern. Auch die realen Komparativsätze, wenn sie ein anderes Subjekt und Prädikat als der herrschende Satz haben, sind durch ein einfaches Satzglied nicht zu ersetzen, z. B. *Sie ist schöner, als ich dachte.*

Allerdings können alle diese Nebensatztypen, wenn sie spezifischen lexikal-semantischen Gehalt aufweisen, auch so konstruiert werden, daß sie doch den einfachen Satzgliedern synonym werden. Selbst die irrealen Komparativsätze können durch Wörter und Wortgruppen mit Vergleichssemantik (eingeleitet durch *wie, gleichsam*) ersetzt werden, wenn auch die Irrealität des Vergleichs dabei etwas abgeschwächt wird. Z. B. *Er läuft, als wäre er verrückt — Er läuft wie verrückt.*

Andererseits können solche Nebensatztypen, die ihrem Wesen nach den einfachen Satzgliedern synonym sind, in lexikal-semantischer Hinsicht so aufgebaut werden, daß sie ihre Umformung zu einfachen Satzgliedern nicht dulden. Vor allem ist dabei der allzu große Umfang der betreffenden Nebensätze wirksam.

Eine andere Schwierigkeit bei der syntaktisch-funktionalen Einteilung der Nebensätze erwächst daraus, daß bei der Aufstellung von Adverbialsätzen außer acht gelassen wird, daß einige von ihnen nicht nur vom Verb, sondern auch von andern Redeteilen unmittelbar abhängen können, z. B. vom Adjektiv: *Sie ist schöner, als ich dachte* (vgl. 374, 396—397). Doch vom Standpunkt der Systemeinheit aus ist es wirklich schwer, solche Nebensätze voneinander zu trennen wie *Sie lief, wie geübte Sportlerinnen laufen — Sie lief so, wie geübte Sportlerinnen laufen — Sie lief so schnell, wie geübte Sportlerinnen laufen — Sie lief schneller, als geübte Sportlerinnen laufen* (vgl. 231, 3—14).

2. **Die syntaktisch-semantische Einteilung der Nebensätze.** Eigentlich wurde der semantische Aspekt bereits bei der syntaktisch-funktionalen Einteilung der Nebensätze berücksichtigt. Die verschiedenen Arten der Adverbialsätze unterscheiden sich voneinander vor allem durch ihre Bedeutung. Die Unklarheit der Grenzen zwischen den einzelnen Typen der Adverbialsätze ist eben in ihrer semantischen Natur begründet, da zwischen einzelnen Bedeutungsbereichen dieser Sätze manche Berührungspunkte bestehen.

Aber es gibt einerseits auch andere bedeutsame semantische Differenzen innerhalb der einzelnen syntaktisch-funktionalen Typen, und andererseits gibt es bedeutsame semantisch-syntaktische Ähnlich-

keiten, die gewissen Schichten verschiedener syntaktisch-funktionaler Typen eigen sind.

So wurde z. B. das Satzgefüge im kausalen und konditionalen Bereich als ein kompliziertes System dargestellt (242).

Von den innerfunktionalen semantischen Differenzen sei hier nur auf den in manchen Grammatiken hervorgehobenen Unterschied zwischen solchen Attributsätzen hingewiesen, die das Substantiv, zu welchem sie gehören, bloß charakterisieren, d. h. irgendwelche seiner Merkmale bestimmen, und solchen, die voneinander unabhängige Sachverhalte aufeinander beziehen (173, 584), «die Handlung weiterführen» (260, 28), d. h. thematisch neue Sachverhalte in den Ganzsatz einbeziehen. Als Beispiel eines derartigen Attributsatzes bringt W. Jung unter anderem (a. a. O.): *Ich traf einen Bauern, bei dem ich mich nach dem Wege erkundigte.* Solche Sätze werden «weiterführende» genannt und den Sätzen gleichgesetzt, die auch in unserer Übersicht als weiterführende bezeichnet waren. Es gibt in der Tat gewisse Berührungspunkte zwischen diesen Gebilden. Aber es scheint doch sehr schwer, die weiterführenden und die einfach-bestimmenden Attributsätze klar voneinander zu scheiden. So zieht die Duden-Grammatik vor, von weiterführenden Attributsätzen nur dann zu sprechen, wenn der Nebensatz vom Hauptsatz genügend distanziert wird «durch die Einschaltung eines *aber, dann, denn, auch, darauf* u. a.» (584). (Zu den Attributsätzen vgl. auch Engelen.)

Besonders wichtig für den Zusammenfall der Schichten bei den verschiedenen syntaktisch-funktionalen Typen sind die sog. «Inhaltsätze».

Unter Inhaltsätzen versteht man Nebensätze, die die eigentliche Mitteilung des Komplexes: herrschender Satz + Nebensatz oder wenigstens des Komplexes: das herrschende Satzglied + Nebensatz enthalten. Als Beispiel kann die früher angeführte Kette von gleichartigen Nebensätzen aus Th. Mann dienen, die aus 63 Wörtern besteht, wogegen zum Hauptsatz nur zwei Wörter gehören: *Sie beobachteten, daß...*

Besonders oft kommen Inhaltsätze als Objektsätze bei den Verben des Sagens, Meinens und Empfindens vor, auch bei den allgemeinsten Verben des Machens. Aber sie treten auch als Attributsätze auf in Verbindung mit Substantiven derselben Semantik. Vgl. *Er fragte, ob sie ihm unverzüglich folgen wolle — (Er stellte ihr) die Frage, ob sie ihm unverzüglich folgen wolle.*

In solcher Form wird die indirekte Rede (auch «indirekte Meinung») wiedergegeben. Allerdings werden die die indirekte Rede (oder Meinung) enthaltenden Nebensätze nicht immer mit Hilfe von Konjunktionen wiedergegeben.Es können auch uneingeleitete Nebensätze sein (s. weiter unten).

Die Prädikativsätze sind in der Regel Inhaltsätze, da sie unmittelbar von dem kopulativen Verb abhängen, das eine sehr beschränkte — nur logisch-grammatische — Information bringt, z. B. *Er ist, was ich sein wollte.*

Die nicht-Inhaltsätze können an und für sich nicht minder

informationsreich sein als die Inhaltsätze, oder sogar informationsreicher. Z. B. *Da sie ihm unverzüglich folgen wollte, begann er sogleich seine Vorbereitungen zu treffen.* Der Grund für die Unterscheidung der Inhaltsätze und nicht-Inhaltsätze liegt ja nicht in der Beschaffenheit der entsprechenden Nebensätze, sondern in der Beschaffenheit der herrschenden Sätze, beziehungsweise in der Beschaffenheit der Glieder des herrschenden Satzes, von welchen die Nebensätze unmittelbar abhängen. Das herrschende Glied steht hier in Beziehung der obligatorischen lexikal-grammatischen Fügungspotenz zum Nebensatz.

Auch die Komparativsätze treten in verschiedenen Funktionen auf. Sie werden nicht nur als Adverbialsätze gebraucht, sondern auch als Prädikativsätze. Vgl. *Er arbeitete, als wäre er ganz gesund — Er sah aus, als wäre er ganz gesund.*

3. **Die Einteilung der Nebensätze nach der Art ihrer Verbindung mit dem herrschenden Satz.** Die Verbindung des Nebensatzes mit dem herrschenden Satz kann ohne oder mit Verwendung von speziellen lexikalen Mitteln erfolgen. Die das Satzgefüge verbindenden lexikalen Mittel können sowohl zum Nebensatz als auch zum herrschenden Satz gehören.

Dem Gebrauch der die Teile des Satzgefüges verbindenden lexikalen Mittel nach zerfallen die Nebensätze in zwei Gruppen:

a) Eingeleitete Nebensätze. Nebensätze können entweder durch unterordnende Konjunktionen oder durch Relativpronomina eingeleitet werden.

Die Konjunktionen verbinden den Nebensatz mit dem herrschenden Satz, ohne irgendeine zusätzliche syntaktische Funktion im Nebensatz zu spielen. Die Konjunktionen drücken zum Teil durch ihre eigene Gestalt eine bestimmte, wenn auch verallgemeinerte Beziehung zwischen dem Nebensatz und dem herrschenden Satz aus — z. B. die temporale Beziehung der Nachzeitigkeit oder Vorzeitigkeit: *Nachdem er gekommen war, wurde sie allmählich ruhiger.* Zum Teil drücken sie aber durch ihre eigene Gestalt nur die Tatsache aus, daß der von ihnen eingeleitete Satz ein syntaktisch abhängiger, also ein Nebensatz ist. Die semantische Bestimmtheit der Beziehung zwischen dem Nebensatz und dem herrschenden Satz wird in diesem Fall durch die Form und die Bedeutung der beiden im Satzgefüge verbundenen Sätze zum Ausdruck gebracht. Dies gilt für das mehrdeutige *daß* (vgl. *Ich weiß, daß er kommt — Daß er kommt, ist ungewiß — Ich bestehe darauf, daß er kommt*) und für die in der ungezwungenen Umgangssprache noch mehrdeutigeren *wo* und *so.*

Auch die Relativpronomina verbinden den Nebensatz mit dem herrschenden Satz. Aber sie treten außerdem als ein Glied des Nebensatzes auf. In dem Nebensatz (*...der Mann,*) *den ich kenne* spielt das Relativpronomen *den* die Rolle des Objekts, in dem Nebensatz (*...der Mann*)*, dessen Züge ich kenn* spielt das Relativpronomen *dessen* die Rolle des Attributs.

Alle eingeleiteten Nebensätze sind durch die Endstellung des finiten Verbs gekennzeichnet. (Über die Ausklammerung vgl. § 67.) Auch diese

Endstellung ist ein Mittel, den Nebensatz als solchen zu kennzeichnen und auf diese Weise seine notwendige Beziehung zu irgendeinem herrschenden Satz scharf zu markieren. Allerdings gibt solche obligatorische Fügungspotenz des Nebensatzes nur die Tatsache seiner syntaktischen Abhängigkeit wieder, nicht die konkretere Semantik dieser Beziehung, die mit Hilfe der Konjunktionen und Relativpronomina und vermittels der lexikalen Bedeutungen zum Ausdruck gebracht wird.

b) Uneingeleitete Nebensätze. Die uneingeleiteten Nebensätze weisen entweder die Wortstellung des selbständigen Satzes (und des Hauptsatzes) auf oder (die uneingeleiteten Bedingungssätze) die Spitzenstellung des finiten Verbs: *kommt er heute nicht, will ich ihm morgen schreiben.*

Die uneingeleiteten Nebensätze mit der Wortstellung des Einfachsatzes sind Inhaltsätze, die die indirekte Rede (oder Meinung) wiedergeben. Als ein formales Merkmal der syntaktischen Abhängigkeit erscheinen sie oft im Konjunktiv (vgl. § 39).

Im herrschenden Satz kann seine Beziehung zum Nebensatz durch zwei Mittel zum Ausdruck gebracht werden:

c) Korrelate. Als Korrelate treten die Partikel *es* und verschiedene Pronominaladverbien auf. Die Korrelate nehmen entweder den Nebensatz voraus, d. h. weisen vorwärts auf etwas, was noch hinzukommen soll, oder greifen den Gehalt des Nebensatzes in komprimiertester Form wieder auf. Vgl. *Ich habe es immer gewußt, daß er noch kommen wird — Kommt er heute nicht, so will ich ihm morgen schreiben.* In den Satzgefügen mit Subjektsätzen kann das korrelative *es* mit dem Subjekt-*es* des Hauptsatzes zusammenfallen: *Es ist gut, daß du mir geschrieben hast.* In vielen Fällen sind die Korrelate fakultativ. Aber einige Konstruktionen brauchen Korrelate obligatorisch, wie z. B. in dem eben angeführten Beispiel (vgl. 184, 356 ff.; 267; 123; 122).

d) Wortstellung. Obgleich die Worstellung des Hauptsatzes der des selbständigen Satzes analog ist, gibt es Fälle, wo sie auf das Vorhandensein des Nebensatzes Rücksicht nehmen muß. Dies gilt vor allem für die Satzgefüge mit dem präpositiven Nebensatz. Da der Nebensatz dabei in der Funktion eines Satzgliedes auftritt, steht in der Regel das Verbum finitum des Hauptsatzes, wenn kein Korrelat da ist, unmittelbar nach dem Nebensatz, vgl. *Als es dunkel wurde, ging sie aus.*

4. **Die Einteilung der Nebensätze nach ihrer Stellung im Satzgefüge.** Seiner Stellung im Satzgefüge nach kann der Nebensatz folgende Stellungen einnehmen:

a) Präpositiver Nebensatz. Präpositiv sind oft Bedingungssätze, nicht selten Temporalsätze, Konzessivsätze, Subjektsätze. Aber zuweilen stehen auch andere funktional-syntaktische Arten der Nebensätze vor dem Hauptsatz, z. B. die Objektsätze: *Was er mir sagen wollte, weiß ich nicht.*

b) Interpositiver Nebensatz. Interpositiv sind vor allem die Relativsätze, die zu einem Wort gehören, das am Beginn oder in der Mitte des herrschenden Satzes steht. Übrigens werden die Relativsätze

(allein oder mit den Wörtern, zu welchen sie gehören) sehr oft ausgeklammert, so daß sie postpositiv werden.

c) Postpositiver Nebensatz. Postpositiv sind vor allem Objektsätze, Finalsätze, Prädikativsätze. Aber es können auch alle anderen funktional-syntaktischen Arten der Nebensätze postpositiv werden.

5. **Die Einteilung der Nebensätze nach dem Grade ihrer Abhängigkeit im Satzgefüge.** Von diesem Standpunkt aus werden die Nebensätze, die unmittelbar von einem Hauptsatz abhängen, als Nebensätze ersten Grades bezeichnet, die Nebensätze, die von einem Nebensatz ersten Grades abhängen, als Nebensätze zweiten Grades usw.

Die Entwicklung des syntaktischen Systems der deutschen Literatursprache ist zuerst durch Zu- und dann durch die Abnahme im Gebrauch der Nebensätze gekennzeichnet, was mit der allgemeinen Tendenz zur Kürzung des Ganzsatzes zusammenhängt. Vor allem geht der Gebrauch der Nebensätze zurück, die verschiedene logische Beziehungen bezeichnen, wogegen der Gebrauch der Relativsätze stabiler bleibt und sie, mit den weiterführenden Nebensätzen zusammen, zuweilen sogar als eine «neutralisierte» Art der Nebensätze erscheinen (vgl. 191, 104).

§ 61. Höhere (den Ganzsatz überlagernde) Redeeinheiten. Der Absatz. Der Text

Der Satz, selbst der komplizierteste Ganzsatz (die Periode), ist in der Regel nur ein Bestandteil des Redestroms und steht in verschiedenartigen Beziehungen mit anderen Ganzsätzen, die zu demselben Redestrom gehören. Der Redestrom kann dabei übrigens nicht nur ein monologischer, sondern auch ein wechselseitiger (dialogischer) sein. Auch mit den Sprachäußerungen, die außerhalb des betreffenden Redestroms liegen, d. h. im Bereiche einer anderen Sprechsituation, kann der Satz in Berührung kommen. Auf einige Fälle der Auswirkung von derartigen Beziehungen haben wir bereits hingewiesen — bei der Behandlung der Leistung der Pronomina (s. § 32), bei der Behandlung der einfachen unabhängigen Sätze (s. § 57), bei der Behandlung der Rolle, die im Aufbau des Satzes die Erkenntniseinstellung des Sprechenden spielt (s. § 53), auch bei der Gegenüberstellung der Autosemantika und Synsemantika (s. § 59).

Bereits in der ersten Auflage des ⟨Deutschen Sprachbaus⟩ haben wir, unter Hinweis auf einschlägige Literatur auch darauf hingewiesen, daß es gewisse höhere Redeeinheiten gibt, die mehrere grammatisch voneinander unabhängige Bildungen (Ganzsätze) vereinigen. Allerdings berichteten wir darüber unter Vorbehalt, daß das Wesen solcher Einheiten vorwiegend stilistischer Art ist und daß als eigentliche syntaktische Einheit der Sprache auch im Redestrom der Satz als solcher bleibt.

Nun aber haben die höheren Redeeinheiten immer größere Beachtung in der Forschung gefunden. Es wurden die Begriffe

«Textkonstitution», «Textlinguistik», «Textgrammatik» u. a. eingeführt (vgl. 230; 232; 126).

R. Harweg, der einige Vorläufer auf diesem Gebiete (unter den amerikanischen und dänischen Strukturalisten) erwähnt, untersucht vor allem die Leistung der Pronomina und anderer Wortarten als Mittel der Verbindung von Sätzen und stellt eine Textklassifikation auf, die in erster Linie auf den Verschiedenheiten in der Substitutionsart aufgebaut ist. P. Hartmann erhebt die Forderung, eine textorientierte Sprachwissenschaft zu schaffen, «denn die Sprache funktioniert ja nicht in Wörtern oder Sätzen, und der Mensch spricht ja nicht in Wörtern, Sätzen, sondern in Texten» (56). Das wichtigste Untersuchungsfeld ist für P. Hartmann «der Aufbau eines textinternen Bezugsnetzes von Anaphorik, Kataphorik, d. h. von Rück- und Vorverweisen auf schon Erwähntes oder auf noch zu Erwartendes» (58). «Textgrammatisch» nennt die «übersatzmäßige Organisation der Rede und des Textes» H. H. Baumann (274), der auf die klare Erfassung der durch die pronominale Substitution erzielten Bindung von grammatisch abhängigen Sätzen bei H. Paul, Ch. Bally und K. Bühler hinweist und somit bereits bei ihnen Ansätze zur Textgrammatik findet. Baumann führt den Fachausdruck «Textgefüge» ein, die durch Substitute auf dieselbe Weise zu Einheiten organisiert werden wie die Satzgefüge durch Konjunktionen (297). Übrigens gibt es auch solche Bezeichnungen für ähnliche («übersatzliche») Erscheinungen wie «Satzverflechtung» (K. Boost), «Kontextverflechtung» (M. Pfütze), «Satzverknüpfung» (W.-D. Stempel).

Wichtige Beiträge zur Analyse des Textes in linguistischer Ausrichtung haben I. R. Galperin, O. I. Moskalskaja (56), E. A. Referowskaja und viele andere sowjetische Forscher beigesteuert.

Aber es fehlt doch noch an einer klaren Definition des Begriffs Text. Und es ist ja auch klar, daß die Texte größeren Umfangs nicht unmittelbar mit den grammatischen Einheiten, aus denen der Text besteht, in seiner Gestaltung zu verbinden sind. Sie sind ja in Bände, Bücher, Teile, Kapitel usw. je nach ihrer Beschaffenheit eingeteilt, so daß hier nur eine eigenständige Texttheorie zu walten hat. Für die Schöne Literatur erscheint als solche Texttheorie die Poetik im heutigen Sinne des Wortes. Auf die Unzulänglichkeit des Bergiffs Textgrammatik habe ich übrigens bereits im § 5 hingewiesen.

Allerdings hat sich die eingehende Analyse der übersatzmäßigen Einheiten und ihres Verhältnisses zum Text viele interessante Ergebnisse gebracht, besonders im Bereich der Thema-Rhema-Gliederung des Texts (s. vor allem 56). (Zu der Textanalyse im Deutschen vgl. auch 343, 380—39; 277, 147—164.)

In mehreren Arbeiten wurden speziell die Mittel untersucht, die die Ganzsätze miteinander verbinden — vor allem die Pronomina (überhaupt Substitute). Speziell wies man darauf hin, daß die satzeröffnenden Konjunktionen auch nach dem Punkt stehen können, so daß sie den betreffenden Satz mit anderen Ganzsätzen verbinden, zum Teil sogar mit solchen Ganzsätzen oder ganzen Redeabschnitten, die nicht unmittelbar dem betreffenden Satz vorangehen. Die nach dem Punkt

stehende Konjunktion wird zum Ausgangspunkt für eine semantisch-grammatische Projektion, die von dem betreffenden Ganzsatz aus irgendwohin auf die vorangehenden Redeabschnitte hinweist, zuweilen sogar über die Grenzen des ganzen Textes hinaus. Eben deswegen können auch die Anfangsverse der Gedichte mit einer Konjunktion eröffnet werden. Vgl. den Anfangsvers der berühmten ⟨Ballade des äußeren Lebens⟩ von H. v. Hofmannsthal: *Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen...*

Von einer anderen Seite treten an das Problem der Textkonstitution die Forscher heran, die als die minimale Texteinheit den Absatz betrachten, d. h. den typografisch (durch den Beginn einer neuen Zeile) ausgezeichneten Abschnitt des Textes. Der Absatz wird in diesem Zusammenhang als Vermittler zwischen dem Satz und den höheren Texteinheiten (dem Kapitel, Abschnitt usw.) aufgefaßt, d. h. zwischen der syntaktischen Gestaltung der Sprache und der kompositionellen Gliederung des Textes. Es wurde der Absatz in einigen Werken sowohl der wissenschaftlichen Prosa (ästhetisch-theoretischen Abhandlungen der deutschen Klassiker) als auch der Schönen Literatur untersucht, mit dem Ergebnis, daß die wissenschaftliche Prosa einen eintönigeren Aufbau des Absatzes aufweist als die Schöne Literatur, aber auch über verschiedene Arten der Absatzgestaltung verfügt. So wird bei Winckelmann die in einem Absatz enthaltene Satzgemeinschaft zu einem größeren Thema bestimmt. Der este Satz führt gewöhnlich dieses Thema ein, und der letzte Satz liefert das Endergebnis seiner Behandlung, wobei in der Mitte oder am Ende des Absatzes oft die für Winckelmann sehr charakteristischen Satzbindemittel *denn* und *daher* stehen, die den allmählichen und sich organisch entwickelnden Ablauf der Gedanken sichern. Dagegen neigen die den Absatz eröffnenden Sätze zur Autosemantie. Demgegenüber sind bei Lessing, dessen Sätze überhaupt auf Synsemantie eingestellt sind, auch die den Absatz eröffnenden Sätze oft synsemantisch und bezeichnen vor allem den Wendepunkt in der Entwicklung eines Gedankenganges (74, 112--118). Was aber die Schöne Literatur betrifft, so unterscheiden sich in ihr die Absatzstrukturen unter anderem durch verschiedene Arten der Zusammenwirkung der Sprache des Autors und der der handelnden Personen. Auch die Möglichkeit, im Absatz die verschiedenen Ebenen des dem Verfasser innewohnenden Weltbildes oder die verschiedenen thematischen und stilistischen Schichten des Werkes auf verschiedene Weise zu vereinigen, schafft eine ganze Reihe von Absatzstrukturen. So bewegen sich viele Absätze in Heines ⟨Reisebildern⟩ von der landschaftlichen Schilderung zu subjektiv-lyrischen und satirisch-politischen Ergüssen (vgl. 75).

In der Gebrauchssprache, in verschiedenen Funktionalstilen stellt noch die Paragraphierung eine besondere Kompositionsart des Textes dar, die aufs innigste mit der Gestaltung des Satzes verbunden ist oder wenigstens verbunden sein kann (vgl. 113, 338—339). Aber im Vergleich mit der Absatzbildung bleibt die Paragraphierung auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Textsorten beschränkt.

In der gebundenen Rede bildet eine Art von Zwischenglied zwischen

der Komposition des Dichtwerks und dem Satz die Strophe (zum Teil der Vers selbst). Die Strophe ist überhaupt in mancher Hinsicht dem Absatz in der Prosa analog (vgl. 72, 137—138). Aber die gebundene Sprache nimmt nur einen sehr bescheidenen Teil der gesamten Sprachwirklichkeit ein.

Was aber solche Gliederungseinheiten des Texts betrifft, wie die Kapitel, thematischen Abschnitte, Situationen usw., so könnten sie gewiß auf die Gestaltung des Satzes letzten Endes einwirken, aber gewöhnlich nur durch die Vermittlung von Absätzen, Paragraphen, Strophen. Sonst bilden sie nur den Großkontext, in dem sich der Satz befindet und können auf den Status von grammatischen (syntaktischen) Einheiten keinen Anspruch erheben. Sie gehören als Einheiten in den Bereich der Texttheorie, die heute oft als Textlinguistik bezeichnet wird, zum Teil auch der Rhetorik, und, wenn es sich um Werke der Schönen Literatur handelt, in den der Poetik (oder überhaupt der Literaturwissenschaft).

Somit hat, wie gesagt, der Absatz als die eigentliche und wichtigste kompositionell-typographisch-syntaktische Einheit zu gelten, die organisch diese drei Bereiche verbindet.

Einen sehr interessanten und vielseitigen Beitrag zur Erforschung der höheren Redeeinheiten mit Berücksichtigung der verschiedenen Formen, in welchen die Redekommunikation real vor sich geht, bringt H. Brinkmann in der zweiten Auflage seiner ⟨Deutschen Sprache⟩ (149, 820—887; 152).

Zum Schluß des Kapitels sei eine Definition des Textes vorgetragen, die in ihren Hauptzügen bereits von H. Glinz formuliert wurde (216, 122): Der Text ist eine solche sprachliche Äußerung, die in ihrer Totalität, d. h. auch in ihrer lexikaler Füllung, zu reproduzieren ist. (Den Texten stehen die sprachlichen Äußerungen gegenüber, die nur für einmaligen, momentanen Gebrauch gebildet werden, wenn sie auch wegen der Beschränktheit der lexikalen Mittel der Sprache unzählige Male in genau derselben Gestalt auftreten.) Es gibt sowohl schriftliche als auch mündliche Texte. In der Regel werden sie sorgfältig geformt, eben um reproduzierbar zu sein. Vor allem gilt es für längere Texte. Aber auch die im spontanen Gespräch gebrauchten, und momentan entstandenen Wendungen können reproduzierbare Einheiten, d. h. Texte, werden, wenn sie inhaltlich bedeutsam und strukturell einprägsam geformt sind. Andererseits können in der Rede auch Texte, gewöhnlich superkleine Texte (Zitate, Sprichwörter), spontan gebraucht werden. Somit ist nicht der Begriff der spontanen Äußerung den des Texten gegenüberzustellen, sondern eben der der momentanen (einmaligen) Äußerung.

Zur Semantik und Struktur des Ganzsatzes

§ 62. Die grammatisch-semantischen Bereiche des Satzes

In den Kapiteln I—IV des syntaktischen Teiles wurden der Elementarsatz und speziell einer seiner Bestandteile (die Substantivgruppe) und das Satzgefüge behandelt. Im folgenden wird eine Reihe von semantischen und strukturellen Erscheinungen charakterisiert, die für den Ganzsatz, d. h. sowohl für den Elementarsatz als auch für den zusammengesetzten Satz von Bedeutung sind.

Zuerst kommen einige semantische Fragen zur Sprache.

Wie die Analyse der morphologischen und syntaktischen Strukturen der deutschen Sprache gezeigt hat, werden oft grammatische Bedeutungen, die zu einem und demselben semantischen Bereich gehören, durch verschiedene grammatische Formen im Ganzsatz zum Ausdruck gebracht. Aber der Bestand von sprachlichen Mitteln, die dabei, miteinander konkurrierend und kooperierend, gebraucht werden, ist noch beträchtlicher, als es auf den ersten Blick scheint. Die temporale Bedeutung wird z. B. sowohl durch die Temporalformen des Verbs ausgedrückt als auch durch die temporalen Nebensätze (mit Hilfe von temporalen Konjunktionen), durch temporale Adverbialbestimmungen, durch die mit temporaler Semantik versehenen Substantive und Adjektive und endlich durch die Reihenfolge der Satzglieder (vor allem der gleichartigen Verben) und der Sätze. Gewöhnlich wird in einem Ganzsatz nur ein Teil dieser Mittel verwertet. Doch treten sie zuweilen auch in einer beträchtlichen Anzahl auf. So wird ein kompliziertes Bild von zeitlichen Beziehungen durch das Zusammenwirken mehrerer Formen mit temporaler Semantik erzielt in dem Ganzsatz:

Sobald ich dann die Stufen wieder hinauf stieg, schrumpfte die Treppe zusammen, um sich in den Tagen danach aufs neue zu dehnen bis zu jener Breite von früher. (M. Walser)

Es kommen hier in Betracht die Konjunktion des Temporalsatzes, die Abfolge der verbalen Temporalformen, die temporale Adverbialbestimmung *in den Tagen danach* und das temporale Präpositionalattribut *von früher*.

Auch mehrere andere grammatische Bedeutungsgehalte, vor allem der modale Gehalt des Satzes, die Semantik der Zahl und der Steigerung werden durch die Wechselwirkung solcher Mittel ausgedrückt, die zu verschiedenen Ebenen der Sprache gehören.

Auf die Notwendigkeit, die Totalität der sprachlichen Mittel zu erforschen, die dem Ausdruck ein und derselben grammatischen Bedeutung (einer «Idee», «begrifflichen Kategorie» usw.) dienen, wiesen seit langem bedeutende Sprachforscher hin. Man soll bei der Analyse des Sprachbaus nicht nur den Weg einschlagen, der von der Form zum Gehalt führt, sondern auch den Weg, der vom Gehalt zur Form führt, genauer zu einem mehr oder weniger organisierten System von

Formen — mit solcher Forderung traten Ch. Bally und F. Brunot, O. Jespersen und L. W. Ščerba auf. Die Ansätze zu einer systematischen Erforschung der deutschen Sprache von diesem Standpunkt aus finden sich bei A. Hoppe. Das Modalsystem der deutschen Sprache wurde z. B. von J. Erben (189) umrissen, auch von H. Brinkmann (149), der dabei den bereits 1951 bei G. Bech vorkommenden Ausdruck «Modalfeld» gebraucht. J. V. Gulyga und J. J. Šendels nennen solche Bereiche «grammatisch-lexikale Felder», die als komplizierte Bildungen aufzufassen sind, gewöhnlich mit einer «Dominante» ausgestattet, die den Kern des Feldes bildet. So wird im Felde der Pluralität die Dominante durch die Pluralformen des Substantivs gebildet, die den Begriff (das «Semem» nach Gulyga und Šendels) der Pluralität in Kontrast zum Begriff (dem «Semem») der Singularität in besonders reiner Form zum Ausdruck bringen. Aber auch die Pluralformen der mit dem Substantiv kongruierenden Wortarten, die Zahlwörter, die quantitativen Wörter vom Typus *einige, manche, etwa,* die Pluralformen der Personalpronomina und die Sammelnamen treten als Konstituenten des Pluralitätsfeldes auf. Auch durch die morphologische Singularform kann die Pluralität ihren Ausdruck finden. So bekommt im entsprechenden Kontext — als Folge der verbalen Semantik — die *man*-Konstruktion oft die Bedeutung der Mehrzahl trotz der Singularform des Verbs. Z. B. ist die Formel *Man spricht...* in der Regel als *Manche sprechen...* oder sogar *Alle sprechen...* aufzufassen. Ein grammatisch-lexikales Feld kann nach Gulyga und Šendels in einzelne «Mikrofelder» eingeteilt werden: z. B. zerfällt das grammatisch-lexikale Feld der Zeit in die «Mikrofelder» der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft.

Es ist zu erwarten, daß das Zusammenwirken von verschiedenen sprachlichen Mitteln in einzelnen semantischen Bereichen im Ganzsatz nun immer mehr Beachtung finden wird. Übrigens kann man schon jetzt auf solche Arbeiten auf diesen Gebieten verweisen wie die Untersuchung von A. Weiss, Starke u. a.

Sehr kompliziert und interessant sind die Beziehungen zwischen den grammatisch-semantischen Bereichen des Satzes, die den Anspruch auf den Status von Satzaspekten erheben könnten, und den eigentlichen Satzaspekten. Es gibt hier Übergangserscheinungen.

Dies gilt vor allem für die Bereiche des Raumes und der Zeit. Aus unterschiedlichen Gründen scheinen sie mir nicht zu den Satzaspekten zu gehören.

Die lokale Semantik ist ja an keine spezielle grammatische Form geknüpft. Es gibt allerdings lokale Adverbien und Konstruktionen mit Lokalpräpositionen, die als das Zentrum des Feldes der lokalen Semantik zu betrachten sind. Aber diese beiden Erscheinungen selbst unterscheiden sich von den anderen Erscheinungen derselben grammatischen Formen nur durch ihre lexikale Semantik und durch die Ansätze zur Bildung eines Systems, das die verschiedenen Arten der lokalen Beziehungen zu einem Koordinatensystem verbindet, das von dem Lokalpunkt des Redeakts, von «hier» aus abgezählt wird (vgl. 157, 149). Aber die lexikale Füllung und Ausrichtung dieses Feldes

überwiegt ganz entschieden, so daß hier von einem Aspekt des Satzes als einer grammatischen Einheit schwerlich die Rede sein kann.

Was aber die temporale Semantik betrifft, so ist sie trotz der Mannigfaltigkeit der lexikalen Mittel, die zu ihrer Explizierung dienen (temporale Adverbialbestimmungen, temporale Konjunktionen, Substantive und Adjektive mit temporaler Semantik, die in verschiedenen Funktionen auftreten), zu eng mit einer morphologischen Kategorie verbunden, die speziell auf die Wiedergabe der temporalen Beziehungen eingestellt ist, nämlich mit dem temporalen System des Verbs, um als eine Erscheinung der spezifischen syntaktischen Satzaspekte gelten zu dürfen.

Es gibt aber noch einen und m. E. den wichtigsten Grund, weshalb das lokale und das temporale Feld der Sprache in das System der Satzaspekte nicht recht hineinpassen. Die lokale und temporale Semantik bildet ja den allgemeinen Existenzrahmen für alle Sachverhalte, für alle Beziehungen, die im Satz zum Ausdruck kommen. Sie ist auch außerordentlich eng mit dem Kontext verknüpft und setzt, wenn es keine Gegenbeweise gibt, den im vorhergehenden Textabschnitt angekündigten Raum- und Zeitstatus fort, wobei die lokale Semantik gewöhnlich überhaupt nicht expliziert wird, sondern stillschweigend fortexistiert.

Selbstverständlich dürfen bei der Vollständigkeit anstrebenden Analyse des Satzes die Bereiche des Raums und der Zeit nicht umgangen werden. Sie haben hier im Gegenteil eine große Rolle zu spielen. Dies werde ich auch im Anhang zu zeigen versuchen. Aber es sind andersgeartete Erscheinungen, als die Satzaspekte als solche.

§ 63. Die Führung der Rede und die Redestimmen

Einen ganz besonderen Bereich der Sprachwirklichkeit bilden die verschiedenen Arten der Redeführung. An und für sich ist jeder Redeabschnitt, jedes Redefragment das Erzeugnis eines Sprechers (eines Schreibers), das eben in seinem Namen, seine Intentionen verwirklichend, erklingt oder geschrieben wird. Aber in Wirklichkeit gestaltet sich die Redeführung viel komplizierter.

Namentlich kann der Sprechende (Schreibende) inmitten und außer seiner Stimme noch eine andere (oder sogar einige andere) Stimmen mehr oder weniger deutlich ertönen lassen. Die klassische, längst existierende Form dieser Einführung einer fremden Stimme in die eigene des Sprechers ist die indirekte Rede, die bereits erwähnt wurde (vgl. § 39, 60). Aber es gibt noch viele andere Formen von Vermengung der eigenen Stimme mit fremden, die im letzten Jahrhundert weite Verbreitung in der Schönen Literatur gefunden haben. Ich versuche hier in aller Kürze ein Verzeichnis der in der Rede vorkommenden Stimmen vorzuführen, wobei ich verschiedene Arten der Überlagerung der Autorenstimme durch andere Stimmen berücksichtige.

1. **Ich-Stimme.** Sie tritt als Grundform sowohl in der gesprochenen als auch in manchen Formen der schriftlichen Sprache auf. Es ist

unmittelbar die Stimme des Sprechenden. Der Gehalt der Rede wird mit den Augen des Sprechenden gesehen und von seinem Standpunkt aus erlebt und beurteilt.

Die *ich*-Stimme kann sowohl im Singular als auch im Plural erscheinen. Die Pluralform ist oft tatsächlich begründet, d. h. tritt als eine gemeinsame Stimme vieler Leute auf, wenn auch gewöhnlich nur von einem Menschen vorgetragen. Aber die Pluralform kann auch eine einzelne Person bezeichnen, einerseits wenn die *ich*-Stimme des Einzelnen gemildert werden soll, z. B. in der Autorenrede, in der alten kaufmännischen Sprache usw., andererseits um der Selbstverherrlichung willen, z. B. in den früher üblichen Selbstbezeichnungen der Monarchen in Urkunden, Manifesten usw.

Wiederum erhält die Stimme des *ich* eine ganz eigenartige Bedeutung, wenn sie in lyrischen Gedichten gebraucht wird. Aus dem konkreten *ich* des Dichters wird sie hier zur Bezeichnung des fühlenden, leidenden, wollenden Menschen überhaupt (vgl. 72, 37—41).

2. **Er-Stimme als einfacher Ersatz der Ich-Stimme** (vgl. 229, 56—154). Es handelt sich hier um das in der fiktionalen Erzählung überaus übliche Auftreten eines fiktionalen, also mit dem Verfasser nicht identischen Erzählers, der sich die *ich*-Form der Erzählung aneignet und zuweilen auch während der ganzen Erzählung nie durch die Autorenstimme unterbrochen wird, obwohl er in der Regel durch gewisse Charakterzüge gekennzeichnet ist, die seine Redeweise prägen und ihn somit vom Autor distanzieren. Es kann aber auch ein kompliziertes Wechselspiel zwischen der Rede des Erzählers und der des Autors stattfinden, so daß im Werk sozusagen zwei Erzähler fungieren, wie z. B. in W. Raabes ‹Stopfkuchen›. Sonst ereignet sich hier ungefähr dasselbe wie bei der Einführung der direkten Rede, d. h. es erfolgt die Einschaltung eines neuen Sprechers anstatt des vorigen.

3. **Er-Stimme als die Stimme eines anderen Sprechenden.** Es findet hier keine Aneignung (durch den fremden Sprecher) der *ich*-Form in der Rede statt, sondern die *er*-Stimme wird eben als eine fremde Stimme gestaltet. Dies geschieht in folgenden Formen:

Die indirekte Rede in ihren bereits besprochenen Formen. Sie kann sowohl aus einem (eingeleiteten oder uneingeleiteten) Nebensatz bestehen als auch aus zwei und mehreren Nebensätzen. Diese können auch in parzellierter Form auftreten, indem der Konjunktiv ihren Status als den der indirekten Rede unterstreicht. Z. B. *Der Tochter erklärte er mit Entschiedenheit, daß die Verbringung der Patientin, am besten mit Ambulanz, in die gynäkologische Klinik geboten sei. Der Fall fordere genaueste Untersuchung,— die übrigens seine Harmlosigkeit ergeben möge. Durchaus könnten die Metrorrhagien, die erste, von der er nun höre, und diese alarmierendere zweite, von einem Myom herrühren, das operativ ohne Schwierigkeiten zu beseitigen sei. Bei dem Direktor und ersten Chirurgen der Klinik, Professor Muthesius, werde die Frau Mama sich in der zuverlässigsten Obhut befinden.* (Thomas Mann. Zitiert nach Kaufmann, 91).

Übrigens kann eine Kette von Nebensätzen der indirekten Rede an irgendeiner Stelle durch einen Punkt unterbrochen werden und die

nachfolgenden Sätze können im Indikativ stehen — eine Art Rückkehr zur syntaktischen Ruhelage des Satzes. Dies läßt sich auch ohne Abbrechung des Ganzsatzes durchführen, was in den vorigen Jahrhunderten oft vorgekommen ist (vgl. 113, 158, 298, 340).

Wer als *er* im System der indirekten Rede im Text auftritt, hängt von der Intention des als Subjekt auftretenden Sprechers ab. Deswegen kann auch die reale *du*-Stimme und sogar die reale *ich*-Stimme selbst in der indirekten Rede erscheinen. Z. B. *Es heißt,* **du** *wirst (werdest) damit beauftragt werden. Ich sagte,* **du** *seiest mitten in der Arbeit... ich habe heute erfahren, daß in der Stadt erzählt wird,* **ich** *sei reich...* (angeführt nach Kaufmann, 95, 96, 100).

4. **Erlebte Rede und andere komplizierte Formen der Stimmenvermengung.** Die erlebte Rede (nach H. Brinkmann: Die gedachte Rede) entsteht dadurch, daß die Autorenstimme, ohne in direkte fremde Rede oder in indirekte Rede umgestaltet zu werden, mit den Zügen der Stimme und der Gedanken der Figuren in der fiktionalen Erzählung überlagert wird. (Vgl. Lerch; Lork; Walzel; 152, 32; 358, 236—241; Kaufmann, 151—154). Die Merkmale der erlebten Rede sind zum Teil der direkten, zum Teil der indirekten Rede entnommen, zum Teil sind sie ganz eigenartig: Es werden z. B. die lokalen und temporalen Angaben auf die Position der «erlebenden Figur» bezogen: *Die dicke Bäckersfrau da drin sah nicht unsympathisch aus...; Aber morgen war Sonntag...* (angeführt nach Kaufmann, 152), die Zeitformen des Verbs werden in die Vergangenheit (Präteritum und Plusquamperfekt) verschoben usw. Die erlebte Rede kann sowohl einen Satz bilden als auch ganze Seiten ausfüllen. Es entstehen auf diese Weise innere Monologe. Eine ganze Novelle von A. Schnitzler (⟨Leutnant Gustl⟩) ist als innerer Monolog gestaltet. Auch in Novellen von Thomas Mann, wie etwa ⟨Tonio Kröger⟩ sind die inneren Monologe von größter Bedeutung und sind so lyrisch gefärbt, daß bei dem «er» der erlebten Rede einige Züge des lyrischen Ich zum Vorschein kommen (vgl. 76, 149—153; 358, 240).

Aber nicht nur die Gedanken, Gefühle und Worte einer Figur (d. h. *er*-Stimme), die Stimmen einzelner Menschen, sondern die ganzer Gruppen von Menschen können in der Autorenrede, in der *ich*-Stimme des Autors, hörbar werden, in ihr zu schwingen beginnen. Der Text kann in diesem Sinne polyphon werden, auf eine einfachere, äußerliche Art, wie z. B. in den Anfangsabschnitten des «Tristan» von Th. Mann (vgl. 114, 120—124), oder auf eine sehr komplizierte Weise, wie z. B. in den späteren Romanen Th. Manns in ihrer Vielstimmigkeit (vgl. 76, 386—397; 247).

§ 64. Die Komposition des Satzes

Wir haben bereits gesehen, daß der Satz sehr verschiedenartige Gehalte zum Ausdruck bringt und daß dadurch seine Gestalt mehrdimensional und überaus kompliziert wird. Wie wir betont haben, bildet jeder Aspekt des Satzes eine eigene Typologie, und aus dem Zusammenwirken dieser Typologien entsteht die Gesamttypologie des Satzes. Jeder der

Satztypen, die wir in den § 49—55 geschildert haben, hat also eine grammatische Form, die eine grammatische Bedeutung (im weitesten Sinne des Wortes) ausdrückt oder eine Funktion ausübt. Aber es gibt auch solche Formen des Satzes, die nicht dazu gebildet werden, um irgendeine grammatische Bedeutung zu bezeichnen oder Funktion zu erfüllen. Zum Teil werden wir mit solchen Formen zu tun haben, wenn wir die Unterschiede im Umfang des Satzes behandeln werden (§ 65). Gewiß bedeutet die Unterscheidung langer Satz — kurzer Satz auch eine Unterscheidung nach dem Grade der Erweiterung des Satzes (also nach dem dritten Aspekt des Satzes, s. § 51) und, wenn es kein Einfachsatz ist, nach dem Grade seiner Zusammensetzung. Aber der Zusammenhang zwischen diesen grammatischen Strukturen und dem Umfang des Satzes ist nicht zwingend, sondern läßt verschiedene Variationen zu.

Zu den Formen des Satzes, die nicht unmittelbar der Wiedergabe irgendwelcher bestimmten grammatischen Bedeutungen und Funktionen dienen, gehören auch verschiedene Arten, das Material des Satzes zu komponieren. Es gibt ja verschiedene Möglichkeiten, den Satz aus seinen Bestandteilen aufzubauen. Zweifellos stehen dabei immer gewisse Verschiedenheiten im Gedankenverlauf des Sprechenden im Hintergrund. Aber es geht hier weit über die Gliederung des Satzes in «Thema» und «Rhema» und über die Hervorhebung des kommunikativ besonders Wichtigen hinaus. Die verschiedenen Arten der Komposition des Satzes, die wir hier behandeln und als Kompositionstypen des Satzes bezeichnen werden, bringen ganz andere Seiten und Nuancen des menschlichen Gedankenverlaufs zum Ausdruck. Sie sind vor allem Strukturen des grammatischen Systems als des Gestaltungssystems (vgl. 6, 23—33) und dienen — auf verschiedene Weise — dem strukturellen Aufbau der Rede, gehören zu strukturell-grammatischen Kategorien (vgl. § 2).

Wir gliedern die Kompositionstypen des deutschen Satzes nach folgenden Richtlinien: geradlinige Strukturen — verzweigte Strukturen, zentrierte Strukturen — gestreckte Strukturen, gespannte Strukturen (Rahmung) — spannungslose Strukturen (Reihung).

Geradlinige Strukturen — verzweigte Strukturen. Die geradlinigen Strukturen können aus Satzgliedern verschiedener Art, auch aus Nebensätzen und Infinitiv- und Partizipialkonstruktion bestehen. Aber alle diese Satzkomponenten stehen vom Standpunkt ihrer syntaktischen Beziehungen aus im Redestrom in einer ununterbrochenen Reihenfolge, ohne Ablenkungen und «Seitensprünge». Es lassen sich dabei sowohl vorwiegend nominale, als auch nicht-nominale Konstruktionen bilden. Z. B. (nach Möller, 117) *Betont sei die Zweckmäßigkeit der Verarbeitung der Braunkohle in der Nähe der Förderung — Betont sei, daß es zweckmäßig ist, die Braunkohle in der Nähe der Förderung zu verarbeiten.* Die geradlinigen Strukturen meiden abgesonderte Satzkomponenten und Parenthesen.

Die verzweigten Strukturen bilden den Gegensatz zu den geradlinigen, indem sie eben Ablenkungen und «Seitensprünge» aufweisen. Erzielt wird die Verzweigung der Satzstruktur durch

Verselbständigung, Einführung von Parenthesen, gleichartigen Gliedern, Gebrauch von Nebensätzen und Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen mit abseits von der eigentlichen Thematik des Satzes führender Semantik. Die umfangreicheren Ganzsätze, vor allem die mehrfach zusammengesetzten Sätze lassen sich sehr verschiedenartig verzweigen. Hier bringen wir nur ein Beispiel:

An einem jener Nachmittage — es wird im September gewesen sein, denn Mama verließ den Laden des Markus im rostbraunen Herbstkomplet — trieb es mich, da ich den Markus versunken, vergraben und wohl auch verloren hinter dem Ladentisch wußte, mit meiner gerade neuerstandenen Trommel hinaus in die Zeughauspassage, den kühldunklen Tunnel, an dessen Seiten sich ausgesuchteste Geschäfte, wie Juwelierläden, Feinkosthandlungen und Büchereien, Schaufenster an Schaufenster reihten. (Grass)

Die verzweigten Strukturen zerfallen in zwei Unterarten

1. **Zentrierte Strukturen — gestreckte Strukturen.** In den zentrierten Strukturen tritt der strukturell-semantische Kern als ein einheitliches Gebilde deutlich hervor aus der Fülle von Prolepsen, Nebensätzen, partizipialen Konstruktionen, verselbständigten Satzkomponenten usw. Wir bringen nur ein krasses Beispiel, in welchem der lange Ganzsatz sich um den Hauptsatz aus 5 Wörtern und einen ziemlich kurzen Inhaltsatz gruppiert, die zusammen den strukturell-semantischen Kern des Ganzsatzes bilden:

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine jahrelange, ja eine lebenslängliche Aufmerksamkeit und Arbeit erforderten, auf so verwegenem Grunde bei leichtsinnigen Anlässen mehr oder weniger aufgebaut wurden, so kann man sich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Produktionen sich gestalten, z. B. die poetischen Episteln, Parabeln und Invektiven aller Formen, womit wir fortfuhren, uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu suchen. (Goethe)

In den gestreckten Strukturen wird dagegen der strukturell-semantische Kern durch verschiedene Einschübe, Absonderungen, Nebensätze, von der prädikativen Hauptlinie ablenkende Partizipialkonstruktionen usw. mehrfach unterbrochen. Die unmittelbaren Bestandteile des gestreckten Elementarsatzes bilden eine Kette von kleinen voneinander getrennten Abschnitten.

Besonders kraß treten die gestreckten Strukturen bei Kleist auf, z. B

Der Prinz von Meißen, *der auf diese Meldung für zweckmäßig hielt, augenblicklich sich selbst von dem Verhältnis, in welchem man mit diesem Mann stand, zu unterrichten,* **fand,** *als er mit einem Gefolge von Rittern und Troßknechten bald darauf erschien,* **in den Straßen,** *die zu Kohlhaasens Wohnung führten,* **schon eine unermeßliche Menschenmenge versammelt.** *(Kleist)*

Aber auch bei Goethe sind gestreckte Strukturen möglich, z. B.

Ferdinand, *dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmonts anzieht,* **wird,** *damit er sich an Grausamkeiten gewöhne,* **beordert, diesen gefangenzunehmen** *(Goethe).*

Gewiß treten nur selten in den Texten die zentrierten und gestreckten Strukturen in solchen extremen Formen auf wie in den eben

angeführten Beispielen. Es überwiegen in der Regel, wenn man mit umfangreicheren Ganzsätzen zu tun hat, Mischtypen, Übergangsgebilde. Aber es ist sehr wichtig, daß man auch die scharf umrissenen und einander direkt gegenüberstehenden Typen der Satzbildung in diesem Bereich erkennt (vgl. 13).

Die bereits umrissenen Kompositionsarten des Ganzsatzes sind besonders für die Strukturierung des Satzgefüges und der Satzperiode von größter Wichtigkeit. Da in der deutschen Schriftsprache, besonders in den Kanzleitexten, einst außerordentlich komplizierte, mehrgliedrige Satzgefüge und -perioden oft verwendet wurden und da auch später, bis in unsere Zeit hinein, in verschiedenen Funktionalstilen solche Verfasser auftreten, die lange und mehrgliedrige Satzgefüge und -perioden gebrauchen, so ist es notwendig, über einen Apparat zu verfügen, der die Klassifikation solcher Gebilde ermöglicht und in einfacher, übersehbarer Form ihre Struktur schematisch darzustellen vermag. Die hier vorgeschlagene Klassifizierung ist eben ein solcher Apparat und wurde bereits bei der Erforschung des Satzgefüges in kanzleimäßigen Texten des 15.—18. Jahrhunderts angewendet (113). Es erwies sich dabei als unumgänglich, eine Reihe von Abkürzungen einzuführen, mit deren Hilfe die untersuchten Gebilde schematisch kurz dargestellt werden können. Ich führe hier diese Abkürzungen ein und gebe ein Beispiel, wie solche Schemata zusammengestellt werden, da ein solches Arbeitsverfahren vielleicht für einige Leser von praktischem Nutzen sein wird.

Die römischen Ziffern bezeichnen die unabhängigen Elementarsätze, die arabischen die Nebensätze, wobei der Abhängigkeitsgrad des Nebensatzes durch eine entsprechende Ziffer bezeichnet wird. Die syntaktisch parallelen Elementarsätze beliebiger Art werden durch große lateinische Buchstaben bezeichnet, die nach der den Elementarsatz fixierenden Ziffer stehen. Wenn ein Elementarsatz von einem anderen Elementarsatz (oder mehreren Elementarsätzen) unterbrochen wird, stehen nach seiner Signatur kleine lateinische Buchstaben: a bei dem ersten Fragment des unterbrochenen Elementarsatzes, b bei dem zweiten usw. Als Beispiel bringe ich hier das Schema der in § 53 angeführten Satzperiode von Kleist:

1—IAa—1—IAb—1A—1Ba—2—1Bb—1a—2—1b—2—1c—2—IB

Allerdings werden durch eine solche Notierung manche wichtigen syntaktischen Bestandteile der Redekette nicht erfaßt, z. B. die Infinitivkonstruktionen und andere Arten von Konstruktionen, die verselbständigten Glieder usw. Aber es wäre nicht schwer, zusätzliche Zeichen einzuführen, etwa durch das Plus-Zeichen zu zeigen, zu welchem Elementarsatz die verselbständigten Komponenten gehören.

Zum Teil ähnliche Schemata der Abfolge von Sätzen im Text bringt Fr. Tschirsch (II, 151—152).

Noch von einer anderen Seite aus kann man an die Komposition des Ganzsatzes herantreten. Es stehen hier einander gegenüber:

2. **Gespannte Strukturen — spannungslose Strukturen.** Gespannt werden die Satzstrukturen, wenn zwei (oder mehrere) besonders eng miteinander verbundene Komponenten des Satzes voneinander getrennt

werden. Die Spannung entsteht dann, wenn die semantische und syntaktische Erwartung, die durch die Einführung irgendeiner Satzkomponente hervorgerufen wird, nicht sogleich befriedigt wird. Es treten hier die Wortformen mit obligatorischen (grammatischen und lexikalen) Fügungspotenzen auf, wobei die von diesen Fügungspotenzen ausgestrahlten Projektionen längere Zeit nicht an ihr Ziel gelangen können. Die gespannten Strukturen sind also Rahmenstrukturen, Klammerstrukturen. Für den deutschen Satz sind sie besonders charakteristisch, was wir bereits hervorgehoben haben (s. § 4) und worüber wir weiter unten noch ausführlich sprechen werden (s. § 67). Über die Rolle der Spannung in der Bildung des deutschen Satzes vgl. auch das Buch von K. Boost.

Wie alle kompositionellen Satztypen bringen die gespannten Strukturen keinen spezifischen verallgemeinerten grammatischen Bedeutungsgehalt zum Ausdruck. Aber im Gegensatz zu anderen kompositionellen Satztypen erfüllen sie eine besondere strukturelle Aufgabe. Ihre Funktion besteht darin, daß sie zur Gestaltung des Satzes als einer streng organisierten, einheitlichen syntaktischen Konstruktion beitragen (satzzementierende Funktion) (vgl. § 67). Deswegen könnte man die gespannten Satzstrukturen als «funktionalkompositionelle» bezeichnen. Sie haben festes Satzgerüst.

Spannungslose Strukturen entstehen, wenn das semantisch und syntaktisch Zusammenhängende auch zusammensteht, wenn die semantische und syntaktische Erwartung sogleich befriedigt wird. Die Projektionen der Wortformen mit obligatorischen Fügungspotenzen sind kurz: sie gelangen sofort an ihr Ziel. Die zu bestimmenden Wortformen stehen vor den bestimmenden, so daß der Gedanke stufenweise vom Bekannteren zum Neueren fortschreitet. Solches «Abperlen» der Satzkomponenten wird oft «Reihung» genannt (Eggers, Möller, Stolt). Ein handliches Mittel zur Bildung der spannungslosen Strukturen sind die Ketten von postpositiven Attributen, von welchen jedes folgende das vorangehende bestimmt.

G. Möller (116—117) führt folgende Satzvarianten als Beispiele für Rahmung und Reihung an:

Rahmung: *Man müßte in naher Zukunft die unmittelbare Verbrennung der Braunkohle stark einschränken.*

Reihung: *Es besteht die Notwendigkeit einer starken Einschränkung der unmittelbaren Verbrennung der Braunkohle in naher Zukunft.*

Die spannungslosen Strukturen werden zuweilen auch «lineare» genannt. Doch scheint diese Bezeichnung nicht ganz glücklich gewählt zu sein. Es wäre zu bedenken, daß auch gespannte Strukturen linear, d. h. geradlinig aufgebaut sein können. Unter den Belegen, die Möller bringt, um die Tendenz zur Vermeidung von Nebensätzen, d. h. die Tendenz zur linearen Struktur zu veranschaulichen, gibt es auch Sätze mit Rahmen, z. B. *Bei Unterbleibung der sofortigen Inangriffnahme des Brückenbauprojekts wird der Gemeinde großer Schaden erwachsen* (68).

Sowohl die verzweigten als auch die geradlinigen Satzstrukturen, von den verzweigten aber nur die zentrierten, können sowohl gespannt

als auch spannungslos sein. Dagegen sind die gestreckten Satzstrukturen immer — vollständig oder teilweise — gespannt. Die zentrierten Ganzsätze weisen Spannung auf, wenn die postpositiven, d. h. nach dem Hauptsatz stehenden Nebensätze notwendig sind, um dem Ganzsatz die strukturelle Geschlossenheit zu verleihen.

Auch der Gebrauch von Parenthesen, sogar von längeren parenthetischen Sätzen, macht an und für sich den Ganzsatz keineswegs zu einem spannungslosen Satz. Im Gegenteil, wenn der Satz, der durch die Parenthese auseinandergerissen ist, wieder aufgenommen wird, ohne strukturell zu entgleisen, d. h. wenn seine durch die Parenthese unterbrochene prädikative Hauptlinie regelrecht weiter fortgeführt wird, so bedeutet dies eher eine Steigerung der Gespanntheit. Vgl.

Der Hof ließ jetzt (er konnte vor Schmerz nicht sprechen) ausschreiben, daß der tote Nestor mit Tode abgegangen. (Jean Paul)

Die spannungslosen Strukturen kann man auch als «lockere» bezeichnen und sie den straffen Strukturen gegenüberstellen.

Locker sind von unserem Standpunkt aus die spannungslosen zentrierten Ganzsätze, d. h. solche Sätze, die nach dem Ablauf der prädikativen Hauptlinie des Hauptsatzes nicht-notwendige Nebensätze und Nachträge verschiedener Art aufweisen, und die spannungslosen geradlinigen Ganzsätze, wenn sie auch mit lose angehängten postpositiven Komponenten versehen sind oder aus einer Reihe von beigeordneten Sätzen bestehen.

Locker sind auch Sätze, die einen Bruch in ihrem syntaktischen Bau aufweisen, d. h. eine formal unmotivierte Änderung der Konstruktion (Anakoluth).

Dementsprechend sind straff alle anderen Arten von Ganzsätzen.

Zur Komposition des Ganzsatzes gehört auch die Unterscheidung zwischen dem Satzkern und der Peripherie des Satzes. Ausführlich, mit Hervorhebung verschiedener Arten der Satzkerne wurde diese Erscheinung in der vorigen Ausgabe dieses Buches erörtert (DSB, 281—284). Wegen Raummangels und da einige Seiten dieses Problems bereits bei der Behandlung der logisch-grammatischen Satztypen gestreift wurden, bin ich genötigt, mich hier mit diesem Verweis zu begnügen.

§ 65. Der Umfang des Satzes und der Wortgruppen

Der Umfang des Satzes und der Wortgruppen wurde als ein grammatisches Problem erst in den letzten Jahren aufgeworfen. Aber in einer allgemeinen Form, als eine stilistische Erscheinung, deren Analyse der Charakteristik einzelner Sprachgattungen und -stile und der individuellen Sprachstile behilflich sein konnte, wurde der Umfang des Satzes schon seit langem behandelt, allerdings in der Regel ohne genaue Zählungen.

Auch jetzt entspringt das Interesse für den Umfang der syntaktischen Einheiten den Erfordernissen der Stilistik und sogar der Poetik

(B. Horacek, teilweise auch W. Winter u. a.). Aber sehr wichtig sind dabei auch die Bestrebungen der Sprachstatistiker (H. Meier, zum Teil W. Winter und H. Eggers), die sich für die betreffenden Daten in gleicher Weise wie für alle anderen Daten des Sprachbaus interessieren. Doch am allerwesentlichsten scheint uns die Tatsache zu sein, daß diese Problematik auch vom rein grammatischen Standpunkt aus jetzt für die Sprachforscher aktuell wird.

Die Feststellung des Umfangs verschiedener Satztypen und Wortgruppentypen gibt nämlich die Möglichkeit, den Grad der Heranziehung dieser Typen zur Wiedergabe gewisser Denkinhalte zu bestimmen und auf diese Weise das Schwergewicht dieser Typen beim Funktionieren des Sprachsystems zu charakterisieren. Oft versucht man dieses ihr Schwergewicht durch die Häufigkeit ihres Gebrauchs zu bestimmen. Aber eine erschöpfende Bestimmung ihrer Rolle in der Gestaltung der Rede wird nur möglich, wenn man auch ihren Umfang berücksichtigt.

Die Erforschung des Satz- und Wortgruppenumfangs ist noch deswegen von großer Wichtigkeit, weil es historisch veränderliche Größen sind. Selbst der Umfang des Elementarsatzes ist keineswegs eine stabile Größe, die durch irgendwelche allgemeinpsychologische Vorbedingungen oder stilistisch-kommunikative Faktoren ein für allemal (in einer bestimmten Anzahl von Variationen) geregelt ist. Gewiß legen die psychologisch-physiologischen Mechanismen der menschlichen Rede den Variierungsmöglichkeiten dieser Größe einige Einschränkungen auf. Gewiß bewirken die stilistischen Faktoren einige immer wiederkehrende Tendenzen in ihren Schwankungen. Aber in einer und derselben Redegattung kann sich in verschiedenen Perioden der Umfang des Elementarsatzes bedeutend ändern. Auf diese Weise — und indem sich auch der Umfang der Wortgruppen gleichzeitig ändern kann — kann es sogar zu gewissen Verlagerungen im Bau der syntaktischen Einheiten kommen.

Wenn man die Entwicklung des Satzumfangs in der deutschen Schriftsprache vom 17. Jh. an bis zur Gegenwart verfolgt, so sind allem Anschein nach folgende Veränderungen zu verzeichnen:

Der Umfang des Ganzsatzes geht zurück, was mit der Abnahme der Satzunterordnung verbunden ist. Dagegen wächst der Elementarsatz an, besonders wenn er allein auftritt, als ein einfacher unabhängiger Satz («Einfachsatz»), was seinerseits mit der Zunahme im Gebrauch und im Umfang der Substantivgruppe verbunden ist.

Allerdings verläuft dieser Entwicklungsprozeß nicht geradlinig. Bedeutende Verschiedenheiten sind den Funktionalstilen eigen und im Bereiche der Schönen Literatur den einzelnen Stilrichtungen. Auch der Individualstil des Verfassers kann sich in der Vorliebe zu einem gewissen Satzumfang manifestieren. So weisen z. B. im 20. Jh. sehr große Ganzsätze auf Th. Mann und H. Broch. Nach den stichprobenmäßigen Zählungen von H. Arens beträgt der Durchschnittsumfang des Ganzsatzes im ⟨Doktor Faustus⟩ von Th. Mann 35, 95 Wörter und in H. Brochs Roman ⟨Der Tod des Vergil⟩ sogar 92, 4 Wörter. Von den heutigen Verfassern beträgt nach den Zählungen von S. A. Šubik der

Umfang des Ganzsatzes bei G. Grass 31, 2 Wörter und bei H. Böll 27, 1 Wörter. Anderseits hat z. B. ein Auszug aus dem Roman von Chr. F. Gellert ‹Das Leben der schwedischen Gräfin von G.› (aus der Mitte des 18. Jhs.) eine durchschnittliche Ganzsatzlänge von 15,18 Wörtern. Und in einem Abschnitt aus Goethes ‹Wahlverwandtschaften› beträgt der Umfang des Ganzsatzes 30, 83 Wörter. Doch ist es für die allgemeinen Entwicklungstendenzen kennzeichnend, daß in der modernen populärwissenschaftlichen Literatur nach den auf einer sehr breiten Grundlage durchgeführten Zählungen von H. Eggers besonders stark die Ganzsätze mit 14—18 Wörtern vertreten sind. Dagegen scheint in den «inhaltlich vergleichbaren Stücken klassischer Prosa», nach den auch von H. Eggers gemachten Stichproben (aus je 1000 Sätzen), die gebräuchlichste Satzlänge bei Lessing um 24 Wörter und bei Goethe um 30 Wörter zu liegen, was aber von Schiller anscheinend noch überboten wird (177, 52—53; vgl. 8, 15—23).

Es seien hier zum Vergleich einige Daten angeführt, die den Umfang des Ganzsatzes in der Umgangssprache charakterisieren. So bezeichnet Chr. Leska als Maximalwerte der Satzlänge in der gesprochenen Sprache (50 Tonbandaufnahmen) die Länge von 5—10 Wörtern. Sätze mit solcher Satzlänge machen 46% aller Belege aus.

Was den Elementarsatz betrifft, so heben dabei manche Forscher vor allem das Anwachsen des Einfachsatzes hervor. In Hinsicht auf die populärwissenschaftliche Literatur hat darauf H. Eggers hingewiesen, und viele einleuchtende Beispiele derartiger Einfachsätze hat G. Möller angeführt. Aber an einschlägigen Zählungen im Bereiche der populärwissenschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Literatur fehlt es meines Wissens bis jetzt. Nach den Angaben von Eggers kann man zu dem Schluß kommen, daß das Schwergewicht der Satzlänge bei den Einfachsätzen zwischen 8 und 16 Wörtern liegt, aber näher bei 8 Wörtern, also ungefähr im Bereich von 10 Wörtern. (Im Katalog von Eggers gibt es 258 Einfachsätze mit 4 Wörtern, 986 mit 8 Wörtern, 744 mit 16 Wörtern, 227 mit 24 Wörtern und 56 mit 32 Wörtern, s. 175, 53). Demnach würde der häufigste Umfang des Einfachsatzes durchschnittlich ungefähr zwei Drittel des häufigsten Umfangs der Ganzsätze in den populärwissenschaftlichen Texten ausmachen, die Eggers untersucht hat.

Nach den Zählungen von W. Winter, der die Gesamtzahl der Wörter in einem Text (Textabschnitt) durch die Zahl der im Text (Textabschnitt) vorkommenden finiten Verbalformen dividiert und auf diese Weise, wenn auch annähernd, die Durchschnittslänge des Elementarsatzes erhält, beträgt die Durchschnittslänge des Elementarsatzes in neun modernen wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texten 10, 4 Wörter. (Winter selbst bringt Angaben nur für einzelne Texte.) Bei Schiller stellt W. Winter folgende Durchschnittslängen fest: für die ‹Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen› — 10 Wörter, ‹Über naive und sentimentalische Dichtung› — 10, 7 Wörter.

Nach meinen eigenen Zählungen schwanken in der im weiten Sinne des Wortes wissenschaftlichen Literatur des 18. Jhs. die Satzlängen zwischen 10, 2 (Lessings ‹Hamburgische Dramaturgie›) und 13, 57

(Winckelmanns ⟨Geschichte der Kunst des Altertums⟩). Es wurden dabei allerdings nur Stichproben untersucht. In der Schönen Literatur liegen nach der Zusammenfassung von S. A. Subik die meisten Elementarsatzlängen im Bereich zwischen 7 und 9,9 Wörtern, wobei im 20. Jh. die Länge des Elementarsatzes etwas abnimmt (vgl. 8, 23—30).

Auch der Umfang des Absatzes wurde untersucht — allerdings nur in bezug auf einige Novellen und publizistische Schriften einiger Verfasser des 20. Jhs. Nach den Zählungen von V. Iwanow ist der Durchschnittsumfang der Absätze, die nur Autorsprache enthalten, in den Novellen Thomas Manns, Heinrich Manns und Borcherts geringer als in ihren publizistischen Werken (in der Zahl der Wörter ausgedrückt: 73, 52 gegen 110, 9). Die Anfangsabsätze in den Novellen sind in der Regel länger als die Schlußabsätze. Es gibt nach V. Iwanow auch eine ziemlich konsequent durchgeführte Entsprechung in der Länge des Absatzes und der des Satzes: je länger die Absätze sind, desto länger sind auch die diese Absätze bildenden Ganzsätze. Dies führt die von H. Arens als Tendenz nachgewiesene Proportionalität zwischen der Länge des Wortes und der des Satzes in der schöngeistigen Literatur weiter.

Es gibt anscheinend einen Zusammenhang zwischen dem Umfang des Satzes (und der Äußerung überhaupt) und der Intonation dieser Gebilde: «Es sei auch an die von Peschkowskij festgestellte Gesetzmäßigkeit erinnert: je knapper die grammatische Gestaltung einer Aussage ist, desto größer ist die Rolle der Intonation. Sie stehen in komplementärer (kompensatorischer) Beziehung zueinander» (322, 166).

Die Wortstellung

§ 66. Formen, Faktoren und Funktionen der Wortstellung

Wenn die Wörter als Glieder des Satzes oder der Wortgruppe auftreten, kann ihre Stellung (im Satz oder in der Wortgruppe) mehr oder weniger gebunden (fixiert) sein. Im Deutschen gibt es Wortarten, deren Stellung zum Teil verhältnismäßig streng festgelegt ist, d. h. in der Regel keine Variationen zuläßt. In erster Linie ist es das Verbum finitum, das im Hauptsatz und im selbständigen Satz die Stelle des zweiten Satzgliedes einnimmt. Etwas beweglicher ist das Verbum finitum im Nebensatz. In der Regel steht es am Ende des Nebensatzes, kann aber auch unter dem Einfluß von verschiedenen Triebkräften von dieser Stelle abrücken. Auch die Verbalnomina (als Glieder der analytischen Verbalformen oder des zusammengesetzten Prädikats) weisen einen Hang zur gebundenen Stellung auf, sind aber nicht vollständig gebunden. Andere Wortarten sind dagegen, indem sie gewisse syntaktische Funktionen ausüben, ziemlich frei in ihrer Stellung, d. h. sie können in Abhängigkeit von dem emotionalen Gehalt des Satzes, von der kommunikativ-psychologischen Einstellung des Sprechenden usw. ihre Stellung im Satz ändern. Das gilt z. B. für verschiedene Wortarten und Wortformen, die als adverbiale Bestimmungen im Satze fungieren.

Da die Stellung der meisten Wörter im Satz nicht nur von der Art und der Form dieser Wörter abhängt, sondern vor allem von ihrer syntaktischen Gebrauchsweise, so wäre es gewiß in vielen Fällen richtiger, nicht von der Stellung der Wörter («Wortstellung»), sondern von der Stellung der Satzglieder («Satzgliedstellung») zu sprechen. Aber wir behalten den alten und einfacheren Ausdruck «Wortstellung» bei, in der Hoffnung, daß in jedem gegebenen Fall der eigentliche Sachverhalt nicht mißzuverstehen ist.

Die Wortstellung weist in verschiedenen Sprachen verschiedene Formen auf. Zum Teil wurden solche Formen, die für die deutsche Sprache maßgebend sind, in dem ersten Absatz dieses Paragraphen umrissen. Aber außer dem dort erwähnten Zusammenwirken von «gebundenen» (streng fixierten) und «freien» (Variationen zulassenden) Formen der Wortstellung ist für das Deutsche noch das Zusammenwirken von Kontakt- und Distanzstellung höchst kennzeichnend. Sehr wichtig ist dabei die (im Vergleich mit den anderen germanischen und vielen anderen Sprachen) sehr starke Entwicklung im Deutschen zur Distanzstellung, die durch topologische Trennung von zwei oder mehreren grammatisch (in einigen Fällen auch lexikal) aufs engste miteinander verbundenen Wortformen gebildet wird. Die Kontaktstellung ist durch topologische Nachbarlichkeit der miteinander verbundenen Wortformen gekennzeichnet.

Der Gebrauch der Formen der Wortstellung wird im Deutschen, wie

auch in anderen Sprachen, durch Einwirkung von verschiedenen Faktoren (Triebkräften) geregelt, die zum Teil längst den Sprachusus, sogar die Sprachnorm im Bereich der Wortstellung geprägt haben, zum Teil sich im freien Spiel verschiedener Variationsmöglichkeiten der Wortstellung geltend machen. Aber auch hinter den zum Sprachusus oder zum Norm gewordenen Wortstellungsformen stehen in der Regel gewisse Faktoren, wenn sie auch scheinbar aufgehoben sind. Die Faktoren selbst entstehen aus den Forderungen, die der Kommunikationsprozeß an die Formung des Satzes stellt, und führen zur Bildung solcher Wortstellungsformen, die entsprechende Funktionen im Satz erfüllen.

Es wäre an und für sich möglich, die Faktoren und die Funktionen der Wortstellung getrennt zu behandeln, da sie in ihrem Wesen durchaus nicht immer zusammenfallen. Aber aus Raumgründen ziehe ich es vor, unmittelbar und systematisch hier vor allem die Funktionen zu erörtern und nur die Faktoren, die unbedingt notwendig sind, in die Erörterung einzubeziehen. Übrigens werden hier auch nur die vier wichtigsten Funktionen der Wortstellung im Deutschen herangezogen:

1. **Die logisch-grammatische Funktion.** Sie besteht darin, daß mit Hilfe der Wortstellung das grammatische Wesen eines Wortes oder einer Wortgruppe oder eines Satzes bestimmt wird.

Im Deutschen ist diese Funktion bei der Unterscheidung von Satzarten besonders wichtig. Die Endstellung des finiten Verbs unterscheidet den Nebensatz vom Hauptsatz (und dem selbständigen Satz), die Anfangsstellung des finiten Verbs kennzeichnet die Aufforderungssätze und Fragesätze (im Gegensatz zu den Aussagesätzen) und ist oft den Ausrufesätzen eigen (im Gegensatz zu emotional neutralen Sätzen), auch einigen Arten von Nebensätzen.

Vermittels der Wortstellung, namentlich der Kontaktstellung, wird auch der syntaktische Wert der Adverbien und Präpositionalgruppen fixiert, wenn sie semantisch nicht nur als Adverbialbestimmungen, sondern auch als Attribute auftreten können: *Der Mann am Tor sagte mir...— Der Mann sagte mir am Tor...* Überhaupt dient die Kontaktstellung zur Organisierung der Substantivgruppe.

Wenn aber im angeführten Beispiel die Kontaktstellung eine entscheidende Rolle bei der syntaktischen Bestimmung der Präpositionalkonstruktion spielt, so ist diese Stellung bei Erfüllung von ähnlichen Aufgaben viel häufiger nur ein Nebenmittel.

Eine bestimmte Wortstellung, die die natürliche Reihenfolge der Dinge in ihrer Beziehung zur Handlung widerspiegelt, hilft der Unterscheidung des Subjekts und des direkten Objekts, wenn Kasusmerkmale beim Nominativ und Akkusativ fehlen und die Semantik zweideutig ist. So wird im Satz *Die Mutter liebt die Tochter,* wenn er situationsfern und kontextfrei erscheint, das erste Substantiv normalerweise als Subjekt empfunden. Doch kann in zusammenhängender Rede, unter dem Einfluß des Kontextes und der Situation, in Abhängigkeit von der Intonation, auch hier die Wortstellung geändert werden: das Pronomen *sie* im Satz

Aber auch diese jüngere Schwester sollte **sie** *überleben (Storm)* ist

das Subjekt des Satzes. Die Nebenrolle der Wortstellung bei der Bestimmung der syntaktischen Funktion des Wortes im deutschen Satz hängt mit den starken flexivischen Zügen und mit der ganzen Eigenart des deutschen Sprachbaus zusammen und bildet einen krassen Gegensatz zur Struktur des Satzes im Englischen.

2. **Die strukturell-grammatische Funktion.** Sie dient dazu, den Satz und die Wortgruppe zu einheitlichen, in formaler Hinsicht streng organisierten Bildungen zu machen und den Satz klar und prägnant zu gliedern. Dies wird durch Anwendung der Distanzstellung erzielt, die im Deutschen eine ausschlaggebende Rolle spielt. Die strukturelle Organisierung des Satzes erfolgt dabei durch Bildung eines verbal-prädikativen Rahmens. Auf diese Weise kann selbst die «normale» Wortstellung, d. h. eine solche, die für den situationsfernen und kontextfreien Satz (bei ruhiger Stimmung) charakteristisch ist, in Widerspruch mit der «natürlichen» Reihenfolge der Dinge, Vorgänge und Erscheinungen treten, indem das Zusammenhängende zerrissen und das Unzusammenhängende in Nachbarschaft gebracht wird. Im Hauptsatz und im selbständigen Satz bleibt normalerweise nur die erste Stelle außerhalb des Rahmens (vgl. § 68), aber einige Glieder können auch am Ende des Satzes außerhalb des Rahmens stehen (vgl. § 67).

Die Bildung eines verbal-prädikativen Rahmens wird dadurch ermöglicht, daß die Satzglieder im Deutschen zum Teil in ihrer Stellung streng fixiert sind (besonders das Verbum finitum, das die zweite Stelle im selbständigen Satz und dementsprechend im Hauptsatz einnimmt, auch die infiniten Verbalformen, die am Ende dieser Satztypen stehen), zum Teil ihre Stellung mehr oder weniger variieren können (Subjekt, Objekt, besonders Adverbialbestimmungen).

In der Substantivgruppe kommt ein Rahmen durch die Distanzierung der Hilfskomponenten, vor allem des Artikels, vom herrschenden Substantiv zustande, so daß alle nicht verselbständigten kongruierenden Glieder der Gruppe mit ihren Bestimmungen von diesem Rahmen eingeschlossen werden. Aber die Gruppe selbst bleibt doch im ganzen vom Standpunkt der Wortstellung aus eine ununterbrochene Einheit im Gegensatz zu der Gruppe des Verbs, deren Hauptbestandteile eben getrennt werden und den Gesamtinhalt des Satzes (außer dem Gliede, das die erste Stelle einnimmt) umfassen.

3. **Die emotionale Funktion.** Sie drückt den verstärkten emotionalen Gehalt des Satzes aus. Als Mittel dazu dienen verschiedene Abweichungen von der normalen Wortstellung, besonders solche Abweichungen, die sich auf die fixierten oder weniger versetzbaren Satzglieder beziehen (Verbum finitum, das direkte Objekt usw.).

4. **Die kommunikativ-psychologische Funktion.** Sowohl diese Funktion als auch die emotionale ist kommunikativ-grammatischer Natur. Sie sind nur im Zusammenhang mit dem Kontext und der Situation aus der Einstellung des Sprechenden zu verstehen. Namentlich besteht die kommunikativ-psychologische Funktion darin, daß mit den Mitteln der Wortstellung der Weg, den der Gedanke des Sprechenden beim Aufrollen des Satzinhalts geht, zum Ausdruck gebracht wird und die semantische Bedeutsamkeit einzelner Bestandteile des Satzes

abgestuft und bezeichnet wird (vgl. § 53). Der Erkenntnisweg des Sprechenden kann mit der Reihenfolge der Begriffe, wie sie bei normaler Stellung im Satz festgelegt ist, als ein spezifisches Abbild der natürlichen Reihenfolge der Dinge, Vorgänge und Erscheinungen, zusammenfallen. Aber sie können auch auseinanderfallen, und dann wird die normale Wortstellung oft radikal umgeformt.

Man muß noch hinzufügen, daß auch die Redestile auf die Wortstellung einwirken können, indem einige Funktionen für gewisse Redestile besonders aktuell sind: so tritt in der Umgangssprache das Verb oft an die erste Stelle, was mit dem emotionalen Charakter und der Situationsgebundenheit der Umgangssprache zusammenhängt.

§ 67. Die Rahmenkonstruktion

Aus der Zusammenstellung der Funktionen, die der Wortstellung im Deutschen eigen sind, wird ersichtlich, daß für das Deutsche die außerordentlich große Rolle der strukturellen Funktion spezifisch ist. Das hängt aber aufs engste mit den allgemeinen Tendenzen des deutschen Satzbaus zur strengen formalen Organisierung und Gliederung des Satzes zusammen. Deswegen ist es durchaus ungerechtfertigt, die wichtigste Erscheinungsform dieser Funktion, den verbal-prädikativen Satzrahmen (Satzklammer), als eine künstliche Struktur anzusehen, die aus der lateinischen Sprache entlehnt und der Umgangssprache fremd ist (in dieser Richtung gehen einige Bemerkungen von O. Behaghel (132, IV, 134); dagegen 185, 1, 191; 112; 161; 197; 134 u. a. Von den neuesten Arbeiten vgl. 106, 190; 126; 128; 312; 372; 181; 246; 192, 46—50; 307, in weiter geschichtlicher Perspektive 3, 315—320; 381, 203—212). Der Rahmen bildet das topologische Satzgerüst des Elementarsatzes.

Im Hauptsatz wird die Rahmenkonstruktion vor allem durch die Teilung und Distanzierung der zusammengesetzten Verbalformen, zum Teil auch des zusammengesetzten Prädikats, erzielt. Das finite Verb (oft ein Hilfsverb) steht an der zweiten Stelle, die infinite Form — am Ende des Satzes. Dies gilt auch für alle Elementarsätze, die keine eingeleiteten Nebensätze sind. Dieselbe Tendenz weisen auch die Glieder auf, die mit dem finiten Verb besonders eng zusammenhängen: Trennbare Vorsilben, die verbal-nominalen Glieder der zusammengesetzten Verbalformen, nominale Glieder der verbalen phraseologischen Einheiten und der Gebilde mit den Konstruktions-und Funktionsverben, Negationen.

Nach E. Drachs Vorbild, der die topologischen Positionen im Elementarsatz als Felder bezeichnete, aber mit bedeutenden Modifizierungen, werden jetzt diese Positionen von Standpunkt ihrer Beziehungen zum Satzrahmen aus auf folgende Weise bezeichnet: Die Position vor dem finiten Verb — Vorfeld, die zwischen dem finiten Verb und dem zweiten Teil der Satzklammer (also innerhalb des Satzrahmens) — Mittelfeld, die nach dem zweiten Teil der Satzklammer — Nachfeld (vgl. z. B. 182, 13; 236, 24—26). Auch hier werden im

folgenden diese Termini gebraucht, obgleich sie nicht einwandfrei sind. Erstens ist das Mittelfeld ein viel komplizierteres Gebilde als Vor-und Nachfeld. Zweitens fehlt das Vorfeld bei vielen Arten der Elementarsätze: Bei den verbalen Aufforderungssätzen, Entscheidungsfragen und eingeleiteten Nebensätzen, da bei ihnen die finite Verbalform die Schlußstellung einnimmt. Nach den Zählungen von Hoberg ist das Mittelfeld bei 92, 86% der Elementarsätze vorhanden, das Vorfeld bei 55, 39%, das Nachfeld bei 18, 98% (246, 40).

Da das Mittelfeld einige, zuweilen sogar sehr viele Komponenten enthalten kann, so sind hier sehr verschiedene Stellungskombinationen möglich, besonders deswegen, weil dabei viele Triebkräfte im Spiele sind (vgl. 142, IV, 4—5). Es wurden, besonders in der letzten Zeit, manche Versuche gemacht, die Regeln zu bestimmen, die der Wortstellung im Mittelfeld eigen sind (vgl. z. B. 181; 276; 226, 706—715; 246). Am klarsten tritt hier die Tendenz zutage: Wenn im Mittelfeld mehrere Glieder vorkommen, so wird ihre Position nach folgendem Prinzip bestimmt. Je enger die Satzglieder mit dem Verb verbunden und je wichtiger sie für die Abgeschlossenheit und den Gesamtsinn des Satzes sind, desto weiter entfernen sie sich vom Verbum finitum. Vgl. *Ich will es nicht in Abrede stellen. Stellen* bildet hier eine allerengste Einheit mit *will, in Abrede* mit *will stellen.* Aber sehr oft ist es nicht so klar, welche Glieder syntaktisch näher zum Verb gehören, und es treten noch andere Faktoren hinzu, die auf die Wortstellung einwirken, so daß das Wortstellungsschema des Satzes ein sehr kompliziertes wird.

Vom kommunikativ-psychologischen Standpunkt des Sprechenden aus erscheint als das Wichtigste in der Gruppe des Verbs oft nicht das, was rein strukturell näher mit dem Verb verbunden ist, z. B. nicht das direkte Objekt, sondern das indirekte, und dementsprechend wird die Wortfolge *Ich gebe dem Knaben den Brief* durch die Wortfolge *Ich gebe den Brief dem Knaben* ersetzt. Das kommunikativ Wichtigste hat also die Tendenz, nach der letzten Stelle des Satzes hin zu rücken, wenn es nicht die erste Stelle einnimmt.

Aber auch die rhythmischen Gründe wirken dabei ein, indem die umfangreicheren und rhythmisch schwereren Satzglieder, denen schon ihre Schwere eine gewisse Wichtigkeit verleiht, auch Neigung an den Tag legen, möglichst nahe am Satzschluß zu stehen (Behaghels Gesetz der wachsenden Glieder). Diese Neigung hat ihr Gegenstück in der Neigung der unbetonten und schwach betonten Wörter (Pronomina, Partikeln), die Stellung unmittelbar nach dem finiten Verb einzunehmen. So steht das pronominale *es,* wenn es den Satz nicht eröffnet, immer enklitisch nach dem Verbum finitum. Es entsteht also eine zuerst rhythmisch-abnehmende, dann rhythmisch-anwachsende Struktur, die eben für den deutschen Satz so charakteristisch ist. Vgl.

Der junge Graf sah sie bei diesen Worten forschend und beinahe verwundert von der Seite her an (Fontane). Sie haben es ja ganz aus der Nähe gesehen (Hauptmann).

Die rhythmisch besonders schwachen Wörter stehen im Elementarsatz mit der finiten Verbalform an der zweiten Stelle, eben nach dem Verbum finitum. Der Vorrang haben die Partikeln, das Pronominalsub-

jekt und -objekt, das Reflexivpronomen und die Pronominalform *es*, die sich oft enklitisch an die finite Verbalform oder an die Personalpronomina, das unbestimmte Pronomen *man* und ähnliche Formen anlehnen. Z. B. *Wenn man sagt, man sei ruhig, ist man's nicht (Fontane)*. In den eingeleiteten Nebensätzen drängen solche schwachen Formen an die Stelle nach dem einleitenden Wort: *Bin schuld, weil ich's habe gehenlassen... (Fontane)*

Aber es wirken auch allgemeinere semantische Tendenzen auf die Wortstellung ein. Die Adverbialbestimmungen, die die Richtung angeben und «weiter» zielen, erscheinen gern am Ende des Satzes (oder sogar außerhalb des Rahmens):

Sie gingen schleunig längs des Dorfplatzes hinab und dann durch die Häusergasse und endlich zwischen den Planken der Obstgärten in das Freie hinaus. (Stifter)

Im Nebensatz wird der Rahmen anders gebildet: Hier werden die Konjunktionen und das Subjekt, das oft am Anfang oder an der zweiten Stelle des Nebensatzes steht, vom Prädikatsverb distanziert, das am Ende des Satzes erscheint:

(Der Fahrer merkte erst jetzt), daß er einen Passagier gehabt hatte. (Seghers)

Aber auch abgesehen von der Stellung des Subjekts ist die den Rahmen kennzeichnende Spannung im Nebensatz durch die Schlußstellung des finiten Verbs gesichert, das erst dem Nebensatz die semantische und strukturelle Abgeschlossenheit verleiht. Sonst ist die Verteilung der Glieder im Nebensatz im großen und ganzen denselben Gesetzmäßigkeiten unterworfen wie im selbständigen Satz. Auch die infiniten Formen des Verbs stehen am Ende des Nebensatzes in der Reihenfolge, die im selbständigen Satz üblich ist: *Ich werde dich morgen sprechen müssen —..., weil ich dich morgen sprechen müssen werde*. Doch wird die finite verbale Form oft unmittelbar vor eine solche Fügung von infiniten Formen gestellt:..., *weil ich dich morgen werde sprechen müssen*.

Nach den Ausführungen von G. H. Gottschalk besteht die Tendenz, in den mehrgliedrigen verbalen Bildungen im Nebensatz die am stärksten betonte Form an die erste Stelle oder möglichst nah zum Beginn der verbalen Kette zu stellen, z. B.: ..., *daß er gesehen worden sein wird; ..., daß er hat gesehen werden können* (218, 344). Die Abweichungen von der Rahmenkonstruktion gestalten sich im Hauptsatz und Nebensatz ziemlich einheitlich. Der Rahmen kann vollständig oder teilweise aufgehoben werden. Ausgerahmt, unter dem Druck von verschiedenen emotionalen und kommunikativ-psychologischen Triebkräften, können allerlei Satzglieder werden, sogar das direkte Objekt und das Subjekt:

Doch einst wird kommen die Nacht... (Heine)

Aber häufig stehen außerhalb des Rahmens nur einige Arten der Satzglieder:

1. **Nebensätze, namentlich die attributiven,** so daß sie dabei von dem zu bestimmenden Wort getrennt werden:

Dichter hätte das Netz nicht sein können, **das über ihren hübschen**

Kopf geworfen war. *(Seghers)* Aber es bleiben solche Sätze nicht selten auch innerhalb des Rahmens:

Papke war, wie der Wirt, mit dem Geschäft, **das sie gemacht hatten,** *sehr zufrieden. (Bredel)*

Doch können auch die Wörter selbst, von welchen die Attributsätze abhängen, außerhalb des Rahmens gestellt werden:

Ich trieb fort **ins Gedränge, das auf und ab wogte.** *(Becher)*

2. **Infinitivkonstruktionen,** besonders die Fügungen mit *um, statt, ohne + zu:*

Er fing an, stark zu husten und abzumagern... (Hauptmann)

3. **Prädikative Attribute** mit *als* und *wie* und überhaupt Satzglieder, die einen Vergleich ausdrücken:

Er sah so adrett aus **wie eine Schaufensterpuppe.** *(Seghers) Diesen Sommer werden wir wohl in ein anderes Seebad gehen* **als nach Zoppot.** *(Wolf)*

4. **Eines oder einige von den gleichartigen Satzgliedern** (die Stellung außerhalb des Rahmens ist hier oft mit der Verselbständigung verbunden):

Sie sind von keiner Mutter erwartet, **von keiner Schwester, von keiner Liebschaft, von niemand als von der Revolution.** *(Seghers)*

5. **Verselbständigte Satzglieder** (verschiedener Art):

Aber das hört Hermann Schipporeit nicht, draußen auf seinem Wagen (Bobrowski).

6. **Adverbialbestimmungen mit Richtungssemantik,** besonders wenn sie umfangreichere Gruppen bilden:

Da lief das Kind weg **zu der alten Frau, seiner Großmutter.** *(Seghers). Aber auch Frau von Prickwitz geht zurück* **in den Laden.** *(Fallada)*

7. **Präpositionale Adverbialbestimmungen** und (viel seltener) **Präpositionalobjekte** (vorwiegend, wenn sie umfangreichere Gruppen bilden):

Sie wird wieder stark werden **in der Stille.** *(Sudermann) Der Sturm heult auf* **vor Wut.** *(Bredel) Die Pension Sussner habe ich durchforscht* **mit spähenden Blicken.** *(Becher) Zerknirscht gestand ich mir, daß Edmund eben doch ein König war* **in diesen Sachen.** *(M. Walser)*

8. **Der zweite Teil des Satzes,** wenn er dem ersten Teil energisch gegenübergestellt wird (besonders in den Formen und Regeln der Mathematik, überhaupt in wissenschaftlichen und technischen Abhandlungen und Lehrbüchern):

Der Logarithmus eines Produkts ist gleich **der Summe der Logarithmen der einzelnen Faktoren.**

Von diesen Satzgliedarten neigen die drei ersten so stark zur Ausklammerung, daß es eigentlich der Einwirkung irgendwelcher Faktoren bedarf, um sie einzuklammern.

Besonders oft wird der Rahmen teilweise oder (in seltenen Fällen) vollständig abgeschafft, wenn seinen Abschluß eine trennbare Vorsilbe bilden soll:

Das fängt an wie im Märchen. (H. Mann)

Aber auch bei trennbaren Vorsilben überwiegt bei weitem

wenigstens die relative, d. h. einen Teil des Satzes umschließende Rahmenkonstruktion, da der verbal-prädikative Rahmen überhaupt die Grundlage des Wortstellungssystems im Deutschen bildet, trotz aller Abweichungen und Varianten, die auf diesem Gebiet möglich sind (vgl. 324). Auch die Negation ist oft durch die Neigung gekennzeichnet, nach vorne zu rücken (vgl. 398, 131—135).

Auf die Tendenz, in gewissen Fällen einige Komponenten des Satzes in der Schriftsprache auszuklammern, wurde seit langem sowohl in der Schulgrammatik, als auch in der wissenschaftlichen Grammatik hingewiesen, z. B. bei Wetzel: «Man setzt auch die genannten Satzteile (das ergänzende und das bestimmende Objekt) wohl an das Ende des Satzes statt zwischen die Teile des zusammengesetzten Prädikats, um sie mehr hervorzuheben, z. B...*Er ist gestorben an gebrochenem Herzen.* Statt: *Er ist an gebrochenem Herzen gestorben!»* (380). Oder bei L. Sütterlin: «Auch wenn von dem Verb eine Bestimmung abhängt, die begrifflich nicht gerade unumgänglich nötig ist, kann der Nebensatz — vor allem in der Umgangssprache — eine freiere Wortfolge erhalten: es braucht dann die Zeitwortsform nicht ganz an das Ende zu treten, sondern sie kann vor diese Bestimmung rücken: *Als ich ihn dann wiedersah in seinem Elend...* Diese Freiheit benutzt man häufig da, wo sich an die erwähnte Bestimmung noch ein Nebensatz anschließt, oder wo in einem gliederreichen Satze ein gewisser Wechsel im Ton wünschenswert ist:...» (374, 292).

In der Substantivgruppe, deren Rahmen durch Distanzierung des Artikels, der Präposition und der pronominalen Glieder von dem herrschenden Glied gebildet wird, rücken die übrigen vorangestellten Attribute desto näher zum Substantiv, je enger sie mit ihm zusammenhängen. Die Wörter, welche die beständigen Merkmale bezeichnen, die besonders wichtig für den betreffenden Begriff sind und oft in Verbindung mit ihm erwähnt werden, stehen in der Regel unmittelbar vor dem Substantiv. Deswegen sagt man gewöhnlich *ein großer grüner Tannenbaum* und nicht *ein grüner großer Tannenbaum.* Die Bestimmungen zu den kongruierenden Attributen stehen vor ihnen:

...die an große Entfernungen gewöhnten und Mühseligkeiten liebenden Gebirgswohner. (Stifter)

Es kommt aber dabei auch hier zu einer gewissen «Verschachtelung», die im Gegensatz zu dem mehrfach verschachtelten Satz auch im heutigen Deutsch ziemlich oft vorkommt und durch Aufeinanderstoßen und Anhäufung der Hilfswörter, namentlich der Artikel und Präpositionen, charakterisiert wird:

...diese großen Herzen soweit sie von dem aus dem modernen Rom herüberblasenden Winde des Ruins bisher verschont blieben... (H. Mann) Aber Bieler hatte eine Art, mit der ewig mit irgend jemandem in Verdruß liegenden Familie fertig zu werden... (Gotsche)

Einige Gelehrte behaupten, daß die Tendenz zur Ausklammerung heute immer mächtiger wird und zu einem radikalen Umbau des deutschen Satzes führen wird. Gewöhnlich wird dieser Prozeß durch den Einfluß der Umgangssprache erklärt und als ein Ausdruck der Tendenz zur Auflockerung des deutschen Satzbaus betrachtet, die sich

auch im massenhaften Gebrauch der Parenthese und in der Verbreitung der zu keinem bestimmten Kasus passenden Substantivformen kundgibt. Doch wird dabei in der letzten Zeit nicht an völlige Abschaffung des Satzrahmens gedacht, sondern an den Sieg des unvollständigen Rahmens als einer Konstruktion, die dem vollständigen Satzrahmen gleichberechtigt ist (vgl. 312). Bei H. Eggers wird dieser Prozeß auch durch die inneren Prozesse gedeutet, die in der Literatursprache selbst (nämlich die Tendenz zur Reihung in der Gebrauchssprache) vor sich gehen.

Man muß aber in Erwägung ziehen, daß die mannigfaltigen Möglichkeiten der Ausrahmung in der deutschen Literatursprache schon längst nicht nur vorhanden waren, sondern auch ausgiebig verwendet wurden. Der wahlfreie Gebrauch der Rahmenkonstruktion hat sich keineswegs erst in allerjüngster Zeit oder seit dem Auftreten der naturalistischen Dichtung herausgebildet. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, und zwar aus einem Werk, das vor mehr als hundert Jahren erschienen ist:

Wenn der große Strom eingegangen ist in die große Stadt, bleibt er nicht lange so rein und schön, wie wir ihn draußen kennen zwischen Berg und Wald, Wiese und Ackerfeld. Was der Mensch ergreift zu seinem Gebrauch und Nutzen, dem drückt er nur allzu leicht den Stempel der Häßlichkeit, der Entweihung auf.

Da zwingt sich ein unheimlicher Seitenkanal ab vom Hauptarm und verliert sich in eine dunkle Gasse, gebildet von himmelhohen Gebäuden, engen Höfen, Pfählen, Füllplätzen, Färberstellen. (Raabe)

Ein vollständiger Sieg der Ausrahmung ist aber auch deswegen nicht denkbar, weil die Wurzeln des Satzrahmens eben in der Umgangssprache liegen, die bei kurzen Sätzen eine entschiedene Neigung zum Rahmen aufweist, was G. Möller selbst sehr anschaulich schildert: er nennt den Satzrahmen «eine Klippe für den Ausländer» (94—95).

Weiter ist zu erwähnen, daß weder die Parenthese noch der Gebrauch der kasusfremden Substantivformen, die ungefähr unserem «Monoflexiv» entsprechen (s. § 23), eine wirkliche Auflockerung des deutschen Satzes bedeuten. Was die Parenthese betrifft, so setzt sie in ihrer wichtigsten Form im Gegenteil eine feste Satzstruktur voraus, die imstande ist, mannigfaltige und lange Einschubstücke aufzunehmen, ohne ihre Geschlossenheit einzubüßen. Und dies ist eben eine Parallele zu dem Satzrahmen als einer entgegengesetzten Erscheinung. Und die kasusfremden Substantive sind ja, wie wir es in § 23 darzustellen versuchten, zum Teil Auswirkungen der Tendenz zur Monoflexion, also einer Tendenz, die vor allem der Festigung der Substantivgruppe diente.

Man muß zugeben, daß die Entwicklung des «Nominalsatzes» in der Schriftsprache, wie eben bemerkt wurde, wirklich in vielen Fällen den Satz sozusagen «neutral» vom Standpunkt der Rahmenkonstruktion aus macht, da in der Gebrauchsprosa aus semantischen Gründen oft das Präsens bevorzugt wird und die zusammengesetzten Zeitformen fehlen, die an der Bildung des Satzrahmens in erster Linie teilnehmen. Aber grundsätzlich wird dabei der Satzrahmen keineswegs aufgehoben.

Dort, wo strukturelle Vorbedingungen für seine Bildung (trennbare Vorsilben, die Fügung Modalverb + Infinitiv usw.) bestehen, wird der Satzrahmen auch in der modernsten Gebrauchsprosa oft angewendet.

So gelangen wir zum Schluß, daß weder in den Gattungen der Literatursprache, die der Umgangssprache besonders nah stehen, noch in den modernen Arten der Gebrauchsprosa die Stellung der Rahmenkonstruktion im wesentlichen erschüttert ist.

§ 68. Die erste Stelle im Satz

In Aussagesätzen, im selbständigen Satz und im Hauptsatz, beginnt die Rahmenkonstruktion von der zweiten Stelle im Satz an — vom Verbum finitum. Die erste Stelle steht außerhalb des Satzrahmens und kann von verschiedenen Satzgliedern besetzt werden. Freilich erscheint hier besonders oft das Subjekt. Bekanntlich werden die Sätze mit dem Subjekt an erster Stelle die Sätze mit «gerader Wortfolge» genannt, im Gegensatz zu Sätzen mit «invertierter» Wortfolge, in welchen das Subjekt nach dem Verb, an der dritten oder einer noch weiteren Stelle steht. Doch steht das Subjekt in vielen Fällen auch innerhalb des verbal-prädikativen Rahmens, der eben nicht nur die Gruppe des Verbs, sondern den ganzen Satz (außer der ersten Stelle) umschließt. In solchen Fällen nimmt die erste Stelle ein anderes Satzglied ein (vgl. 309, 62, 92; 206, 367—368; 382; 383; 387).

Es kommen allerdings auch Fälle vor, wo die erste Stelle im Satz nicht von einem, sondern von zwei oder sogar mehreren Gliedern besetzt wird. Aber es geht dann gewöhnlich um semantisch sehr nah zusammenhängende Komponenten, die letzten Endes doch eine gewisse Einheit bilden. Oder es handelt sich um stark betonte und sich zum Redebeginn drängende Satzglieder, die sogar mit Parenthesen verbunden werden können. Z. B.: *Lucidor des nächsten Abends (er hatte kaum die Türe angezogen, das Licht noch nicht niedergesetzt) rief aus... (Goethe)* (vgl. auch § 57).

Es gibt drei Hauptfaktoren, die die Versetzung irgendeines Satzgliedes an die erste Stelle veranlassen:

1. An der ersten Stelle steht das Satzglied, **von welchem aus der Satzinhalt sich zu entrollen beginnt,** sozusagen der natürliche Ausgangspunkt des Gedankens. Das Subjekt erscheint zum Teil eben deswegen so oft an der ersten Stelle, weil es, besonders in situationsfernen und kontextfreien Sätzen, in der Regel der Ausgangspunkt des Gedankens ist. Aber auch andere Satzglieder treten zuweilen an der esten Stelle auf, weil sie realerweise und deshalb vielleicht auch im Gedankengang der Ausgangspunkt des Satzvorgangs sind:

Aus dem niedrigen roten Ziegelhaus mit den vielen Fenstern kamen Stimmen, viele helle und tiefe... (Seghers)

2. An der ersten Stelle kann ein Satzglied stehen, **das den Zusammenhang mit dem vorhergehenden Redeabschnitt** (viel seltener mit der Situation) **verschafft.** Dieser Faktor, der mit dem vorhergenannten eng verbunden ist (gerade das Vorhergehende bildet im

Kontext gewöhnlich den Ausgangspunkt des Gedankes), spielt eine außerordentlich große Rolle. Eben um den Zusammenhang mit dem Kontext auszudrücken, erscheinen so oft an erster Stelle solche Halbkonjunktionen wie *dann, darauf* usw., auch die Pronomina in attributiver Verwendung, solche Adverbien wie *schließlich, endlich* usw.:

In der Gießerei fehlten nur zwei, Fritz Mengers war der eine. Am anderen Morgen erschien Mengers wieder in der Gießerei... (Bredel)

3. An der ersten Stelle kann ein Satzglied stehen, **das besonders hervorgehoben werden soll.** Je ungewöhnlicher diese Stellung für ein Satzglied ist, desto wirksamer wird seine Versetzung an diese Stelle. Das gilt z. B. für trennbare Vorsilben, infinite Verbalformen, zum Teil auch für das direkte Objekt:

Auffuhren *die robusten Gesellen in wilder Hast. (Weerth)* **Den Dank,** *Dame, begehr ich nicht. (Schiller)*

Auch bei den zweigliedrigen Existenzialsätzen hat die Versetzung des Subjekts, d. h. des Gliedes, dessen Existenz im Satz behauptet (oder verneint) wird, an die erste Stelle (statt des stellvertretenden *es*) seine Hervorhebung zur Folge:

Abend ist es hier oben noch nicht. (Seghers)

Dasselbe gilt für die Sätze vom Muster

Es spielt' ein Graf mit seiner Magd. (Volkslied)

In der Regel ist in diesen Sätzen das Verb hervorgehoben, da es tatsächlich, wegen der völligen semantischen Leere des *es*, den Ausgangspunkt bei der Aufrollung des Satzinhalts bildet. Auch bei der umgangssprachlichen Versetzung des finiten Verbs an die erste Stelle, ohne das stellvertretende *es,* wird das Verb hervorgehoben und verstärkt:

«Nehmen die dich nicht mit?» «Dürfen die gar nicht, die haben nachher Dienst!» (Seghers)

Aber sehr oft, wie wir schon zum Teil gesehen haben, entsteht eine Wechselwirkung zwischen diesen und anderen Faktoren.

Auch hier wird also der von uns schon so oft betonte Aspektreichtum der sprachlichen Erscheinungen offenbar, der auch von dem Grammatiker eine behutsame aspektmäßige Analyse der sprachlichen Tatsachen erfordert, freilich mit sorgfältiger Hervorhebung der wesentlichen grundlegenden Aspekte.

Anhang

Bathysmatisches Schema der Strukturierung von grammatischen Bedeutungen und Funktionen in der Redekette

Es soll hier die bereits in den § 2—3 umrissene partiturartige, bathysmatische Strukturierung der Redekette anhand eines kurzen und einfachen beigeordneten Elementarsatzes veranschaulicht werden.

Einen ähnlichen Versuch habe ich vor 25 Jahren in einem in russischer Sprache verfaßten Aufsatz veröffentlicht (7). Es wurde ein etwas komplizierterer Satz untersucht, aber das Schema war noch komplizierter und die Zahl der in ihm behandelten Bedeutungs- und Funktionslinien war geringer.

Die Vereinigung in einem Schema der Bedeutungen und Funktionen von grammatischen Formen ist durchaus berechtigt. Einerseits sind ja Funktionen nur Auswirkungen von grammatischen Bedeutungen, ihr «Effekt» (vgl. 290, 40). Andererseits dienen ja die Funktionen der Gestaltung von grammatischen Formen, indem sie den strukturellen Sinn der Gestaltungsformen bilden. In beiden Fällen sind sie an grammatische Formen unlöslich gebunden und erscheinen sozusagen als Existenzberechtigungen dieser Formen. Um Raum zu sparen, will ich weiter unten den Terminus Bedeutung zur Bezeichnung sowohl der Bedeutungen im wahren Sinne des Wortes als auch der Funktionen verwenden und dementsprechend nur von Bedeutungslinien (oder einfach Linien) des vorliegenden Schemas sprechen.

Die Zahl der «richtigen» grammatischen Bedeutungen ist also eine viel niedrigere, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Aber die Zahl der die einzelnen Wortformen überlagernden grammatischen Bedeutungen bleibt sehr hoch, ungefähr 8—15. Und das Schema im ganzen zeugt von außerordentlicher semantisch-syntaktischer Belastung der Redekette.

Als Basis, auf der jede Kolonne von grammatischen Bedeutungen ruht, wurde die Wortform gewählt und nicht das Morphem, weil die Flexionsendungen im Deutschen (besonders *-e, -en*) eine außerordentliche Polysemie aufweisen (s. § 3), so daß sie nur in Verbindung mit dem Grundmorphem ausdrucksfähig werden.

Ich bestehe gewiß nicht darauf, daß das im Schema vorgeschlagene System der Bedeutungslinien in der Redekette das einzig mögliche ist. Es fehlen auch im Exempelsatz viele syntaktische Komplikationen. Aber ich hoffe doch, die wesentlichsten Züge der bathysmatischen Struktur der Redekette wiedergegeben zu haben.

Als Hauptarten der grammatischen Bedeutungen erscheinen hier die konstanten und die variablen (indirekten und widerspiegelnden) (vgl. § 6, 20). Durch verschiedene Indices und Zeichen versuche ich im Schema die Faktoren anzugeben, die das Vorhandensein der betreffenden Bedeutung der betreffenden Wortform und die syntaktischen Verbindungen von Wortformen explizieren. Als indirekte Bedeutungen werden hier sowohl solche berücksichtigt, die als besondere Typen zu den Satzaspekten gehören, als auch der Lokal- und der Temporalbereich, in

dem sich die Handlung des Satzes abspielt (vgl. § 62), sowie gewisse syntaktische Beziehungen, die den einzelnen Satz mit dem Gesamttext oder seinen Teilen verbinden.

Die Erscheinung einer ambivalenten Form in der Redekette, d. h. einer solchen, die noch an und für sich syntaktisch nicht eindeutig ist, wird durch ein Fragezeichen vermerkt. Wenn der Status einer Wortform in irgendeiner ihrer Bedeutungslinien als nicht eindeutig zu bezeichnen ist, wird die vorgeschlagene Deutung mit einem Sternchen links oben versehen.

Selbstverständlich können nie alle Bedeutungslinien eine einzelne Wortform überlagern. Es gibt solche grammatische Bedeutungen, die z. B. entweder nur mit den Nomina oder nur mit den Verben verbunden werden. In diesem Sinne sind sie alternativ. Die Bedeutungslinien als solche könnte man zum Teil metaphorisch als grammatisch-semantisch-fuktionale Dimensionen der Redekette bezeichnen, oder als zweitrangige Dimensionen des grammatischen Systems im Gegensatz zu seinen erstrangigen Dimensionen — der paradigmatischen, syntagmatischen und bathysmatischen.

Der Zweck, den ich mit diesem meinem Schema verfolge, besteht darin, die reale Gestaltung der Satzsemantik in der Redekette wirksam zu veranschaulichen und auf diese Weise die bereits formulierten Thesen von der Überlagerung einiger grammatischer Bedeutungen durch die anderen, von den verschiedenartigen Projektionen, die die Wortformen ausstrahlen, dem Leser zugänglicher und glaubwürdiger zu machen.

Die Kausalität, die die Linie 21 des Schemas bildet, ist im weitesten Sinne des Wortes gefaßt, so daß zu ihr alle Arten der Bedingungen und des Bedingtseins gehören: die finale, konzessive, konditionale und konsekutive Semantik mit allen ihren Abzweigungen.

Der Elementarsatz, dessen System von grammatischen Bedeutungslinien durch das vorliegende Schema expliziert wird, ist einer Kindergeschichte von H. Fallada entnommen. Die Geschichte heißt ⟨Lieber Hoppelpoppel — wo bist du?⟩ (Im Bändchen mit dem gleichnamigen Titel, Reclam 7314, Lepzig.) Hier ist dieser Elementarsatz in seinem weiteren Kontext:

Es wurde Abend, und der kleine Junge mußte ins Bett. Er war müde und selig aufgeregt, aber als ihn die Mutter über die Bettleiter hob, sagte er: «Hoppelpoppel!»

Der Vater sagte ernst: «Hoppelpoppel! fährt mit der Puffbahn, Thomas. Hoppelpoppel kommt morgen.»

Das Kind sah seine Eltern fragend an, *erst sagte es nichts, als aber dann das Licht ausgemacht wurde, bat es wieder, dringend: «Hoppelpoppel!»*

Die Wortformen im Schema werden ihrer linearen Abfolge entsprechend durch arabische Ziffern bezeichnet. Wenn es sich um syntaktische Beziehungen handelt, die nichtkontakte Wortformen verbinden, so erscheint nach dem Pfeilchen, das die betreffenden Beziehungen bezeichnet, eine entsprechende Ziffer (oder Ziffern).

Und nun das Verzeichnis der im Schema verwendeten Indices und Zeichen:

1. Die Indices, die jene Faktoren bezeichnen, die den entsprechenden Status der Wortform explizieren:[1]

I — Intonation[2]
K — Kontext
M — Monoflexion
St — Satztyp
W — Wortstellung

Die Indices stehen in Klammern nach der Wortformbedeutung, die sie explizieren.

2. Die graphischen Zeichen, die die Art der grammatischen Bedeutungen und der Beziehungen zwischen den Wortformen fixieren, auch die Beziehungen der Bedeutungen des gegebenen Elementarsatzes zu denen der nachbarlichen Elementarsätze:

≻– – – –→ indirekte Bedeutungen, die die des voranstehenden Elementarsatzes fortsetzen und im nachstehenden Elementarsatz fortgesetzt werden

|– – – – –| indirekte Bedeutungen, die erst im gegebenen Elementarsatz eingeführt und/oder zu Ende gebracht werden

——— Zusammenhang zwischen den distanzierten, grammatisch und/ oder lexikal eng zusammengehörenden Formen

→ Kongruenz (der Pfeil zeigt die Richtung vom abhängigen Glied zum herrschenden an)

(→) Projektion von widerspiegelnden Bedeutungen (der Pfeil zeigt die Richtung von dem Glied an, dessen Bedeutung widergespiegelt wird, zu dem Glied, das die Bedeutung widerspiegelt)

⇒ ⇐ Projektionen der wechselseitigen obligatorischen Fügungspotenz, d. h. der wechselseitigen Durchdringung von Bedeutungen (s. § 13, 46)

? grammatische Ambivalenz einer Wortform bei ihrer Erscheinung im Satz, die durch Weiterentwicklung des Satzes aufgehoben wird. Auch jener Status einer Wortform, der sich unter Einwirkung starker Faktoren verändert.

* Fragwürdigkeit des angegebenen Status einer Wortform

Die Reihenfolge der Linien im Schema könnte gewiß auch auf andere Weise gestaltet werden, besonders im Bereich der Linien mit indirekter und widerspiegelnder Semantik (Funktion).

---

[1] Die morphologische Form des Wortes selbst wird hier als Faktor seiner Statusexplizierung nicht angeführt.

[2] Unter «Intonation» wird hier die Gesamtheit der grammatisch relevanten rhythmisch-melodischen Mittel verstanden, über die deutsche Sprache verfügt.

30 Kompositionsart	gespannter geradliniger Elementarsatz						
29 Redestimme	Autorenstimme						
28 Rolle im Text	Fortsetzung der Erzählung						
27 Topologischer Status	obligatorisch	alternativ (I, K)	obligatorisch (St)	obligatorisch	alternativ (I, K)	alternativ (I, K)	obligatorisch (I, K)
26 Beziehungen zu den umgebenden Elementarsätzen	beigeordneter Elementarsatz						
25 Kommunikativer Wichtigkeitsgrad	–	–	–	–	–	* das wichtigste (K, I, W)	
24 Thema-Rhema-Gliederung	Thema (W, K)		Rhema (W, K)				
23 Emotionalität	innere Unruhe (K, I)						
22 Kommunikative Aufgabe	Aussagesatz (W, I)						
21 Kausalität	bedingt durch Vorhergeschehenes (K)						
20 Gradualität	–	–	–	–	–	* Positiv	
19 Affirmativität	affirmativ						
18 Modalität	–	–	Indikativ	–	–	–	–
17 Genus	–	–	Aktiv	–	–	Aktiv	–

14 Person	3. Person	3. Person potential	3. Person	3. Person	3. Person potential	—	—
13 Nominierung/Ersatz	? Hilfswort	nominiert	nominiert	Ersatz	nominiert	nominiert	nominiert
12 Grammatisches Geschlecht	Neutrum	Neutrum	—	Plural aller Geschlechter	Pluralia tantum	—	—
11 Zahl	Singular →	Singular (←) (→)	Singular ←	Plural →	Plural (←)		
10 Kasus	? Nominativ (W, K) →	? Nominativ (←) (W, K)	—	Akkusativ (W, K) →	Akkusativ (←) (W, K)	—	—
9 Bestimmtheit	? bestimmt (W, K) →	? bestimmt (←) (W, K)	—	bestimmt (K) →	bestimmt (←) (K)	—	—
8 Verallgemeinerungsgrad	? individualisierend (K) →	? individualisierend (K) (←)	einmalig (K)	individualisierend	individualisierend (K)	einmalig (K)	einmalig
7 Temporalbereich	≻ - - - - - - fiktionale Vergangenheit - - - - - - →						
6 Lokalbereich	≻ - - - - - - statisches Fortbestehen im bereits angedeuteten Raum - - - - - - →						
5 Fügungspotenz	— ? obligatorisch	(—) alternativ wechselseitig	—6 fakultativ wechselseitig 5,7	— obligatorisch	(—) alternativ wechselseitig 3	obligatorisch 3 —	wechselseitig
4 Semantische Füllung	? individualisierend, bestimmt (K)	Gattungsname Lebewesen (Mensch)	innere Handlung	Zugehörigkeit	Gattungsname Lebewesen (Mensch)	innere Handlung (metaphorisch) als Begleitprozeß	Präzisierung der inneren Handlung
3 Redeteile	? Artikel (I)	Substantiv	finite Verbalform	Possessivpronomen	Substantiv	Partizip I	trennbare Vorsilbe
2 Satzglieder	? Hilfskomponente des Subjekts (I, W)	Subjekt (W, K) ⇒	verbaler Teil des erweiterten Prädikats ⇐ ⇒ 5,7	Attribut →	Objekt-nominaler Teil des erweiterten Prädikats 3 ⇐	prädikatives Attribut 3 ←	distanzierter Teil des prädikativen Verbs 3 ⇐

Literaturverzeichnis

Bei Literaturhinweisen wird in der Regel die Reihennummer des betreffenden Werks in dem nachfolgenden Verzeichnis angegeben und nach einem Komma die Seitennummer. Römische Ziffern bezeichnen den Band. Wenn keine Mißverständnisse zu befürchten sind, wird beim Hinweis zuweilen der Name des Verfassers in Klammern gesetzt und falls der Verfasser im vorhergehenden Kontext genannt wurde, einfach die Seitennummer.

DW bezeichnet das Grimm'sche «Deutsche Wörterbuch», DSB die dritte Auflage des vorliegenden Buches (Leningrad 1972).

1. *Абрамов Б. А.* Типология элементарного предложения о современном немецком языке. М., 1972.

2. *Адмони В. Г.* Введение в синтаксис современного немецкого языка. М., 1955.

3. *Адмони В. Г.* Исторический синтаксис немецкого языка. М., 1963.

4. *Адмони В. Г.* Монофлексия.— В сб.: Историко-типологическая морфология германских языков. Именные формы глагола. Наречие. Монофлексия. М., 1978.

5. *Адмони В. Г.* Опыт классификации грамматических теорий в современном языкознании.— Вопросы языкознания, 1971, № 1.

6. *Адмони В. Г.* Основы теории грамматики. М.—Л., 1964.

7. *Адмони В. Г.* Партитурное строение речевой цепи и система грамматических значений.— Филологические науки, 1961, № 3.

8. *Адмони В. Г.* Пути развития грамматического строя в немецком языке. М., 1973.

9. *Адмони В. Г.* Развитие структуры предложения в период формирования немецкого национального языка. Л., 1966.

10. *Адмони В. Г.* Синтаксис современного немецкого языка. Л., 1973.

11. *Адмони В. Г.* Структура предложения.— В сб.: Вопросы немецкой грамматики в историческом освещении. Л., 1935.

12. *Адмони В. Г.* Структурный каркас элементарного предложения в современных германских языках.— В сб.: Структурно-типологическое описание современных германских языков. М., 1966.

13. *Адмони В. Г., Сильман Т. И.* Формы и градации охвата действительности структурой предложения, как проблема стиля.— В сб.: Проблемы сравнительной филологии. М.—Л., 1964.

14. *Арутюнова Н. Д.* О номинативном аспекте предложения.— Вопросы языкознания, 1971, № 6.

15. *Арутюнова Н. Д.* Предложение и его смысл. Автореф. докт. дис. М., 1975.

16. *Балин Б. М.* Немецкий аспектологический конспект в сопоставлении с английским. Калинин, 1969.

17. *Балли Ш.* Общая лингвистика и вопросы французского языка. (Русск. пер.) М., 1955.

18. *Богородицкий В. А.* Общий курс русской грамматики. 5-е изд. М.—Л., 1935.
19. *Бондарко А. В.* Вид и время русского глагола. М., 1971.
20. *Бондарко А. В.* Принципы функциональной грамматики. Вопросы аспектологии. Л., 1983.
21. *Булах Н. А.* Средства отрицания в немецком литературном языке. Ярославль, 1962.
22. *Вандриес Ж.* Язык. (Русск. пер.) М., 1937.
23. *Виноградов В. В.* Русский язык. М.—Л., 1947.
24. *Гаврилова В. В.* Присоединительные конструкции и их стилистическое использование в произведениях современной немецкой художественной литературы. Автореф. канд. дис. Л., 1969.
25. *Гак В. Г.* О семантическом инварианте предложения.— В сб.: Проблемы синтаксической семантики. М., 1976.
26. *Гальперин И. Р.* Текст как объект лингвистического исследования. М., 1981.
27. *Гулыга Е. В.* Теория сложноподчиненного предложения в современном немецком языке. М., 1971.
28. *Гулыга Е. В., Натанзон М. Д.* Грамматика немецкого языка. М., 1957.
29. *Гулыга Е. В., Розен Е. В.* Новое и старое в лексике и грамматике немецкого языка. Л., 1977.
30. *Гулыга Е. В., Шендельс Е. И.* Грамматико-лексические поля в современном немецком языке. М., 1969.
31. *Гухман М. М.* К вопросу о развитии анализа в индоевропейских языках.— В сб.: Ученые записки I МГПИИЯ. М., 1940, т. II.
32. *Гухман М. М.* Лингвистическая теория Л. Вейсгербера.— В сб.: Вопросы теории языка в современном зарубежном языкознании. М., 1961.
33. *Гухман М. М.* Развитие залоговых противопоставлений в германских языках. М., 1964.
34. *Гюббенет А. А.* Развитие слова es.— В сб.: Ученые записки I ЛГПИИЯ. Л., 1940, т. I.
35. *Денисова И. К.* Стилистическое использование обособления в современной немецкой прозе. Автореф. канд. дис. Л., 1967.
36. *Десницкая А. В.* Словосложение.— В сб.: Вопросы немецкой грамматики в историческом освещении. Л., 1935.
37. *Жилин И. М.* Синтаксическая компрессия в новых германских языках.— Иностр. языки в школе, 1971, № 5.
38. *Жирмунский В. М.* История немецкого языка. 5-е изд. М., 1965.
39. *Жирмунский В. М.* Немецкая диалектология. М.—Л., 1956.
40. *Зеленецкий А. Л., Монахов П. Ф.* Сравнительная типология немецкого и русского языков. М., 1983.
41. *Зиндер Л. Р.* Общая фонетика. Л., 1960.
42. *Зиндер Л. Р., Строева Т. В.* Современный немецкий язык. Теоретический курс. 3-е изд. М., 1957.
43. *Иванов В. И.* Размеры предложения и абзаца и их соотношение в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. Л., 1971.
44. *Иноземцев Л. Н.* Емкость группы существительного в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. Л., 1965.
45. *Иофик Л. Л.* Сложное предложение в новоанглийском языке. Л., 1968.
46. *Карпов К. Б.* Интонация простого повествовательного предложения в немецком

языке (на материале предложений с рамочной конструкцией при прямом порядке слов). Автореф. канд. дис. М., 1952.

47. *Козинская Н. П.* К вопросу о категории состояния в немецком языке. Автореф. канд. дис. Л., 1969.

48. *Косилова М. Ф.* Основные недвусоставные конструкции в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. М., 1963.

49. *Кравченко М. Г.* Членение простого повествовательного предложения в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. Л., 1953.

50. *Кравченко М. Г., Строева Т. В.* К вопросу о слове и словосочетании.— Вопросы языкознания, 1962, № 2.

51. *Крушельницкая К. Г.* К вопросу о смысловом членении предложения.— Вопросы языкознания, 1956, № 5.

52. *Крушельницкая К. Г.* Очерки по сопоставительной грамматике немецкого и русского языков. М., 1961.

53. *Кубрякова Е. С., Макаев Э. А.* Отличительные черты морфонологии германских языков с историко-типологической точки зрения.— В сб.: Историко-типологические исследования морфологического строя германских языков. М., 1972.

54. *Маслов Ю. С.* Очерки по аспектологии. Л., 1984.

55. *Москальская О. И.* Грамматика немецкого языка. Теоретический курс. Морфология. М., 1956.

56. *Москальская О. И.* Грамматика текста. М., 1981.

57. *Москальская О. И.* Проблемы системной организации синтаксиса. М., 1974.

58. *Недялков В. П.* Каузативные конструкции в немецком языке. Аналитический каузатив. Л., 1971.

59. *Норк О. А., Адамова Н. Ф.* Фонетика современного немецкого языка. М., 1976.

60. *Озеров Г. В.* Поле пассивности в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. М., 1971.

61. *Откупщикова М. И.* Синтаксис связного текста. Л., 1982.

62. *Павлов В. М.* Развитие определительного сложного существительного в немецком языке. – Ученые записки ЛГПИ им. А. И. Герцена. Л., 1958, т. 190, ч. 2.

63. *Пешковский А. М.* Русский синтаксис в научном освещении. 7-е изд. М., 1956.

64. *Поспелов Н. С.* Сложное синтаксическое целое и основные особенности его структуры.— В сб.: Доклады и сообщения Института русского языка. М.—Л., 1948, вып. 2.

65. *Потебня А. А.* Из записок по русской грамматике. 3-е изд. М., 1958, т. I—II.

66. *Пропп В. Я.* Проблема артикля в современном немецком языке.— В сб.: Памяти академика Л. В. Щербы. Л., 1951.

67. *Пумпянский А. Л.* Информационная роль порядка слов в научной и технической литературе. М., 1974.

68. *Распопов И. П.* Актуальное членение предложения. Уфа, 1961.

69. *Ревзин И. И.* К вопросу о способе формулировки правил употребления артикля в современном немецком языке.— Иностр. языки в школе, 1968, № 5.

70. *Реферовская Е. А.* Лингвистические исследования структуры текста. Л., 1983.

71. Русская грамматика. Л., 1980, т. I—II.

72. *Сильман Т. И.* Заметки о лирике. Л., 1977.

73. *Сильман Т. И.* К проблеме словообразования глаголов в немецком языке.— В сб.: Ученые записки II ЛГПИИЯ. Л., 1956, т. I.

74. *Сильман Т. И.* Проблемы синтаксической стилистики. Л., 1967.

75. *Сильман Т. И.* Структура абзаца в художественной прозе (немецкие романтики

и Гейне).— Иностр. языки в школе, 1968, № 4.

76. *Сильман Т. И.* Эволюция повествовательного стиля Т. Манна.— В сб.: Языковой стиль Томаса Манна. Л., 1973, ч. II.

77. *Соссюр Ф. де.* Труды по языкознанию. М., 1977.

78. *Степанова М. Д.* Методы синхронного анализа лексики. М., 1968.

79. *Степанова М. Д.* Словообразование современного немецкого языка. М., 1953.

80. *Строева Т. В., Зиндер Л. Р.* Грамматическая категория соотнесенности имени существительного в немецком языке.— В сб.: Проблемы языкознания. Л., 1961.

81. *Суздальская Л. П.* Развитие структуры предложения со значением состояния в немецком языке (на базе транзитивной конструкции haben + существительное). Автореф. канд. дис. Л., 1969.

82. *Сепир Э.* Язык (Русск. пер.). М.—Л., 1934.

83. *Сусов И. П.* Семантическая структура предложения. Тула, 1973.

84. Типология результативных конструкций. Л., 1983.

85. *Толкачев А. Д.* Элементарные структуры многозвенного предложения.— В сб.: Ученые записки I МГПИИЯ. М., 1964, т. 31.

86. *Федоров А. В., Кузнецова Н. Н., Морозова Е. Н., Цыганова И. А.* Немецко-русские языковые параллели. М., 1961.

87. *Филичева Н. И.* О словосочетаниях в современном немецком языке. М., 1969.

88. *Филичева Н. И.* Синтаксические поля. М., 1972.

89. *Шахматов А. А.* Синтаксис русского языка. 3-е изд. М., 1974.

90. *Шведова Н. Ю.* Очерки по синтаксису русского разговорного языка. М., 1960.

91. *Шведова Н. Ю.* Парадигматика простого предложения в современном русском языке (опыт типологии).— В сб.: Русский язык. Грамматические исследования. М., 1967.

92. *Шендельс Е. И.* Грамматика немецкого языка. 2-е изд. М., 1954.

93. *Шендельс Е. И.* Многозначность и синонимия в грамматике. М., 1970.

94. *Шубик С. А.* Размер предложения в немецкой художественной литературе.— В сб.: Сборник статей по методике преподавания иностранных языков и филологии. Л., 1969.

95. *Щерба Л. В.* О частях речи в русском языке.— В сб.: Русская речь. Л., 1928, вып. 2.

96. *Щерба Л. В.* Фонетика французского языка. 4-е изд. М., 1953.

97. *Ямшанова В. А.* Синтаксическая функция инструментальности в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. Л., 1979.

98. *Ярв Л. Н.* Проблема сочетаемости существительного с зависимыми словами в современном немецком языке. Автореф. канд. дис. Л., 1967.

99. *Ярнатовская В. Е.* Взаимодействие морфологических категорий и лексико-стилистическая характеристика существительных в немецком языке. Автореф. докт. дис. Л., 1970.

100. *Ярцева В. Н.* Пределы развертывания синтаксических структур в связи с объемом информации.— В сб.: Инвариантные синтаксические значения и структура предложения. М., 1969.

101. *Ярцева В. Н.* Предложение и словосочетание.— В сб.: Вопросы грамматического строя. М., 1955.

102. *Adelung J. C.* Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache. Leipzig, 1782, Bd. I—II.

103. *Admoni W.* Der Bedeutungsgehalt der grammatischen Formen im Sprachunterricht.— In: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Düsseldorf, 1975.

104. *Admoni W.* Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Ende des 18. Jhs.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle, 1968, Bd. 89.

105. *Admoni W.* Die Satzmodelle und die logisch-grammatischen Typen des Satzes.— In: Deutsch als Fremdsprache, 1974, H. 1.

106. *Admoni W.* Die umstrittenen Gebilde der deutschen Sprache von heute, I—II.— In: Muttersprache, 1962, H. 6.

107. *Admoni W.* Die umstrittenen Gebilde der deutschen Sprache von heute, III.— In: Muttersprache, 1964, H. 11.

108. *Admoni W.* Die Verwendung der grammatischen Formen in den Fachsprachen und Gemeinsprache.— In: Fachsprachen und Gemeinsprache. Düsseldorf, 1979.

109. *Admoni W.* Es handelt sich um *es*. Zur gegenwärtigen Lage in der Grammatiktheorie.— In: Wirkendes Wort, 1976, H. 4.

110. *Admoni W.* Grammatik bleibt Grammatik.— In: Linguistische Studien, 63. Berlin, 1979.

111. *Admoni W.* Satzbaupläne im Deutschen.— In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Sonderheft, 1977.

112. *Admoni W.* Über die Wortstellung im Deutschen.— In: Zwei Welten. Moskau, 1934, H. 6.

113. *Admoni W.* Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des nhd. Satzgefüges. Berlin, 1980.

114. *Admoni W., Silman T.* Wandlungsmöglichkeiten der Erzählweise Th. Manns.— In: Betrachtungen und Überblicke. Zum Werk Th. Manns. Berlin u. Weimar, 1966.

115. *Altmann H.* Gradpartikel-Probleme. Tübingen, 1978.

116. *Andersson S. G.* Aktionalität im Deutschen, I—II. Stockholm, 1973—1978.

117. *Andresen K. G.* Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 8. Aufl. Leipzig, 1898.

118. *Antonsen E. H.* Zur schwachen «Flexion» im Deutschen.— In: Linguistische Studien, III. Düsseldorf, 1973.

119. *Appel E.* Vom Fehlen des Genitiv-s. München, 1941.

120. *Arens H.* Verborgene Ordnung. Die Beziehungen zwischen Satzlänge und Wortlänge in deutscher Erzählprosa vom Barock bis heute. Düsseldorf, 1965.

121. *Augst G.* Über den Umlaut bei der Steigerung.— In: Wirkendes Wort, 1971, H. 6.

122. *Ballweg J.* SE mit fakultativem Korrelat.— In: H. Schumacher (Hsg.) Untersuchungen zur Verbvalenz. Tübingen, 1976.

123. *Ballweg-Schramm A.* Korrelat und Satzgliedstellung.— In: H. Schumacher (Hsg.). Untersuchungen zur Verbvalenz. Tübingen, 1976.

124. *Bartsch R.* Adverbialsemantik. Frankfurt am Main, 1972.

125. *Bartsch W.* Über ein System der Verbform.— In: Wirkendes Wort. Düsseldorf, 1969, Beiheft 20.

126. *Baumann H.-H.* Besprechung des Buches von R. Harweg «Pronomina und Textkonstitution».— In: Lingua, 1969, H. 3.

127. *Baumgärtner K., Wunderlich D.* Ansatz zu einer Semantik des deutschen Tempussystems.—In: Wirkendes Wort. Düsseldorf 1969, Beiheft 20.

128. *Bausch K.-H.* Zum Status der Vollverben im Konjunktivparadigma.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch, 2. Düsseldorf, 1975.

129. *Bech G.* Studien über das deutsche Verbum infinitum. Köbenhavn, 1955—1957, Bd. 1—2.

130. *Bech G.* Zur Morphologie der deutschen Substantive.— In: Lingua, 1963.
131. *Becker K. F.* Organismus der deutschen Sprache. Frankfurt (am Main), 1827.
132. *Behaghel O.* Deutsche Syntax. Heidelberg, 1923—1932, Bd. I—IV.
133. *Behaghel O.* Die Herstellung der syntaktischen Ruhelage im Deutschen.— In: Indogermanische Forschungen. 1903, Bd. XIV.
134. *Beier R.* Zur Syntax in Fachtexten.— In: Fachsprachen und Gemeinsprache. Düsseldorf, 1979.
135. Beneš E. Das deutsche Passiv im Vergleich mit dem Tschechischen.— In: Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf, 1970.
136. *Beneš E.* Die Ausklammerung im Deutschen als grammatische Norm und als stilistischer Effekt.— In: Muttersprache, 1968, H. 10.
137. *Beneš E.* Präpositionswertige Präpositionalwendungen.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch, I. Düsseldorf, 1974.
138. *Beneš E.* Verbstellung im Deutschen, von der Mitteilungsperspektive her betrachtet.— In: Muttersprache, 1964, H. 1.
139. *Beugel G.* Zur Syntax der Schlagzeile.— In: Neue Beiträge zur deutschen Grammatik. Hugo Moser zum 60. Geburtstag gewidmet. Duden-Beiträge, 37. Mannheim, 1969.
140. *Biere E. U.* Ergänzungen und Angaben.— In: H. Schumacher (Hsg.). Untersuchungen zur Verbvalenz. Tübingen, 1976.
141. *Blatz F.* Neuhochdeutsche Grammatik. 3. Aufl. Karlsruhe, 1895—1896, Bd. I—II.
142. *Bondzio W.* Das Wesen der Valenz und ihre Stellung im Rahmen der Satzstruktur.— In: Wiss. Zeitschr. der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 18, 1969.
143. *Boon P.* Obliquatätskonjunktiv oder Konjunktiv der indirekten Rede.— In: Indogermanische Forschungen, 1978, Bd. 83.
144. *Boost K.* Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes. Der Satz als Spannungsfeld. Berlin, 1955.
145. *Braun P.* Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Stuttgart — Berlin — Köln — Mainz, 1979.
146. *Brinker K.* Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. München und Düsseldorf, 1971.
147. *Brinker K.* Zur Funktion der Fügung sein + zu + Infinitiv in der deutschen Gegenwartssprache.— In: Neue Beiträge zur deutschen Grammatik. Hugo Moser zum 60. Geburtstag gewidmet. Duden-Beiträge, 37. Mannheim, 1969.
148. Brinkmann H. Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf, 1962.
149. *Brinkmann H.* Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. 2. Aufl. Düsseldorf, 1971.
150. *Brinkmann H.* Die «haben»-Perspektive im Deutschen.— In: Sprache — Schlüssel der Welt. Düsseldorf, 1959.
151. *Brinkmann H.* Die Zusammensetzung im Deutschen.— In: Sprachform, 1957, H. 3—4.
152. *Brinkmann H.* Reduktion in gesprochener und geschriebener Sprache.— In: Gespochene Sprache. Düsseldorf, 1974.
153. *Brons-Albert R.* Die Bezeichnung von Zukünftigem in der gesprochenen deutschen Standartsprache. Tübingen, 1982.
154. *Brünner G., Redder A.* Studien zur Verwendung von Modalverben. Tübingen, 1983.

155. *Brunot F.* La pensée et la langue. 3. Aufl. Paris, 1936.
156. *Bublitz W.* Ausdrucksweisen der Sprecheinstellung im Deutschen und Englischen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Pragmatik der deutschen Modalpartikeln und Vergewisserungsfragen und ihrer englischen Entsprechungen. Tübingen, 1978.
157. *Bühler K.* Sprachtheorie. Jena, 1934.
158. *Bungarten Th.* Partizipialkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache. Düsseldorf, 1976.
159. *Charitonova I. J.* Theoretische Grammatik der deutschen Sprache. Syntax. Kiew, 1976.
160. *Coseriu E.* Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik.— In: Sprache der Gegenwart. Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf, 1970, Bd. VIII.
161. *Curme G. C.* A Grammar of the German Language. Revised and enlarged. New York, 1922.
162. *Dal I.* Kurze deutsche Syntax. 3. Aufl. Tübingen, 1966.
163. *Dal I.* Über Kongruenz und Rektion im Deutschen.— In: Festschrift für Hugo Moser. Düsseldorf, 1969.
164. *Dam J.* Eine Apologie der traditionellen Grammatik.— In: Linguistische Studien, I. Düsseldorf, 1973.
165. *Dam J.* Fünfzig Jahre Deutschunterricht. Beobachtungen zum Sprachwandel.— In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Düsseldorf, 1968.
166. *Daniels K.* Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Düsseldorf, 1963.
167. *Delbrück B.* Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre. Berlin und Leipzig, 1920.
168. Der Begriff *Tempus* — eine Ansichtssache? — In: Wirkendes Wort. Düsseldorf, 1969, Beiheft 20.
169. Die Partikeln der deutschen Sprache, hsg. v. H. Weydt. Berlin — New York, 1979.
170. *Dittman J.* Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. München, 1974.
171. *Drach E.* Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt/Main, 1937.
172. *Droop H. G.* Das präpositionale Attribut. Tübingen, 1977.
173. Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, hsg. v. P. Grebe. 3. Aufl. Mannheim, 1973.
174. DW — Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm. Leipzig, 1854—1960, Bd. 1—16.
175. *Eggers H.* Beobachtungen zum «präpositionalen Attribut» in der deutschen Sprache der Gegenwart.— In: Wirkendes Wort, 1957—1958, H. 5.
176. *Eggers H.* Derer oder Derem? Zur Normenproblematik im Deutschen.— In: Moderna språk, 1980, H. 2.
177. *Eggers H.* Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. München, 1973.
178. *Eggers H.* Wandlungen im deutschen Satzbau.— In: Der Deutschunterricht, 1961, H. 5.
179. *Eggers H.* Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart.— In: Studium Generale, 1962, H. 1.
180. Elektronische Syntaxanalyse. Ein Bericht von H. Eggers und Mitarbeitern. Tübingen, 1969.

181. *Engel U.* Regeln zur Wortstellung.— In: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache. Mannheim·1970, Bd. 5.

182. *Engel U.* Satzbaupläne in der Alltagssprache.— In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Düsseldorf, 1967.

183. *Engel U.* Syntaktische Besonderheiten der deutschen Alltagssprache.— In: Gesprochene Sprache. Düsseldorf, 1974.

184. *Engel U.* Syntax der deutschen Gegenwartssprache. Berlin, 1977.

185. *Engel U., Schumacher H.*— Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. Tübingen, 1978.

186. *Engelen B.* Der Relativsatz.— In: Neue Beiträge zur deutschen Grammatik. Duden-Beiträge 37. Mannheim, 1969.

187. *Engelen B.* Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. München 1975, Teil I—II.

188. *Engström-Persson G.* Das Konjunktiv im Deutschen um 1800. Uppsala, 1979.

189. *Erben J.* Abriß der deutschen Grammatik. 11. Aufl. München, 1972.

190. *Erben J.* Deutsche Grammatik. Ein Leitfaden. Frankfurt/Main, 1968.

191. *Erben J.* Deutsche Syntax. Eine Einführung. Bern, 1984.

192. *Erben J.* Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin, 1975.

193. *Erben J.* Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers. Berlin, 1954.

194. *Erben J.* Über Nutzen und Nachteil der Ungenauigkeit des heutigen Deutsch.— In: Duden-Beiträge 31, Mannheim, 1970.

195. *Erdmann O., Mensing O.* Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Stuttgart, 1886—1898, Abt. I--II.

196. *Essen O.* Grundzüge der deutschen Satzintonation. Düsseldorf, 1956.

197. *Fillipovič N.* Die Partizipialkonstruktion in der dichterischen Prosa von heute. Tübingen, 1976.

198. *Finck F.* Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Marburg, 1899.

199. *Flämig W.* Bedeutungsstrukturen im Bereich der Temporalität und Modalität.— In: Actes du X[e] Congrès international aux linguistes, II. Bucarest, 1970.

200. *Flämig W.* Grundformen der Gliedfolge im deutschen Satz und ihre sprachlichen Funktionen.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle, 1960, Bd. 86.

201. *Flämig W.* Untersuchungen zum Finalsatz im Deutschen. Berlin, 1964.

202. *Flämig W.* Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Berlin, 1962.

203. *Fleischer W.* Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. 3. Aufl. Leipzig, 1974.

204. *Flury R.* Struktur- und Bedeutungsgeschichte des Adjektivsuffixes *-bar*. Winterthur, 1964.

205. *Fourquet J.* Prolegomena zu einer deutschen Grammatik.— In: Sprache der Gegenwart. Düsseldorf, 1970, Bd 7.

206. *Fourquet J.* Zur neuhochdeutschen Wortstellung.— In: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 1962.

207. *Fourquet J.* Zum Gebrauch des deutschen Konjunktivs.— In: Linguistische Studien, 4. Düsseldorf, 1973.

208. *Fries Ch.* The Structure of English. An Introduction to the Construction of English Sentence. New York, 1952.

209. *Gasser H.* Wortart oder Lexemklassen oder...? Zu Fragen grammatischer Begriffsbildung.— In: Deutsche Sprache, 1984, H. 1.

210. *Gasser H.* Zur Pronominalisierung im heutigen Deutsch.— In: Linguistische Probleme der Textanalyse. Düsseldorf, 1975.

211. *Gelhaus H.* Das Futur in ausgewählten Texten der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. Studien zum Tempussystem. München, 1975.

212. *Gelhaus H.* Der modale Infinitiv. Tübingen, 1977.

213. *Gelhaus H.* Untersuchungen zur Consecutio temporum im Deutschen.— In: Studien zum Tempusgebrauch im Deutschen. Mannheim, 1974.

214. *Glinz H.* Der deutsche Satz. Wortarten und Satzglieder, wissenschaftlich gefaßt und dichterisch gedeutet. Düsseldorf, 1957.

215. *Glinz H.* Die innere Form des Deutschen. Bern, 1952.

216. *Glinz H.* Grundzüge der deutschen Grammatik. Berlin, 1981.

217. *Glušak T. S.* Funktionalstilistik des Deutschen. Minsk, 1981.

218. *Gottschalk G. H.* Verb Groups: a Study in nhd. Syntax.— In: Lingua, 1969.

219. *Götze L.* Grundstrukturen und Satzbaupläne im Unterricht.— In: H. Schumacher (Hsg.). Untersuchungen zur Verbvalenz. Tübingen, 1976.

220. *Grebe P.* Der semantisch-syntaktische Hof unserer Wörter.— In: Wirkendes Wort, 1966, H. 6.

221. *Grečko V. K.* Das deutsche Passiv und seine Synonyme in der Sprache der Wissenschaft.— In: Deutsch als Fremdsprache, 1980, H. 5.

222. *Grewendorf G.* Reflexivierungsregeln im Deutschen.— In: Deutsche Sprache, 1984, H. 1.

223. *Große R.* Die deutschen Modalverben in der neueren Forschung.— In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden, 1969, H. 2.

224. *Große R.* Entwicklungstendenzen in der deutschen Sprache der Gegenwart.— In: Deutsch als Fremdsprache, 1964, H. 1—2.

225. *Große S.* Mitteilungen ohne Verb.— In: Festgabe für Friedrich Maurer. Düsseldorf, 1968.

226. Grundzüge der deutschen Grammatik. Berlin, 1981.

227. *Guchman M.* Über die verbalen analytischen Formen im modernen Deutsch.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle, 1961, Bd. 82.

228. *Gülich E., Raible W.* Textsortenprobleme.— In: Linguistische Probleme der Textanalyse. Düsseldorf, 1975.

229. *Hamburger K.* Die Logik der Dichtung. 2. Aufl. Stuttgart, 1968.

230. *Hartmann P.* Die Sprache als linguistisches Problem.— In: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. Kleine Vandenhoeck-Reihe 232/233/234. Göttingen, 1966.

231. *Hartung W.* Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen. Berlin, 1964.

232. *Harweg R.* Pronomina und Textkonstitution. München, 1968.

233. Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Wörterbuch sprachlicher Zweifelsfälle.— Der Große Duden. Mannheim, 1963, Bd. 9.

234. *Hauser-Suida U., Hoppe-Beugel G.* Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. München — Düsseldorf, 1972.

235. *Havers W.* Handbuch der erklärenden Syntax. Heidelberg, 1931.

236. *Heinrichs H. M.* Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen. Gießen, 1954.

237. *Hempel H.* Wortklassen und Bedeutungsweisen.— In: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 1962.

238. *Henkel H.* Zur Konjugation im Deutschen.— In: Linguistische Studien, III. Düsseldorf, 1973, T. I.

239. *Heringer H. J.* Die Opposition von «kommen» und «bringen» als Funktionsverben. Düsseldorf, 1968.

240. *Heringer H. J.* Präpositionale Ergänzungen im Deutschen.— In: Zeitschrift für deutsche Philologie, 1968, H. 3.

241. *Hermodsson L.* Die Deklinationsarten der deutschen Substantive.— In: Moderna språk, 1968, S. 144—155.

242. *Hermodsson L.* Semantische Strukturen der Satzgefüge im kausalen und konditionalen Bereich. Uppsala, 1978.

243. *Hermodsson L.* Warum nicht einfach, obwohl es auch kompliziert geht.— In: Moderna språk, 1969, S. 136—139.

244. *Herrlitz W.* Funktionsverbgefüge vom Typ «In Erfahrung bringen». Tübingen, 1973.

245. *Heyse J. C. A.* Deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl., vollständig umgearbeitet von O. Lyon. Hannover und Leipzig, 1900.

246. *Hoberg U.* Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. München, 1981.

247. *Hoffmeister W.* Studien zur erlebten Rede bei Th. Mann u. R. Musil. London — The Hague — Paris, 1965.

248. *Hofrichter W.* Zu Problemen der Abkürzungen in der deutschen Gegenwartssprache. Berlin, 1977.

249. *Höhle T. N.* Lexikalistische Syntax: Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitkonstruktionen im Deutschen. Tübingen, 1978.

250. *Holmlander I.* Zur Distribution und Leistung des Pronominaladverbs. Uppsala, 1979.

251. *Hoppe A.* Inhalts- und Ausdrucksformen der deutschen Sprache. Frankfurt/Main, 1955.

252. *Hotzenköcherle R.* Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Nhd.— In: Wirkendes Wort, 1962, H. 6.

253. *Inghult G.* Die semantische Struktur desubstantivischer Bildungen auf *-mäßig*. Stockholm, 1975.

254. *Isenberg H.* Texttheorie und Gegenstand der Grammatik. Berlin, 1974.

255. *Jäger S.* Beharrungstendenzen in der Schriftsprache.— In: Neue Beiträge zur deutschen Grammatik. Hugo Moser zum 60. Geburtstag gewidmet. Duden-Beiträge 37. Mannheim, 1969.

256. *Jäger S.* Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. München — Düsseldorf, 1971.

257. *Jäger S.* Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs.— In: Sprache der Gegenwart. Düsseldorf, 1970, Bd. 7.

258. *Jellinek N. H.* Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Heidelberg, 1913—1914, Bd. I--II.

259. *Jörgensen P.* Zur Darstellung der deutschen Substantivflexion.— In: Moderna språk, 1969, S. 126—136.

260. *Jung W.* Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig, 1966.

261. *Jung W.* Kleine Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig, 1954.

262. *Kaiser S.* Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz. Wortbildung und Satzbildung. Duden-Beiträge 30b. Mannheim, 1970, Bd. 2.

263. *Kaufmann G.* Das konjunktivische Bedingungsgefüge im heutigen Deutsch.—

In: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, 12. Mannheim, 1972.
264. *Kaufmann G.* Die indirekte Rede und mit ihr konkurrierende Formen der Redeerwähnung. München, 1976.
265. Kleine Enzyklopädie. Die deutsche Sprache. Leipzig, 1969, Bd. I—II.
266. *Kluge W.* Perfekt und Präteritum im Neuhochdeutschen. Münster (Westf.), 1961.
267. *Köhler K. H.* Zum Problem der Korrelate in Gliedsätzen.— In: H. Schumacher (Hsg.). Untersuchungen zur Verbvalenz. Tübingen, 1976.
268. *Kolde G.* Besprechung der dritten Auflage des «Deutschen Sprachbaus».— In: Indogermanische Forschungen, Bd. 79.
269. *Korn K.* Sprache in der verwalteten Welt. 2. Aufl. Olten u. Freiburg im Breisgau, 1969.
270. *Kriwonossow A.* Die modale Partikel *schon* und die logische Wechselbeziehung zwischen den umgangssprachlichen Sätzen.— In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität. Berlin. Gesellschaftlich-sprachwissenschaftliche Reihe, XII, 1963.
271. *Kroeger H.* Zeitbewußtsein und Tempusgebrauch im Deutschen. Frankfurt/Main, 1977.
272. *Künhold I., Putzer O., Wellmann H.* Deutsche Wortbildung. Dritter Hauptteil. Das Adjektiv. Düsseldorf, 1978.
273. *Kürschner W.* Studien zur Negation im Deutschen. Tübingen, 1973.
274. *Latzel S.* Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. München, 1971.
275. *Latzel S.* Zum Gebrauch der deutschen Vergangenheitstempora.— In: Gelhaus/Latzel. Studien zum Tempusgebrauch in Deutschen. Mannheim, 1974.
276. *Lenerz J.* Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen. Tübingen, 1971.
277. *Leska Chr.* Vergleichende Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle, 1966, Bd. 87.
278. *Lewandowski Th.* Linguistisches Wörterbuch. 3. Aufl. Heidelberg, 1979—1980, Bd. 1—3.
279. Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, 1973, Bd. I—III.
280. *Leys O.* Zum Nebeneinander von Subjekts- und Objektsgenitiv.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Düsseldorf, 1974.
281. *Lindgren K. B.* Morphem — Wort — Wortart — Satzglied.— Versuch einer Begriffserklärung.— In: Wirkendes Wort, 1967, H. 4.
282. *Lindgren K. B.* Syntaktische Probleme beim deutschen Infinitiv, I—II.— In: Neuphilologische Mitteilungen, 1964, H. 3; 1967, H. 1.
283. *Ljungerud I.* Bemerkungen zu dem persönlichen Pronomen in der deutschen Gegenwartssprache.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch, I. Düsseldorf, 1974.
284. *Ljungerud I.* Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900. Lund — Kopenhagen, 1955.
285. *Lorc E.* Die «erlebte Rede». Heidelberg, 1921.
286. *Lüffen J.* Untersuchungen zur Leistung der Partikeln in der gesprochenen deutschen Sprache. Göppingen, 1978.
287. *Magnusson K.* Die Gliederung des Konjunktivs in Grammatiken der deutschen Sprache. Uppsala, 1976.
288. *Mathesius V.* Zur Satzperspektive im modernen Englisch.— In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 1929.
289. *Maurer Fr.* Über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, Sprachpflege und Sprachgefühl.— In: Festschrift für Hugo Moser. Düsseldorf, 1969.

290. *Meier G. F.* Grundfragen einer funktionalen Grammatiktheorie.— In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, 1974, H. 1—3.

291. *Meier H.* Deutsche Sprachstatistik. Hildesheim, 1964, Bd. 1—2.

292. *Meillet A.* Caractères généraux des langues germaniques. 5 éd. Paris, 1937.

293. *Mittelberg E.* Wortschatz und Syntax der Bildzeitung. Marburg, 1967.

294. *Möller G.* Deutsch von heute. Leipzig, 1962.

295. *Moser H.* Deutsche Sprachgeschichte. 3. Aufl. Stuttgart, 1957.

296. *Moser H.* Entwicklungstendenzen des heutigen Deutsch.— In: Levende Talen, 1957, S. 195—220.

297. *Moser H.* Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebskräfte im heutigen Sprachgeschehen.— In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Düsseldorf, 1967.

298. *Moser H.* Zur Situation der deutschen Gegenwartssprache.— In: Studium Generale, 1962, H. 1.

299. *Moskalskaja O. I.* Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 3. Aufl. Moskau, 1983.

300. *Motsch W.* Syntax der deutschen Adjektivs. Berlin, 1964.

301. *Naes O.* Versuch einer allgemeinen Syntax der Aussagen.— In: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 1962.

302. *Neumann I.* Temporale Subjunktionen.— In: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, II. Mannheim, 1972.

303. *Nikula H.* Verbvalenz und Pronominaladverb.— In: Studia Neophilologika, 1980, H. 1.

304. *Ohmann E.* Nochmals die Pluralisierung des Abstraktums.— In: Zeitschrift für deutsche Sprache, 1970, H. 1—2.

305. *Oksaar E.* Quantitative Stilmerkmale.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch, 2. Düsseldorf, 1975.

306. *Oksaar E.* Zu den Genusmorphemen bei Nomina Agentis.— In: Studies in Modern Philology, 1968, S. 173—180.

307. *Olszok K., Wuester E.* Zur Wortstellungsproblematik im Deutschen. Tübingen, 1983.

308. *Ortmann W. D.* Wortbildung und Morphemstruktur eines deutschen Gebrauchwortschatzes. München, 1983.

309. *Paul H.* Deutsche Grammatik. Halle, 1955, Bd. I—V.

310. *Paul H.* Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. Halle, 1937.

311. *Pavlov V. M.* Die substantivische Zusammensetzung im Deutschen als syntaktisches Problem. München, 1972.

312. *Pfütze M.* Satzbau, Stil und Klasse — kritische Bemerkungen zur sozialen Grundlage einiger Anschauungen über Normen in der deutschen Satzstruktur.— In: Wissenschaftliche Zeitschrift der pädagogischen Hochschule Potsdam. Gesellschaftlich-sprachwissenschaftliche Reihe, 1966, H. 2.

313. *Pfütze M.* Syntaxforschung Kontextverflechtung.— In: Wissenschaftliche Zeitschrift der pädagogischen Hochschule K. F. W. Wander. Dresden, 1968, H. 1.

314. *Platz B.* Kritisches zur Kritik an der traditionellen Grammatik.— In: Wirkendes Wort, 1977, H. 2.

315. *Polenz P. v.* Funktionsverben im heutigen Deutsch, Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf, 1963.

316. *Popadič H.* Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbalausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch. Mannheim, 1971.

317. *Porzig W.* Die Leistung der Abstrakta in der Sprache.— In: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 1962.

318. *Porzig W.* Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 1934, Bd. 58.

319. *Preusler W.* Deutsches *es* als Ergänzung bei Verben.— In: Revue des langues vivantes, 1957, H. 5.

320. Probleme der Textgrammatik, I—II. «Studia grammatica». Berlin, 1974, Bd. XI; Berlin, 1977, Bd. XVIII.

321. *Pütz H.* Über die Syntax der Pronominalform *es* im modernen Deutsch. Tübingen, 1975.

322. *Rasch W.* Zur Frage des epischen Präteritums.— In: Wirkendes Wort, 1961, Sonderheft.

323. *Rath R.* «doch» — Eine Studie zur Syntax und zur kommunikativen Funktion einer Partikel.— In: Deutsche Sprache, 1975, H. 3.

324. *Rath R.* Trennbare Verben und Ausklammerung.— In: Wirkendes Wort, 1965, H. 4.

325. *Regula M.* Grundlegung und Grundprobleme der Syntax. Heidelberg, 1951.

326. *Reiwein I.* Modalverb-Syntax. Tübingen, 1937.

327. *Renicke H.* Grundlegung der neuhochdeutschen Grammatik. Zeitlichkeit — Wort und Satz. Berlin, 1961.

328. *Ries I.* Was ist ein Satz? Prag, 1931.

329. *Ries I.* Zur Wortgruppenlehre. Prag, 1928.

330. *Riesel E.* Deutsche Stilistik. 2. Auflage. Moskau, 1963.

331. *Riesel E.* Der Stil der deutschen Alltagsrede. Moskau, 1964.

332. *Riesel E., Schendels E.* Deutsche Stilistik. Moskau, 1975.

333. *Römer R.* Die Sprache der Anzeigenwerbung. Düsseldorf, 1968.

334. *Rupp H.* Sprachgebrauch. Norm und Stil.— In: Rupp/Wiesmann. Gesetz und Freiheit in deutscher Sprache. Frauenfeld, 1970.

335. *Rupp H.* Zum deutschen Verbalsystem.— In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Düsseldorf, 1967.

336. *Rujicka R.* Über die Einheitlichkeit der Modalität.— In: Linguistische Arbeitsberichte, 5. Leipzig, 1972.

337. *Saltveit L.* Akkusativ und Dativ in ihren Beziehungen zum Verb.— In: Sprachnorm, Sprachpflege und Sprachkritik. Düsseldorf, 1968.

338. *Saltveit L.* Studien zum deutschen Futur. Bergen — Oslo, 1962.

339. *Saltveit L.* Synonymik und Homonymie im deutschen Tempussystem.— In: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Düsseldorf, 1970.

340. *Saltveit L.* Zur Frage der Unterordnung von Sätzen.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch, 2. Düsseldorf, 1975.

341. *Sanders D.* Wörterbuch der Deutschen Sprache. Leipzig, 1876, Bd. 1—2.

342. *Sandig B.* Syntaktische Typologie der Schlagzeile, Möglichkeiten und Grenzen der Sprachökonomie im Zeitungsdeutsch. München, 1977.

343. *Schendels E.* Deutsche Grammatik. Moskau, 1979.

344. *Schendels E.* Polysemie und Synsemie in der Grammatik. Probleme der Semanalyse.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle/Saale, 1979, Bd. 100.

345. *Schenkel W.* Zur erweiterten Attribuierung im Deutschen. Halle/Saale, 1972.

346. *Schieb G.* «Bis».— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle, 1960, Bd. 8.

347. *Schlaefer M.* Die Adjektive auf *-isch* in der deutschen Gegenwartssprache. Heidelberg, 1977.

348. *Schmidt S. J.* Zur Linguistik der sprachlichen Kommunikation.— In: Linguistische Probleme der Textanalyse. Düsseldorf, 1975.

349. *Schmidt V.* Die Streckformen des deutschen Verbums. Substantivisch-verbale Wortverbindungen in publizistischen Texten der Jahre 1948 bis 1967. Halle, 1968.

350. *Schmidt W.* Grundfragen der Grammatik. Berlin, 1965.

351. *Schmidt W.* Zum gegenwärtigen Stand der funktionalen Grammatik.— In: Deutschunterricht (Berlin), 1969, H. 4.

352. *Schoenthal G.* Das Passiv in der deutschen Standardsprache. München, 1976.

353. *Schulz D., Griesbach H.* Grammatik der deutschen Sprache. 5. Aufl. München, 1967.

354. *Schumacher H.* Zum Problem der Satzmodelle.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch, 2. Düsseldorf, 1975.

355. *Schwartz U.* Modus und Satzstruktur. Eine syntaktische Studie zum Modussystem im Deutschen. Kronberg/Ts., 1973.

356. *Seibicke W.* Wörter auf *-mäßig.*— In: Muttersprache, 1963, H. 2—3.

357. *Silman T.* Die Absatzstrukturen in Goethes theoretischer und erzählender Prosa.— In: Weimarer Beiträge, 1968, H. 4.

358. *Silman T.* Stilanalysen. Leningrad, 1969.

359. *Silman T.* Unterbedeutung (Subtext) als sprachliche Erscheinung.— In: Actes du X^e Congrès international aux linguistes, III. Bucarest, 1970.

360. *Simmler Fr.* Die Valenz des Verbums «werfen».— In: Akten des VI. Internationalen Germanistischen Kongresses. Basel, 1980.

361. *Sommerfeldt K. E.* Zu einigen Entwicklungstendenzen im Satzbau der deutschen Sprache.— In: Deutsch als Fremdsprache, 1966, H. 4.

362. *Sommerfeldt K. E.* Zur Entwicklung des deutschen Satzes in 19. und 20. Jahrhundert.— In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, 1964, H. 1.

363. *Starke G.* Konkurrierende syntaktische Konstruktionen.— In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, 1969, H. 1—2; 1970, H. 1.

364. *Steche Th.* Die neuhochdeutsche Wortbildung, 1. Breslau, 1927.

365. *Steger H.* Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache.— In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Düsseldorf, 1968.

366. *Stegmann von Pritzwald K.* Die Pluralumwälzung im Deutschen.— In: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 1962.

367. *Steinitz R.* Adverbialsyntax. 2. Aufl. Berlin, 1971.

368. *Steinitz R.* Sind alle Inchoativa inchoativ? — In: Linguistische Studien, 18. Berlin, 1975.

369. *Stepanowa M. D., Černyševa I.* Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. Moskau, 1975.

370. *Steube A.* Unpersönlicher Passiv.— In: Linguistische Arbeitsberichte, 5. Leipzig, 1972.

371. Stilwörterbuch der deutschen Sprache.— Der Große Duden. 5. Aufl. Mannheim, 1963, Bd. 2.

372. *Stolt B.* Der prädikative Rahmen und die Reihung.— In: Moderna språk. Language Monographs 9, Saltsjö-Duvnäso J.

373. *Storch G.* Semantische Untersuchungen zu den inchoativen Verben im Deutschen. Braunschweig, 1978.

374. *Sütterlin L.* Die deutsche Sprache der Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig, 1910.

375. *Sütterlin L.* Neuhochdeutsche Grammatik. München, 1924.

376. *Svedelius C.* L'analyse du langage applique à la langue francaise. Uppsala, 1897.

377. *Tarvainen K.* Die Modalverben im deutschen Modus- und Tempussystem.— In: Neuphilologische Mitteilungen, 1976, H. 1.

378. *Tesnière L.* Grundzüge der strukturalen Syntax. Hsg. u. übersetzt von U. Engel. Stuttgart, 1980.

379. *Trager G. L., Smith H. L.* An Outline of English Structure. Oklahoma, 1951.

380. *Trier J.* Unsicherheiten im heutigen Deutsch.— In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Düsseldorf, 1968.

381. *Tschirsch Fr.* Geschichte der deutschen Sprache, II. Entwicklung und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. Berlin, 1969.

382. *Ulvestad B.* «Nicht» im Vorfeld.— In: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Düsseldorf, 1975.

383. *Ulvestad B.* Das pränukleare Adverbialattribut bei Nominalen im Deutschen (dort die Burg, vor ihm der Sarg, nebenan das Abteil).— In: Gesprochene Sprache. Düsseldorf, 1974.

384. *Ulvestad B.* Statistics in syntactical description of German.— In: Modern Language Quarterly, 17 (1956).

385. Untersuchungen zur Verbvalenz, hsg. v. H. Schumacher. Tübingen, 1976.

386. *Vater H.* Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch. Tübingen, 1963.

387. *Vater H.* «Werden» als Modalverb.— In: Aspekte der Modalität. Tübingen, 1975.

388. *Wandruszka M.* Deutsche und romanische Verbalstrukturen.— In: Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf, 1970.

389. *Weber H.* Das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im Deutschen. München, 1971.

390. *Weinrich H.* Tempus. Besprochene und erzählte Welt. 2. Aufl. Stuttgart — Berlin — Köln — Mainz, 1971.

391. *Weise O.* Unsere Muttersprache. 5. Aufl. Leipzig u. Berlin, 1907.

392. *Weisgerber L.* Die ganzheitliche Behandlung eines Satzbauplanes. Düsseldorf, 1962.

393. *Weisgerber L.* Die sprachliche Gestaltung der Welt. 3. Aufl. Düsseldorf, 1962.

394. *Weisgerber L.* Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik. 3. Aufl. Düsseldorf, 1962.

395. *Weiss A.* Syntax spontaner Gespräche. Düsseldorf, 1975.

396. *Weiss A.* Zur Frage der Parallelkonstruktionen.— In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle, 1953, Bd. 75.

397. *Weiss W.* Die Negation in der Rede und im Bannkreis des satzkonstruierenden Verbs I.— In: Wirkendes Wort, 1961, H. 2.

398. *Weiss W.* Die Negation zwischen Satzbezug und Verselbständigung, 2.— In: Wirkendes Wort, 1961, H. 3.

399. *Welke K.* Untersuchungen zum System der Modalverben in der deutschen Sprache der Gegenwart. Berlin, 1965.

400. *Wellman H.* Deutsche Wortbildung, 2. Hauptteil: Das Substantiv. Düsseldorf, 1975.

401. *Wetzel E. u. Fr.* Die deutsche Sprache. 12. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, 1904.

402. *Weydt H.* (Hsg.) Aspekte der Modalpartikeln. Tübingen, 1977.

403. *Whorf B. L.* Language, Thought and Reality.— Cambridge (Mass.) — New York, 1959.

404. *Wichter S.* Probleme des Modusgebrauchs im Deutschen. Tübingen, 1978.

405. *Wilmanns W.* Deutsche Grammatik. 2. Aufl. Straßburg, 1897—1909, Bd. I—III.

406. *Winter W.* Relative Häufigkeit syntaktischer Erscheinungen als Mittel zur Abgrenzung von Stilarten.— In: Phonetica, 7, 1961, S. 193—216.

407. *Winter W.* Vom Genitiv im heutigen Deutsch.— In: Zeitschrift für deutsche Sprache, 1966, H. 2.

408. *Wotjak G.* Zu einer Bergiffsbestimmung der Pragmatik.— Linguistische Arbeitsberichte. Leipzig, H. 4.

409. *Wunderlich D.* Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. München, 1970.

410. *Žerebkov V. A.* Das Verb. Ein Hilfsbuch zur deutschen Grammatik. Moskau, 1977.

INHALTSVERZEICHNIS

Владимир Григорьевич Адмони

Теоретическая грамматика немецкого языка

Зав. редакцией *А. И. Ковалева*
Редактор *Д. Б. Белосельский*
Младший редактор *Л. А. Кургузова*
Художественный редактор *Е. Л. Ссорина*
Художник *М. К. Шевцов*
Технические редакторы *Н. Н. Махова, Т. В. Семёнова*
Корректор *З. А. Безпалова*

ИБ № 9257

Сдано в набор 12.12.85. Подписано к печати 12.08.86. Формат $60 \times 90^1/_{16}$. Бум. книжно-журнальная отечественная. Гарнит. Литературная. Печать Офсетная. Усл. печ. л. 21. Усл. кр.-отт. 21. Уч.-изд. л. 26,08. Тираж 12 000 экз. Заказ № 278. Цена 1 р. 30 к.

Ордена Трудового Красного Знамени издательство
«Просвещение» Государственного комитета РСФСР по делам
издательств, полиграфии и книжной торговли.
129846, Москва, 3-й проезд Марьиной рощи, 41.

Отпечатано с диапозитивов ордена Трудового Красного Знамени
фабрики «Детская книга» № 1
Росглавполиграфпрома Государственного комитета РСФСР
по делам издательств, полиграфии
и книжной торговли. 127018, Москва, Сущевский вал, 49 на Саратовском ордена Трудового Красного Знамени полиграфическом комбинате Росглавполиграфпрома Государственного комитета РСФСР по делам издательств, полиграфии и книжной торговли. 410004, Саратов, ул. Чернышевского, 59.

Адмони В. Г.

А31 Теоретическая грамматика немецкого языка: Строй соврем. нем. яз.: Учеб. пособие для студентов пед. ин-тов по спец. № 2103 «Иностр. яз.» — 4-е изд. дораб.— М.: «Просвещение» 1986.—336 с.

Книга является пособием по курсу теоретической грамматики немецкого языка. В пособии в соответствии с программой курса последовательно рассматриваются вопросы морфологического и синтаксического строя немецкого языка, дается характеристика современных концепций.

А $\frac{4309000000-705}{103(03)-86}$ **57—86**

ББК 81. 2Нем